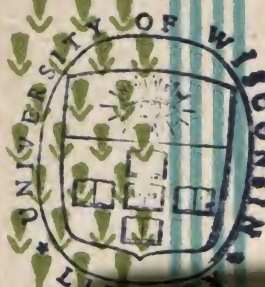




Wilhelm
Bölsche
Die
Mittagsgöttin
1882

Library
of the
University of Wisconsin







Wilhelm Bölsche
Die Mittagsgöttin

Ein Roman aus dem Geistes-
kampfe der Gegenwart



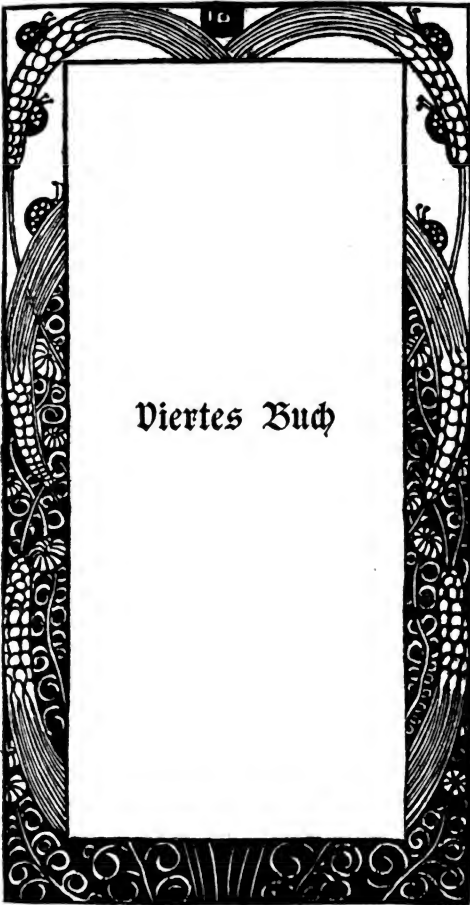
3. Auflage
II. Band

Verlegt in Jena 1905
bei Eugen Diederichs



107120
JUN 24 1907

X47Y
B6383
M
2



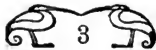
Viertes Buch



I

Wahrheit! Was ist Wahrheit?

Lichtblauer Morgenhimmel über mir, aus-
gespannt wie ein zartes, lose verschwebendes Sei-
denzelt, dessen Eden auf dem breiten hellgrünen
Blätterwerk der Tulpen- und Trompeterbäume an
der alten Orangerie zu lasten schienen. In dem
moosweichen Rasenteppich ein Schwellen und
Strohen, als sei von den wilden Regengüssen des
gestrigen Tages noch ein wogendes Meer darunter
versteckt geblieben. Fern zwischen den Platanen im
Parkgrunde die letzten Nebeldünste langsam zer-
rinnend vor dem warmen Strahl, Durchblid um
Durchblid entschleiernd. Das gelbe Gartenhaus
selbst mit seinen beiden roten Ziegeltuppeln, seinen
verknäuelten Klematisranken über der Säulen-
veranda und seinen grün getünchten Kübeln mit
den schwärzlichen, runden Igelköpfen der Lorbeer-
büsche in der Mitte des Ganzen gerade vor mir,



— eine schmale, verschlafene Sphinx, die aus kalten Glasaugen lauernd herüberblinzelte.

Kein Laut ringsum, nur bisweilen ein Gurren der Waldtauben vom nahen, geheimnisvoll dunklen Kiefernronnell, ein leises Zirpen der Zaunkönige am rauhen Stamm einer Silberpappel, die über die Platanen wegragte, das Aufplatschen eines Frosches im Perlmutterspiegel des schmalen Kanalarmes, der links die Wiese eingrenzte und von zierlichem Brüdchen aus weißem Birkengeäst gekreuzt wurde.

Ein großer, schwarzgelber Schwalbenschwanz, gestreift und zu tollen Arabesken ausgezackt wie ein päpstlicher Landsknecht, durchschnitt in langen, haarscharfen Zickzacklinien die warme Luft und fiel dann jäh auf den gelbrotten Fleck des Geraniendeckes inmitten der smaragdgrünen Nasenfläche vor der Orangerie nieder.

Jetzt vom Schlosse her mit zögernd rostigem Klang die Schläge einer Uhr, — acht Schläge, acht Uhr. Ganz fern, über den Dornröschenhag von grauem Teufelszwirn am großen Grenzkanal hinter dem Gartenhause herandringend das Bellen eines Hundes, schwach wie ein Glöckchen, das abgrundtief im Erlenwalde verborgen läutete.

Wahrheit! Was ist Wahrheit?

Seit einer Stunde saß ich nun schon hier im einsamen Parkwinkel, tief zurückgelehnt in die unbequeme Höhlung einer pechschwarzen, aus knor-

rigen Ästen aufgezimmerten Bank, den Blick auf dem morgentillen, duftfrischen Naturbilde, die Seele durchschauert von der Wucht dieser Frage.

Mir war schon im Schlafe gewesen, als Klinge sie mit Erzeston auf mich ein. Den kaum Erwachten hatte sie vom Lager getrieben, in den Park hinaus, hierher, zu der Stätte jenes rätselhaften Schauspiels von vorgestern morgen. Und durch die sonnenbeglänzte alte Wand las ich jetzt im Geiste immerfort die dunklen Lettern wieder, jenes „Veritas“, das mir damals ein Richtspruch gewesen war und heute als der Zeiger eines neuen Tages erschien.

Wahrheit! Was ist Wahrheit?

Gestern hatte ich mich nach Menschen geseht. Heute empfand ich die Einsamkeit als ein Herrliches. Der linde Duftatem dieses Morgens besänftigte das Wogen meiner Brust, — hier klang sogar jene Frage sanft. Der Platz vor dem stillen Geistertempel mit seiner Blumenfülle, seinem lichten Grün, seinen silberblauen Kanaladern ringsum grüßte mich wie eine fremde, friedliche Insel, an deren Strand mich die Sturzwelle der Nacht geschleudert, — ja, es war mein San Salvador, bei dem ich irrender Kolumbus der Wahrheit gelandet.

Den Zweifelnden hatte ich mit meiner Fahrt beweisen wollen, daß dort draußen, wo sie sich mühten, kein Land sei, sondern nur uferlose graue See, die den weiter und weiter Segelnden am Ende

seiner Reise nur dort wieder hinführte, von wo er im Geiste ausgegangen: in das alte, goldreiche Indien der bekannten Wissenschaft. Und ich hatte es bekennen müssen vor dem gespenstisch aufzudenden Lichtsterne der Nacht, — ich mußte es mir jetzt bestätigen im Glanze des taufrischen, schleierlosen Morgens: zwischen hier und dort lag in Wahrheit nicht bloß die „unfruchtbare Welle“ Homers, sondern ein Land, — ein Land, rätselhafter noch als jenes kolumbische Amerika, eine neue Welt, von deren Himmelsbergen aus gesehen vielleicht auch alles, was wir längst als unser Land zu kennen glaubten, ein neues Antlitz bekam.

Wahrheit! Was ist Wahrheit?

Immer süßer, berückender, Geist und Gemüt inniger durchschauend und umspinnend grub sich die Morgenstille des wunderbaren Parks in mich ein. Das Bellen des Hundes war verstummt, aber das ferne Geläut des Waldes setzte sich jetzt fort im Rudersruf. Auf der unermesslichen blauen Himmelswelle schwamm langsam ein einsames weißes Wölkchen herauf, trieb still dahin wie ein mattes, im Lufthauch zersplissenes Segel und zertheilte sich wieder wie Dampf der Nacht, den die Sonne auflöst.

Eine feierliche, fast gläubig ergebene Stimmung beherrschte mich, die ich sonst wenig an mir gekannt.

Gläubig, — gläubig.

Was war denn bisher von „Glauben“ in meinem Leben gewesen?

Ich fühlte deutlich — obwohl mit tiefem Staunen — wie diese neue Gedankenwelt, in die ich nun endgültig eingetreten, gleich zu Anfang, in der allerersten Entwicklungsphase, eine Saite in meiner Brust zum Klingen brachte, die ich am wenigsten geahnt, am wenigsten geachtet. Wunderlich hatte es mich in jener langen Erzählung des Grafen berührt, als er von den religiösen Motiven sprach, die bei seinem Übertritt zum spiritistischen Ideenkreise maßgebend gewesen seien.

Was war mir Religion?

Heute fühlte ich anders. In dieser ersten Stunde friedlicher, selbstprüfender Umschau auf dem neuen Gebiete, das ich mir erobert, merkte ich ganz klar, daß auch bei mir gerade an dieser Stelle ein toter Punkt gelegen hatte, ein Punkt, der nach Befreiung, nach Billigung gerungen und den nur die eiserne Hand des naturwissenschaftlich geschulten Geistes zurückgedrängt hatte.

Wärmer und wärmer leuchtete die steigende Morgensonne mir ins Antlitz.

Und mir war, als rinne aus einem stets vorhandenen, aber lange mühsam verschlossen gehaltenen Schrein meines Innern ein beglückendes Etwas durch mein tiefstes Sein . . . obwohl keine Kirchenglocke bis zu dieser blumenbunten Parkinsel drang, wußte ich doch, daß heute Sonntag sei.

Sonntag. Ja Sonntag.

Meine Lebensarbeit kannte seit den Tagen der Knabenschule keinen Sonntag, sie ging ihren Weg an dem Tage, wie an allen anderen. Vielleicht schlenderte, rauchte, plauderte, kneipte man Sonntags etwas mehr, sodaß dieser Tag im Grunde der hohllste, der verlorenste der Woche war. Vielleicht drängte man sich etwas mehr beim Einsteigen in einen Stadtbahnzug, vielleicht mußte man dem angestregter beschäftigten Kellner im Restaurant öfter rufen als sonst, — vielleicht zog man einen besseren Anzug an, um einen langweiligen Höflichkeitsbesuch zu machen, — vielleicht ärgerte man sich, daß ein Laden, in dem man etwas einkaufen mußte, geschlossen war. Das war unsere Sonntagsfeier.

Kirche? Gab es noch eine Kirche für die junge Generation, — die Generation nach Kant und nach Strauß? Hatte nicht Kant uns für all unser Denken mit absoluter Logik nachgewiesen, daß das Metaphysische, die Welt an sich, dem Menschengehirn nach unerbittlichem Gesetz ewig verschlossen blieb? Hatte nicht die Schule des einsamen Apostaten aus dem Schwabenlande, des Mannes, der sein Lebenskreuz in blutender Entsagung getragen, dafür aber stolz den Blick zu den Mysterien des anderen Kreuzes erhoben hatte, den Märchen Traum vom Jordanthal unerbittlich zermalmt?

Ich sah träumend zurück auf mein Leben, auf diesen gläubigen Teil meiner individuellen Bahn.

Ich gewahrte ein Kind, das unter dem Bann des Mutterauges die Händchen faltete, — Worte nachsprach von dem Herrn Jesus, der unser Gast sein sollte . . . es blieben ihm Worte, und wenn es Gefühl in sein Gebet legte, so betete es darin zur Mutterliebe selbst, die sein schirmender Gott, sein Gast und Gastgeber zugleich war, das Übrige blieb Schall und Rauch.

Einen wilden, übermütigen Knaben sah ich, dem man in den wenigen Stunden, die der Lehrplan der Religion zuwies, ein uraltes, schaurig großartiges Epos in die Hand gab, in dem die ganze, jahrtausendalte Menschheit ihr schroffstes Ringen, ihre Roheit, wie ihren Kulturheraufgang, ihren Trost wie ihre Verzweiflung, ihre Schuld und ihre Buße naht und grell niedergelegt, ein Buch, das er nicht verstehen konnte, weil er jung und weil er unschuldig war. Und man gab ihm dieses Epos in einer tief ehrwürdigen und melodisch schönen, aber seltsam veralteten Übersetzung, die er erst recht nicht zu fassen wußte, die ihm albern, lächerlich erschien, man gab es ihm, um Sprüche daraus zu lernen, die außerhalb des Zusammenhanges kindisches Geplärre blieben, und man sagte ihm dabei in Jahren, wo es schon keinen Glauben mehr in ihm fand, alles was er da lese, das Schöne und die Thorheit, sei lautere Wahrheit. Wahrheit! Was war ihm Wahrheit?

Endlich sah ich den Studenten, den werdenden

Mann, der anfang, in dem unendlich rätselvolleren Epos des Lebens selbst zu lesen, der die großen Fragen der Zeit einzeln durchdachte und durchkämpfte, — hergetief lag unter dem alles, was Religion hieß, — die Moral, die sich in ihm unter harten Stürmen ausbildete, entsprang ganz anderem Boden, in der Politik sah er im Religiösen, wo es herrschend auftreten wollte, ein klapperndes Knochengespinnst, das jeder helle Kopf aufs heftigste befehlen mußte . . . so zitterten zuletzt scheinbar nur noch Worte ohne Wert durch seinen Sinn. Kein Schauer des Mystischen durchrieselte ihn je. Er hörte Domgloden schallen und dachte an Kunst, an Musik. Er atmete den Duft des Weihnachtsbaumes ein und dachte an sein Elternhaus, an lachende Kinderaugen. Er sah den Pfarrer den Ring segnen, die Wiege weihen, am Grabe den letzten Gruß über der dumpf rollenden Scholle spenden, und er sah in ihm nur die verkörperte Festesweihe selbst, das Symbol der großen natürlichen Momente im Menschenleben, — weiter nichts. Ohne Stolz und Überhebung, einfach als ehrlicher Mensch meiner Zeit, hatte ich das Wort druden lassen: „Unsere Zeit ist heraus aus den Kinderschuhen der Mystik und Romantik, das Wissen ist unsere Religion, der Dienst der Wahrheit unser Gottesdienst.“

Männer von reinem Sinn, in denen ich die Besten des Tages verehrte, hatten mir strupellos

und freiwillig beigestimmt, — es schien fast schon eine triviale Wahrheit, was ich gesagt.

Und dennoch, dennoch war es jetzt auf einmal, als lange aus dem Frieden dieses blauen Morgenhimmels eine große weiße Geisterhand herab, die mit einem Strich alles das abwischte von der Tafel meines Lebens. Verschwunden waren die Kreise, die Runen, in die sich mein Denken eingesponnen, — naht, schwarz, leer stand die Fläche da. Aus dem gähnenden Dunkel aber kam es wie eine klingende Stimme, wie die Stimme des Moses, der vom Sinai stieg und das goldene Zeichen seines Bruders in den Staub trat: nein, es ist nicht wahr, daß ihr alle, du selbst, die Zeit, das Jahrhundert, frei seid von religiösem, von mystischem Zug. Du hast auf die Wissenschaft geschworen, ihr hast du alles geopfert — du und deine Zeit in dir — aber du warst nicht glücklich dabei. Auch in dir hat das Sehnen genagt, im innersten Sinn warst du neidisch auf den Gläubigen, der in seiner Hingabe an das unfaszbare Mysterium Trost fand.

Sei ehrlich! Sei ehrlich!

Du und ihr alle, die ihr denkt und fühlt in unserer Zeit, ihr seid tiefinnerlich religiös, ihr wagt es nur nicht zu sein aus Angst vor eurer Wissenschaft. Nun denn: dieses Wissen von der Welt liegt zerschellt vor deinen Füßen, die Fessel ist gelöst, die geknechteten Geister aus deinem Herzen sind da und verlangen Antwort von dir. Du

sollst keine neue Lösungen der alten Wahrheitsfrage suchen, du sollst erst prüfen, ob nicht, wie jene Geisterstimme der Nacht laut wurde trotz deines Unglaubens, so in den voreilig verworfenen Religionsträumen volle, sichtbare Wahrheit lebt.

Ähnliches hatte schon in mir geklungen im ersten Fiebersturme der schaurigen Nacht. Aber was mir daraus entgegenstarrte, schien ein Gorgonenhaupt. Heute war alles ringsum so still, so friedlich, so schön . .

Meine Seele träumte sich hinüber zu der großen, wunderbaren Welt des alten und neuen Testaments. Warum hatten wir im letzten Grunde jene schönen Trostesoffenbarungen verworfen?

Sei ehrlich! Sei ehrlich!

War die historische Forschung in Wahrheit allein stark gewesen zum Verdammen?

Nein, dreimal nein.

Das Wunder war es gewesen, der Wunderbegriff, was uns geschreckt. Lieber hatten wir den wirklich so ganz, ganz das sehrende Herz ausfüllenden Trost verschmäht, daß ein liebender Gott der Menschheit seine Gesetze offenbart, seinen Sohn als sichtbaren Geist zur Versöhnung, zur Bestätigung des Unsterblichkeitsgedankens in dieses unselige Weltenwirrsal gesandt.

Wenn aber, wenn nun heute noch Wunder geschehen im alten Sinn, wenn die Seelen

Toter umgingen, um von einer anderen Welt zu zeugen — wozu das alles? Wozu das Sträuben, wozu?

Sei ehrlich! Sei ehrlich!

Deine Weisheit war ein Dienst in Schmerzen gewesen. Gerade du, der du stolz dich mit deiner Wissenschaft gebrüstet, du warst an jenem Geburtstagsmorgen, als du allein warst mit deiner Seele und ehrlich bis zu allen letzten Konsequenzen, du warst nicht weit von jener unseligen Erkenntnis des Predigers Salomonis: alles ist eitel, unser Erkennen ist Resignation, daß wir nichts erkennen können. Nun reißt eine starke Hand das lähmende Gespinnst entzwei . . . ist das etwas Betrübendes?

Nein, fröhlich, aufjauchzend im neuen Licht sollte deine Seele sein, weil sie wieder glauben darf.

Ich hatte wirklich die Empfindung, als sei in meinem ganzen Leben bisher kein Augenblick so vollkommenen Glückes gewesen, wie diese Morgenstunde. Wie unhörbare und doch im Innersten verstandene Osterglocken hallte es das ätherblaue Firmament entlang.

Ich sollte alles von vorne anfangen, mein ganzes Geistesleben. Dort sollte ich vielleicht von neuem einsetzen, wo das Kind die kleinen Händchen gefaltet. Aber ich fühlte auch in Wahrheit etwas dabei von neuer Kindesunschuld, von Kindes-trost, — ein Kind von dreißig Jahren mit wirrem, weltzerzaußtem Lockenhaar — aber dennoch wieder

ein Kind, das erst am Anfang der Welt und vertrauend an diesem Anfang stand . . .

Nein, einen solchen Sonntagmorgen hatte ich noch nie erlebt.

Man mußte gerungen haben wie ein moderner Mensch, der gelebt und gedacht hat in seiner Zeit, um die Seligkeit auskosten zu können, die in dem Gedanken lag: Deine Weltanschauung war falsch, dieses Wahnsinns spiel des mechanischen Geschehens ohne Sinn und Ziel war kein Wahnsinn der Welt, sondern ein Erkenntniswahn!

Ich hatte es wohl gefühlt, wie leer das Weltbild sei, das unser modernes Wissen als Endergebnis hinstellte. Aber daß es so, so elend sei, das empfand ich doch erst, als es mir wie süß geheimnisvolle Schauer der Erlösung durch die Seele rann bei der erwachenden Hoffnung, nur ein Traum, ein Wahngewilde habe mich in jenem Wissen genarrt.

Mein Sinnen ging weiter und weiter. Die Erde rollte inzwischen, unbekümmert um die Träume des einsamen Menschenkindes, ihre Bahn, die Zeit rüdte vor. Wieder erklang nach einer Weile das schnarrende Schlagen der Schloßuhr, die Sonne brannte heißer.

Auf den goldroten Blumeninseln in der Smaragdfläche der Wiese kamen und wechselten die großen Schmetterlinge unaufhörlich. Eine Zeit lang wirbelten zwei Trauermäntel in wildem

Liebespiel vor mir hin. Aus dem nahen Walde hierher verflattert, schienen sie in ihrem dunklen Schattenkleide mit dem grellen Lichtsaum etwas von dem scharfen Kontrastspiel der Beleuchtung unter dem Zweiggewölbe in die hellen, weichen Farbtöne des Parkes hinüber zu tragen. Ich folgte ihnen mit dem Blicke, bis ihr erotischer Wirbelstanz sich zwischen den leuchtend grünen Blättern eines kurzstämmigen Tulpenbaumes verlor.

Wenn diese Welt im innersten Wogenschlage ein wunderbar verborgenes Geisterreich in sich trug, — wer konnte ahnen, welche Rätsel auch diese Tierseele noch umschloß. Neue Gebiete, wohin das Auge nur schaute. Die Natur, die wir in mühseliger Arbeit entgeistigt, zum mechanischen Spiel ertötet: sie sollte neu beseelt werden, — ein Riesenwerk.

Ich stand im Begriffe, mich mit meinen Gedanken in neue Fernen zu verlieren. Aber ein Vorgang in der Mitte des Bildes, das so lange wie ein feierliches Gemälde vor mir gestanden, zog meine Aufmerksamkeit in diesem Moment zu sich herüber. Einer der Flügel an der mittelsten Glasthür des Gartenhauses schob sich mit leise klrrendem Geräusch vor, — in der Lücke erschien eine schlanke, weibliche Gestalt in heller Sommertoilette . . . Ernestine.

Das eine Füßchen vorgekehrt, blieb sie stehen und schaute sich um. In dem langsamen Heraus-

treten lag etwas Zaghaftes, die ganze zierliche Erscheinung hatte in der sonnigen, bunten Umgebung etwas von einem glänzenden Vögelchen, das halb fed und halb scheu aus seinem zufällig geöffneten Bauer in die Freiheit hinaustrippelte. Das junge Mädchen sah mit großen, scharfen Augen über den ganzen Platz weg. Da der Blick zufällig aber erst die weitere Ferne abließ, stieß er erst ganz zuletzt auf mich. Sie zuckte leicht zusammen, eine Sekunde schien es, als wolle sie wieder ins dunkle Innere des Tempels zurückflüchten. Aber sie erkannte mich, nickte mit dem Goldköpfchen und trat mit einem festen Schritte ganz heraus. Eine kurze Pause verging noch über dem sorgfältigen Verschließen der Thür. Der kleine, hell blinkende Schlüssel wurde tief in die Tasche versenkt, — ich erhob mich, sie kam lächelnd auf mich zu. Die Schmetterlinge flatterten aufgeschreckt von den Beeten und wirbelten vor ihr hin wie ein schwebender Blütenregen.

„Guten Morgen, gnädiges Fräulein.“

„Ach — guten Tag. Bleiben Sie sitzen, mein Herr, ich störe nicht. Sie gehen sich promenieren, — so früh? Sie lieben das Aufstehen sehr früh?“

Ich sah in dem niedlichen Mädchen heute bloß ein Glied des Spreewald-Hofstaates, der mir so rasch lieb geworden war, und ich drückte das kleine Händchen, das unendlich viel rosiger und zarter

war als das der großen Zauberin Lilly, mit freundschaftlicher Wärme.

Wir hatten uns gestern abend nicht mehr begrüßen können. Aber sie mußte um mein Kommen wissen. Sie fragte nicht und setzte mein Hiersein als selbstverständlich voraus. Unser Gespräch war rasch im Gange. Sie hatte das zwanglose Wesen der Pariserin, die dem Manne sehr rasch entgegenkommt, aber im Innersten sich doch hinter dem bezauberndsten Lächeln die denkbar größte Kälte der Überlegung wahr. Der Gedanke lag für mich nahe, daß auch ihre Freundin und Gebieterin im Parke sei. Nein, — sie sei allein. Miß Lilly schloß noch im Schlosse. Sie selbst hatte aus dem Gartenhause etwas holen müssen, was Miß Lilly dort bei der letzten Sitzung liegen gelassen habe. Sie drückte sich ziemlich undeutlich aus, ich hatte das Gefühl, als sage sie aus irgend einem Grunde nicht ganz die Wahrheit. Ich war für sie ja wahrscheinlich noch bloß der Missethäter von vorgestern, sie traute mir offenbar nicht ganz. Nun, das würde sich später schon finden.

Sie ging übrigens schnell plaudernd zu anderem über. O, sei das schön heute im Parke. Ich hatte ihr Lieblingsplätzchen noch nicht gesehen — das unter den Buchen, nein? Dann mußte ich mit ihr hinkommen.

Wir durchpilgerten ein paar verschlungene Parkepfade. Das Plätzchen war wirklich entzückend. Die

Künstlerhand, die diesen Park geschaffen, offenbarte sich allerorten, wohin man sich auch wandte. Erst als Empfangsthor eine Kieferngruppe, rote Stämme, oben eine graue, sonnig durchflimmerte Wölbung aus zusammengebadenen, rundlichen Massen wie der verworrene Nektinäuel eines ungeheuren Raupennestes, aus dem schwarze, haarige Körper angelten, — zwischen den Bäumen fahle, blaugrüne Wacholderbüsche und metallisch wie Messing mit Grünspan aufblinkender Stechpalm, — ein Fleckchen Marklandschaft, als sei es vom Ufer eines stillen, moorigen Havelsees direkt hierher verpflanzt. Dann, als folge nun ein Stück Ostseeküste, ein Kreis gewaltiger Buchen mit zitterndem, hart geädertem Laub, die Rinde glatt, wie vom Drechsler poliert, mit zartem Flechtensammet bis hoch herauf hellgrün überspannen gleich alten Kupferträgern, die eine feuchte Lage in blanke Patina gehüllt. In der Mitte über allem ein Ausschnitt von strahlendem Himmelsblau, eine hohe, hohe Domkuppel, an der ein gebauschtes Fleckchen Wolken Schaum wie ein grellweiß gepinseltes Fresko-Engelchen hing.

Unser Gespräch stodte einen Augenblick. Um irgend etwas zur Anknüpfung zu thun, sagte ich nach einer Weile: „Nun lösen Sie mir doch das Rätsel, Fräulein Ernestine, wie Sie eigentlich vorhin in das Gartenhaus hineingekommen sind, ohne daß wir uns schon vorher gesehen haben. Ich hatte

doch wenigstens schon eine Stunde davor gegessen und hätte Sie . . .“

„O ja, mein Herr, aber Geister fliegen durchs Schlüsselloch. Ach, sehen Sie hier . . .“

Sie legte ihre Hand an einen der Baumriesen, — in die grüne Säule war vor Alters ein Herz eingeschnitten worden, die Rinde war vorgequollen und hatte die Umrißlinie verschoben, aber man erkannte es noch.

„Das war vor uns — sehen Sie — damals gab es noch Herzen zum Verlieren hier — jetzt hat man hier nur Philosophen. Er ist treuer als die Menschen, der Baum, er hebt das Herz auf. Die Menschen vergessen das.“

„Nun,“ sagte ich, „Sie verlangen etwas viel, dieses Liebespaar ist vielleicht seit hundert Jahren tot, der Baum lebt ein Jahrtausend.“ Ich hatte bei ihren Worten an Lillys Ausspruch in der Fischerhütte denken müssen. Es schien hier keineswegs bloß Philosophen zu geben . . .

Der feine Boudoirparfüm, den ihre Loden wie ihr loses Sommerkleidchen ausströmten, den jedes atmende Anschwellen der vollen Brust wie eine weit hinausrinnende Woge vor sich her trieb, hatte alsbald Besitz ergriffen von dem ganzen grünen Heiligtum dieses Buchenwinkels, er schien aufs engste verwebt mit der smaragdnen Dämmerung selbst, in die zarte Lichtbänder der Sonnenstrahlen wie große Streifen phosphorescierenden Staubes

schräg hineinfließen. Die schwarzbraunen Sternchen der Augen funkelten lustig, und indem das Buchenlaub sich ganz zart mit grünlicher Farbmischung in dem feuchten Bronzegrund spiegelte, geriet ein Zug in diesen Blick, der an ein kleines Raubtierauge gemahnte, nicht an ein Löwenauge, das schredete, sondern an das Auge eines niedlichen Käzchens, das gern gestreichelt, aber nicht hart angefaßt werden wollte, das zugleich schmeichelte und auf der Lauer lag. Es konnte keinen vollkommeneren Gegensatz geben zu dem großen, mystischen, ewig verschlossenen, scheinbar seelenlosen und doch vielleicht aus dem innersten Kern der Seele heraus den Angeschauten verzaubernden Schwarzgrau in den starren Sphinxäugen der Geisterseherin Lilly.

Nichts lag mir heute ferner, als eine erotische Eroberung, trotzdem empfand ich den Reiz. Aber der leichte Ton der Unterhaltung, den Ernestine offenbar gern angeschlagen hätte, paßte doch zu wenig in meine traumhafte Stimmung. Von neuem flüsterte eine Weile bloß das grüne Blätternetz zu unseren Häupten mit leisem Zirpen und Knittern, das dem Auge zugleich im Auf- und Abschweben des zarten Gitterwerks auf dem Moosboden sichtbar ward. In den Fichten klopfte unablässig wie ein wühlender Geist der Spiritist unter den Vögeln, der Specht. Meine Frage von vorhin hatte ich vergessen, obwohl sie ohne Antwort geblieben war.

„Ist im Schlosse sonst schon jemand auf?“ fragte ich endlich, während wir langsam weiter schlenderten.

„Personne.“ Es war der echte Pariser Ton, der selbst aus der weichsten Kehle bei dem unverfälschten Boulevardkinde immer etwas rauh hervorklingt.

„Aber ich weiß, wer auf ist. Haben Sie Monsieur Frey schon Ihren Besuch gemacht?“

„Monsieur Frey — dem Maler? Nein. Wohnt er nicht im Schlosse?“

„Aber nein, er wohnt doch für sich. Er steht schon um vier Uhr auf und macht die Musik, bis alle die Frösche im Kanal sich ins Wasser verbergen. Sie wissen, die Frösche sind neidisch auf Konkurrenz . . . Nachher malt er an einem Bild, das er abends wieder auswischt. O, er ist sehr drollig, Monsieur Frey!“

„Hat er Sie auch schon gemalt?“

„Aber nein, was Sie denken, mein Herr. Er malt bloß Miß Villn und sagt, er kann sie nicht treffen. Das ist das Metier von Monsieur Frey, und ich glaube, er ist sehr — sehr — nun, helfen Sie mir doch —.“?

„Kritisch?“

„Ja, das ist es wohl. Sehr kritisch allerdings. Aber Sie müssen ihm Besuch machen, es ist nicht weit. Ich werde Sie zu ihm führen. O, er ist charmant, Monsieur Frey, wir werden bei ihm den

Kaffee trinken, er wird sein — nun enchanté, er hat Sie sehr gern.“

Wunderliche Verhältnisse, die in diesem Geister-
schlosse herrschten. Also einer der Ritter dieser
Tafelrunde hatte gar sein eigenes Heim außerhalb
des Herrenhauses.

Die kleine Pariserin führte mich durch ein paar
Laubgänge, die so düster und versteckt dalagen,
daß man glauben konnte, man tauche noch einmal
in die längst entflohene Nacht zurück.

Einen Augenblick lang funkelte der große See
neben uns auf, die weißen und gelben Nymphäen
lagen naht und grell wie die Farbseide einer
Ebenholzpalette auf den tiefschwarzen Baum-
schatten. Die Sonne verschwand im Gezweig, der
Sandboden der Pfade, der auf dem freien Platze
vor der Orangerie schon zu hartem Staube ein-
getrodnet gewesen war, wich hier noch als breiige
Masse unter dem raschen Tritt. Stellenweise be-
deckten die abgeregneten Blüten der Kastanien-
bäume die ganze Breite des Weges mit goldrotem
Polster. Ein braunes Amselweibchen lief gemäch-
lich, als sei es in seinem engeren Reiche hier zum
Auffliegen zu bequem, mit unbeholfenem Schritt
vor uns her und nahm sich im Laufe noch Zeit,
mit dem starken Schnabel bald hier, bald dort
in dem modernden Blättersaum am Rande des
Pfades herumzustochern.

Jetzt noch ein kleines Thor aus lebendigem

Grün, — ein wahrer Riesenknoten von Gordium, — Hederosen, Hopfen, wilder Wein, riesige weiße Binden und Geisblatt zu einem Wirrsal verflochten, das in alter Germanenzeit hingereicht hätte, einer ganzen Ringburg als unbesiegbarer Wall zu dienen. Und dann schroff am Wasserspiegel, fast hineingebaut in den breiten Grenzkanal, ein schmales Haus, zweistödig, mit rotem Dach und grünen Fensterläden, die Front bis in die Schwalbennester am Giebelvorsprung hinauf ein Meer von goldgrünen Riesenblättern irgend einer fremdländischen Rebenart. Rechts und links reichten Silberpappeln ihr weiches Reiflaub zu den roten Dachziegeln heran, jenseits des mattblauen, milchigen Kanalspiegels bildete der verworrene Erlenwald eine undurchdringliche Mauer. Auf dem Sandplatz vor der alten, einflügeligen Thür lag ein Pfau gemächlich ausgestreckt und wärmte sich in der grellen Sonne. Er brachte mit dem leuchtendsten Metallblau seiner Brust etwas Pompöses, auffällig Prunkhaftes in das einfache Bild, als sei er eigens bestimmt, die Umwandlung des alten Häuschens, das seine ursprüngliche Bestimmung als Mühle nicht verleugnete, zum Atelier eines farben-trunkenen Malers anzudeuten. Träge und feder-rauschend schwannte er beiseite, als wir der Schwelle nahen.

Ernestine öffnete die Pforte, die nur angelehnt war, und tappte vor mir her die unmittelbar hinter

der Thür fast senkrecht emporsteigende Treppe hinan. Eine idyllische Malerklausur für den Mann, dessen „Metier es war, Villy ewig zu malen und nie zu treffen.“ Die kleine Pariserin schien hier vollkommen zu Hause zu sein, sie riß auch die Zimmerthür oben ungeniert auf, ohne nur anzuklopfen.

Ein Geruch von Kaffee und Firnis schlug mir entgegen. Der nächste Blick zeigte den heiligen Lukas, wie ihn ein guter Karikaturenmalers nicht besser hätte auf die Wand irgend einer Künstlerkneipe pinseln können. Frey ohne Rock und Weste, im schlichtgrauen Jägerschen Tricothemd, im Munde eine ehrwürdig verbrauchte Pfeife, die übrigens nicht brannte, ringsum die weißgetünchten Wände einer echten Bauernstube, auf die aber vom laubumspinnenen Fenster ein warmgrüner Schimmer floß, der dem Gemache den Anschein eines Zeltes im Waldeschatten verlieh. Von den schmutzigen, mit Farb- und Ölflecken wie eine alte Palette überschmierten Dielen allenthalben emporstarrte ein göttliches Atelierchaos: mit der Rückseite hohl aus dem Holzrahmen glänzende Bilderleinwand, hohe Rollen mit zerfasertem Rand, metallene Farbfläschchen in allen Größen und Abstufungen der grell bunten Etiketten, eine dicke, glänzendbraune Kaffeemaschine, unter der die blaue Spiritusflamme züngelte, ein paar Stöße zerlumpter Notenhefte, in einer Ecke buchstäblich vergraben unter

dem Gewühl ein kleines Klavier, ein paar Rosenstöcke, aus Mangel an Platz einfach auf den Boden hingestellt auf die Gefahr hin, daß jeder Eintretende in die Scherben fiel, ungespülte Eßgeschirre mit Speisereften, Käserinden, Apfelschalen, eine leere Champagnerflasche von flimmernder Eleganz mitten unter einer Batterie mönchsgrauer wendischer Braunbierkrüge — und auf allem so viel Aschenreste, so viel Parkstaub und so viel regenbogenbunte Farb- und Fettaugen wie nur irgend möglich. Wo ja noch eine Lücke blieb, waren zerklüftene Lappen, öldurchdrängte Tuchsegen hineingestopft. Nur von den Skizzen und Bildern selbst sah man wenig, keine fertigen Proben schmückten die kahle Wand, keine Altstudie, nichts, — auf der Staffelei vor dem Künstler prangte eine absolut leere Leinwand.

Fren begrüßte mich mit seiner ganzen wortlosen Trodenheit, die doch einen herzlichen Anstrich bekam durch den grundgutmütigen Ausdruck der Augen. Ich entschuldigte mich, daß ich ihn so früh störte. „Joo,“ sagte er mit seinem tiefen, schleppenden Organ, „das hab ich mir gleich gedacht, daß heute wieder so ein verflirter Tag wäre, wo man wieder nichts thut. Müssen Sie aber nicht übelnehmen, ich meine nämlich nur. Ach, fort damit. Gut, daß Sie gekommen sind. Nehmen Sie doch Platz, da so irgendwo . . .“ Er schaute im Kreise herum, als habe er sechs Fauteuils zu

vergeben, dann rüdte er mir sehr ruhig seinen einzigen Stuhl hin. „So, Fräulein Ernestine, jetzt müssen wir dem Herrn Doktor ja wohl eine Tasse Kaffee, — nicht wahr . . .?“

Das junge Mädchen hatte sich gleich bei ihrem Eintritt auf die Kaffeemaschine gestürzt, die eben auf dem Punkte stand, ihren überkochenden Inhalt unter mächtiger Dampfentwicklung auf eine große Palette zu spuden. Nachdem hier eine Katastrophe glücklich abgewendet war, zeigte es sich, daß von den drei Tassen des Inventars zwei für Malzweide verwertet waren. Eine davon konnte noch gerettet werden, an Stelle der dritten trat ein Wasserglas. Der Versuch, eine Cigarrenkiste hervorzu ziehen, erzeugte einen Bergsturz, und als die Staubwölke sich verzogen hatte, erwies sich die Stätte im Innern als leergebrannt. „Fatal,“ sagte Frey, „aber dann haben wir eben keine.“ Auch hier trat Ernestine rettend mit ihrer Cigarettentasche in die Bresche, sie brannte mir auch kordial ein Streichhölzchen an und reichte Frey einen Fidi-bus. „Wer in Dorfe oder Stadt, Eine Onkel wohne hat . . .“ deklamierte sie dabei mit lustigster falscher Betonung; ich fuhr lächelnd fort: „Der sei höflich und bescheiden, Denn das mag der Onkel leiden,“ und so hatten wir uns denn glücklich wieder mit dem besten deutschen Klassiker getröstet. In der Folge kletterte Ernestine auf die Kante eines Sofas, dessen Existenz ich jetzt erst unter einem Notenhügel

feststellte, ließ ihre schönen Füßchen herunterbaumeln, rauchte und hörte unserem langsam in Fluß kommenden Gespräche in artiger Zurückhaltung zu.

Frey interessierte mich, er interessierte mich lebhaft. Aber ich wußte nicht recht, wie ich ihn fassen sollte, um etwas über ihn zu erfahren. Von seinen Skizzen wollte er nichts zeigen. „Bah, die ganze olle Kunst ist Plunder.“ Wohl eine Viertelstunde lang machte er mir statt dessen bedeutsame Mitteilungen über die besten Sorten des Pfeifentabaks und verwandte Materien. Und doch hatte sein ganzes Wesen einen eigentümlichen Reiz. Ich wollte mit Gewalt das Gespräch auf Lilly bringen, aber hier wich er noch energischer aus. „Frauenzimmer soll man überhaupt nicht malen. Die haben alle Tage eine andere Frage. Nicht, Plunder!“

Die Sonne überkletterte inzwischen langsam den grünen Blättervorhang und zog ein breites Flimmerband über die leere Fläche auf der Staffelei, bisweilen huschten die Schatten der draußen ab und zu fliegenden Schwalben durchs Gemach, eine Biene hatte sich hereingewagt und summt trotz des penetranten Firnisgeruchs um die Blumenstöde im Winkel.

Rauchend und plaudernd wie heute, hatte ich schon in so manchem Atelier gefessen. Und doch schien mir auch hier ein besonderer Zauber zu walten. Er entsprang meiner Stimmung. Das

Höchste in der Kunst war mir Jahre hindurch der Wahrheitsdienst gewesen, der vollkommene Realismus. Wie viel Lanzen hatte ich dafür eingelegt. Wenn nun die Wahrheit eine andere war . . . ? Sollte jenes Mysterium hinter der Welt, dem ich auf der Spur war, nicht vor allen Dingen auch in der Kunst mächtig sein? Wenn nun die alte Ästhetik, die ich so siegesstolz bekämpft, doch recht gehabt hatte, dem Geheimnis näher stand? Wenn der Künstler nun doch intuitiv das Absolute schaute, die platonische Idee? Stein um Stein zerbrödelte in meiner Gedankenpyramide vor der einen Thatsache des Übernatürlichen . . .

Ein leises Klopfen an der Thür schreckte uns aus unserem friedlichen Geplauder auf. Der Graf.

„Na, sehen Sie, da ist die unsolide Gesellschaft. Seit einer halben Stunde suche ich irgend einen von meiner Schar, aber alle Zimmer sind leer wie das Grab Christi am Ostermorgen. Kinder, wie könnt ihr diesen herrlichen Tag hier mit Nikotin verqualmen, es fehlt bloß noch der Hauptmann. Na, einen Stuhl habt Ihr nicht, was? Thut nichts, ich setze mich gar nicht, ich möchte Sie bloß entführen, Doktor, dazu komme ich her.“

Er sah heute mit Strohhut und grauer Jägerjoppe wie der Typus des jovialen Landbedelmanns aus, der an keine Geisteskämpfe denkt. Da Ernestine gleich bei seinem Eintritt aufgesprungen war und das Zimmer verlassen hatte, nahm er

doch einen Moment rittlings auf ihrem warmen
Eßtische Platz.

„Ich bringe eine gute Nachricht, liebe Freunde.
Miß Lillys Geister regen sich und wollen noch heute
zu uns sprechen.“

„Na nu,“ sagte Fren, „das geht ja plötzlich
wieder Schlag auf Schlag.“

„Ja,“ fuhr der Graf lebhaft fort, „Sie haben
Glück, Doktor. Fren weiß, wie lange die Pausen
sich manchmal dehnen. Aber es ist so, Sie Misse-
thäter sind ihr sympathisch, trotz alledem. Wie ich
eben von ihr höre, haben wir allen Ernstes eine
große Kabinettstizung zu erwarten. Und mehr als
das, es soll etwas Besonderes geschehen. Miß Lilly
wird versuchen, den Geist eines wissenschaftlich ge-
bildeten Toten auf sich wirken zu lassen. Das ist
nun hochwichtig. Sehen Sie, der Geist Nellys
hatte ein subjektives Interesse für mich, Sie alle
waren in der Sache nur halb kompetent. Das
heute nun wird eine Art Generalkontrolle durch
alle Anwesenden zulassen. Ich sehe mit dem heu-
tigen Experimente eine Kette neuer Resultate be-
ginnen, die unendlich wertvoll sein müssen. Der
letzte Schatten einer Möglichkeit von Betrug muß
schwinden, wenn Sie das beschränkte Mädchen-
gehirn plötzlich mit den Verstandeskräften eines
geschulten Forschers arbeiten sehen. Und nun die
weitere Möglichkeit, daß gerade diese Geisterstimme
Aufschluß über Dinge giebt, die der Forschung bis-

her verschlossen waren. Ich erwarte ein Protokoll, das unser Wissen positiv erweitern wird. Denken Sie, was das heißt. Es ist Wissenserweiterung durch direkte Offenbarung! Wir müssen jedes Wort wie einen Schatz annehmen. Wer weiß, wann jemals wieder ein Medium von Villys Kräften für die Forschung erstehen wird. Vielleicht steht die Pforte des Mysteriums den Lebenden nie wieder in der Weise offen. Es gilt, die Chance ohnegleichen auszunutzen, es ist wie ein Venusdurchgang vor der Sonne, der nur alle Jubeljahr einmal vorkommt, für den Astronomen.“

Frey hatte seine Pfeife beiseite gestellt, er kritzelte jetzt mit einem Kreidestift auf einem Holzrahmen herum. Als der Graf schwieg, sagte er ohne aufzubliden:

„Ausnuzen — na ja. Für die armen Würmer nach uns, die den ganzen Erdensumpf noch einmal neu durchkrabbeln müssen. Uns selbst wäre am Ende besser, wir könnten den ganzen Krempel lieber heute als morgen über Bord werfen und selbst zu den Geistern hinübermachen, wo das Ganze ist, statt der paar lumpigen Splitter.“

Der Graf strich sich etwas unruhig über den Bart.

„Im Prinzip haben Sie recht, Frey. Und doch ist das ein Spielen mit Zündhölzchen. Was wir hier im Leben Erkenntnis nennen, sind allerdings nur Splitter. Gut. Aber seitdem ich den Trost

habe, wenigstens ein ganz klein wenig echte Erkenntnis zu erringen, fühle ich doppelt in mir den Beruf, zu leben. Sei es denn für die, die nach uns geboren werden. So lange wir das Mysterium selbst nicht wegschaffen können, daß immer wieder blinde, trostbedürftige Menschen neu geboren werden, ist die egoistische Weltflucht gerade des Wissenden ein Verbrechen. Mir ist das Bewußtsein, jenen armen Opfern durch mein Werk Erleichterung zu schaffen, ein Glück, dem ich nichts vergleichen kann. Auch das vollkommene persönliche Aufgehen in jene Überwelt nicht. Der Tod kommt ja doch. Und Geist bin ich hier wie dort. Hier bin ich Pionier, dort vielleicht der Ritter irgend eines glückseligen Kapitels. Wenn hinter all jenen Geistern ein großes Centrum steht im Sinne der menschlichen Gottesahnung, so hat dieser Urgeist mich an diesen Grenzposten nicht umsonst gestellt, ich werde schon ausdauern, so lange ich soll. Das andere kommt mir früh genug von selbst.“

Ich merkte heute nicht so das dialektisch Ausgefärbte in den Worten. Eine echte, einfache Größe schien mir daraus zu sprechen. Frey starrte jetzt träumend nach dem Fenster hinüber, seine Gesichtszüge hatten etwas Hohles, Knochenhartes.

„Na, kämpfen Sie man für Ihre Nachwelt, Graf. Die Steine und faulen Äpfel werden schon fliegen. Nicht von alledem, was wir haben, wird je Besitztum der blinden Schafsköpfe in der Masse.“

Dieser oder der wird's haben. — von innen, weil er's haben muß. Und vom Punkte ab, wo er's ganz gewiß hat, muß er ein Esel sein, wenn er nicht weiß, was der einzige Reim darauf ist!“

„Unser alter Streit!“ sagte der Graf mit schönem Lächeln, „und dabei leben wir alle beide noch und essen täglich so fröhlich zu Mittag, wie der alte Schopenhauer im Gasthaus zu Frankfurt. Im Hauptpunkte sind wir eben doch einig, — in Lully.“

„No ja, daran hab ich nie gezweifelt. Lully, das ist eben was anderes, das versteht sich.“

Es war, als sei, sobald er nur erklang, mit dem Namen des geheimnisvollen Wesens in diesem Kreise ein Motiv angeschlagen, bei dem alle Gegensätze sich versöhnten, wie der Hader der Konfessionen bei dem Namen Gottes schweigt.

Das Gespräch spann sich noch eine Weile fort, betraf aber jetzt leichtere Sachen. Ich mußte dem Grafen noch einmal bekräftigen, was er mir schon in der Feststimmung des gestrigen Abends abgenötigt: daß ich fürs erste ganz bei ihm bleiben wolle. Ich hatte keinen zwingenden Grund, seine Gastfreundschaft abzulehnen. In Berlin nahte die tote Saison, ich suchte um diese Zeit doch eine Sommerfrische auf, irgend ein stilles Gastzimmer unter den Kiefernstämmen der Hafelufer oder im Buchengrün Rügens, wo man sich Kehle und Nerven notdürftig vom Weltstadtdunst reinigen konnte.

Wohl dachte ich an Theresens Schicksal. Aber die Gewalt der Umstände hatte es vermocht, daß diese trübe Sache mir schon fern lag wie etwas Längstvergangenes. Nähere Nachrichten mußten ja ohnehin in diesen Tagen kommen. Dann ließ sich entscheiden, was zu thun sei. Alles, was Liebe zum Weibe hieß, war mir heute wie ausgelöscht für immer, ich dachte nur an das neue Wissen. Leidenschaft wider Leidenschaft! Es war nun so: eine Welt warf man in den Staub für ein Weib, Gehirn war dann ein leeres Nichts vor der Allgewalt des Herzens, der entfesselten Sinnenglut; und die Wage wechselte: der Gedanke drückte plötzlich zentnerschwer auf seine Schale, das Herz wurde ein albernes Kindermärchen, nur die Idee galt noch, die erotische Leidenschaft erstarb vor der intellektuellen. Dunkel empfand ich auch eine wirklich große Leere zwischen Therese und mir. Das war auch auf einmal da, ich wußte nicht woher. Etwas kindlich Süßes steckte in der Erinnerung an den stillen Liebestraum in der Schillingstraße, aber es kam mir so vor, als sei ich im Banne dieser letzten Tage jäh gealtert, all das andere verlor sich hinter mir wie ein Stück Jugendrausch. Ich dachte wohl, daß das sich wieder ändern könnte. Ich würde vielleicht doch zurückkehren. Aber im Augenblick war mir selbst die Erinnerung ein Hemmnis in der neuen Bahn. Ich war schwach genug, zu hoffen, es möchte heute noch kein Brief

von Therese kommen. Ich wollte erst die große Sitzung mit Lilly in aller Ruhe genießen. Ja, Lilly! Was war mir Therese! Von Lilly wollte ich hören, und ich sollte ja heute Neues, Unerwartetes hören . . .

„Jetzt wollen wir aber unsern Maler in Ruhe lassen,“ sagte der Graf, nachdem wir eine Weile geschwiegen und in der warmen, sonnenhellen Stube vor uns hingeträumt hatten. „Kommen Sie, ich wollte Ihnen im Schlosse noch etwas zeigen.“

Wir gingen. Als die Thür des Ateliers sich hinter uns geschlossen hatte und wir einer hinter dem andern die knarrende Stiege hinunterkletterten, drehte der Graf den Kopf nach mir um und sagte über die Schulter weg: „Das ist ein seltsamer Erdengast, dieser Fren, nein, Sie glauben nicht. Ungefättigt, er mag haben was er will. Sie hätten ihn sehen sollen, wie er kam, — diese Begeisterung. Heute ist's ihm schon nicht mehr genug. Er möchte tot sein, um mehr zu bekommen.“

„Und er ist wirklich ein begabter Künstler, sagen Sie?“

Statt zu antworten stieß der Graf in der finsternen Wand plötzlich eine Pforte auf, die nur direkt von den Treppenstufen selbst aus zugänglich war. Es zeigte sich eine kleine Kammer mit weingrünen Fensterchen, an den Wänden Bild an Bild — Frens eigentliche Galerie.

„Schauen Sie her,“ sagte der Graf, „das sind nun lauter Skizzen, nichts ist fertig, und alle dasselbe Motiv: Lully. Aber wenn das nicht ein Meister ist, so hab ich nichts von Kunst verstanden mein Leben lang.“

Wir nahmen Bild um Bild von der Wand, rollten ein paar Leinwandflächen auf, öffneten eine große Mappe, die in einer Ecke lag. Und während ich zugleich schaute und zuhörte, erfuhr ich das Lebensrätsel, die Lebenstragödie die Mannes, der über uns bei seiner Pfeife saß.

„Wissen Sie, was das heißt: die Flamme des Genius brennt nach innen statt nach außen, zehrt den Menschen selbst auf, anstatt andere zu wärmen? Und wissen Sie, was es heißt: einem Menschen ist seine Kunst Opium, an dem er sich beständig berauscht, aber eben nur sich, ohne daß andere das geringste davon haben? Für Frey ist der Selbstgenuß alles. Seine Leidenschaft ist, vor einer halb leeren Staffelei zu sitzen und kleine Andeutungen zu etwas Ungeheurem, einer gigantischen Komposition hinzuwerfen. Ist der Rausch des Erfindens und inneren Schauens ausgekostet, so wirft er die Skizze fort und denkt nicht daran, etwas auszuführen. Das Doppeltalent für Malerei und Musik fördert noch diese Phantasieorgien. Bilder und Töne sind ihm ein und dasselbe. Am Klavier schwelgt er in Farbenvisionen, mit dem Pinsel hört er die Farbabstufungen als Klang.“

„Und das Leben,“ sagte ich, „wie hat es diesen Mystiker ertragen?“

„Roh und bitter, wie es ist. Sie kennen die Welt, ich brauche Ihnen nicht viel von der Misere zu erzählen, in der der Mann steckte, als ich ihn kennen lernte. In frühen Jahren hatte er wohl noch ein paar Bilder fertig gemacht und verkauft, nachher nicht mehr. Und es war ein Jammer, denn seine Sachen mochten noch so toll sein: sie gingen. Da, sehen Sie diesen nackten Arm, diesen Brustansatz hier und staunen Sie vor dem Mysterium im menschlichen Genie: dieser Phantast kann beobachten, wenn er will. Er ist tiefinnerlich förmlich zwangsweise ein großer Realist, seine ersten Studienskizzen nach dem Modell sind realistische Perlen. Freilich: er selbst sagt, nach diesem fängt für ihn erst die Kunst an. So hat er eine Zeit lang seine Sachen nachträglich verdorben, nachher hat er überhaupt nichts mehr produziert. Gott weiß, wovon er eigentlich jahrelang gelebt hat. Bedürfnisse hat er allerdings fast gar keine. Unser Leben im Schlosse war ihm ein Greuel, er wurde erst heimisch bei uns, als wir hier die alte Müllerstube für ihn ausfindig machten, wo er sich wieder selber seinen Kaffee brauen konnte wie in seiner Dachstube in Pantow, wo ich ihn aufgegabelt habe.“

Ich hatte inzwischen wenigstens dreißig Porträtköpfe von Lilly an mir vorüberziehen lassen. Der

Graf hatte recht: in diesem phantastischen Opiumesser steckte durch Naturgabe ein großer Realist. Er hatte die Züge der Geisterseherin duzendfach mit sicherer Hand bis in die Einzelheiten hinein prachtvoll getroffen. Aber ich sah daneben auch nun selbst, wie er in immer neuen Ansätzen versucht hatte, etwas beizumischen, das mich in der Stimmung, in der ich mich befand, eigentlich noch viel mehr padte. Ich hätte es als Schrulle verworfen, wäre nicht die Stimmung gewesen, wäre nicht Lilly das Objekt gewesen, — Lilly, von der ich heute selbst glaubte, daß sie in gewissen Momenten über alles Bekannte und Geglaubte hinauswuchs. Je länger ich diese Gesichter um mich her anschaute, desto mehr faßte mich ein Schauer, ein Gefühl des Ungeheuren, Unfaßbaren und doch nicht Unzuweifelnden in dieser Kunst.

„Frey war schon Spiritist, als Sie ihn kennen lernten, nicht wahr?“

„Ja und nein, wie man's nimmt. Er war Mystiker, aber ohne Theorie. Das ist ja bei unseren Leuten hier überhaupt sehr verschieden gewesen. Der Hauptmann, zu dessen Eigenschaften es gehört, daß er täglich nicht unter zwei Bänden liest, war durch die Litteratur bekehrt worden. In Walter wühlte eine gewisse Oppositionslust gegen die materialistische Weltanschauung, der gemüthstiefe Poet und der nörgelnde Berliner, die in ihm steden, fanden sich hier ausnahmsweise zu-

sammen in gemeinsamem Ziel. Bei diesen beiden ist das alles aber nicht annähernd so tief, wie bei Frey. Als ich ihn kennen lernte, redete er mir von einem tiefen Rätsel des Rhythmisches, einer geheimen Offenbarungswelt, in der alles Mechanische zu einem seligen Schauer reiner Farben und zu reiner Tonempfindung werden sollte. Bei seiner wortkargen Art war schwer aus ihm Klug zu werden, aber er glaubte offenbar bereits, jene Überwelt rage in allen Momenten des echten künstlerischen Schaffens in unsere Geisteswelt hinein. Es war nur alles verworren. Als ich ihn dann mit dem Spiritismus bekannt machte, rollte sich der ganze Anäuel seines dumpfen Ahnens jählings auf wie eine Rose von Jericho, die ins Wasser kommt. Billy ist für ihn geradezu entscheidend geworden. Seit einem Jahre müht er sich jetzt, ihre Züge auf die Leinwand zu bannen. In ihre Augen legt er seine ganze Traumwelt. Das ist schon viel, daß er doch überhaupt wieder irgend etwas malt, irgend etwas erstrebt. Und für unsere Sache sind alle diese Skizzen, ob fertig oder unfertig, unendlich wertvoll, das ist doch auch zu bedenken. Das ist der Mann, nun haben Sie ihn. So ganz schätzen müssen Sie ihn erst lernen, er hat eine zähe Schale, der gute Freund Frey. Aber der Kern ist um so besser.“

Wir ordneten die Bilder wieder an ihre Plätze ein, aber sie schwanden mir nicht mehr

aus dem Sinn. Es war, als wandle ein stummer Geisterchor hinter uns her, als wir langsam, schweigend durch den Park aufs Schloß zu gingen.

Der Tag wurde schwül, die Müden schwärmten wild. Aus der regungslosen Bleimasse des Weihers stiegen sie wie eine leise summende, auf jede Regung in der Nähe lauende Säule auf, ein unheimliches, schwirtendes Mittagsgespinnst, mordgieriger Dunst, der den Wanderer mit tausend scharfen Spitzen bedrohte, wenn auch seine blutende Hand durch das graue Phantom hindurchgriff wie durch den Luftleib eines wirklichen Geistes. Das Schloß ragte inmitten der großen Stille wie ein alter, verlassener Tempel auf, die Schnörkelformen des Daches umflirt vom Sonnenglast.

Wir betraten das Arbeitszimmer des Grafen, in dem ich damals eine so seltsam zerrissene Stunde des Seelenkampfes verlebte. Heute erschien mir alles verändert, lichter, freundlicher.

Das harte Blau der Rouleaux warf einen sanften Schimmer darüber wie ein Ausschnitt von gedämpftem Himmelsazur, an der Kalkwand neben dem einen Fenster floß ein flimmerndes Band von klarem Sonnengolde hin. Die Schriften auf den großen Holztischen grüßten vertraut wie liebe Genossen zu mir herüber. Auf dem eisernen Bette, das mich schon damals in seiner Schlichtheit gerührt, lag eine alte, abgenutzte Reisedecke, grüne

Blüschblumen auf dunklem Grunde — ein Werk verklungener Liebe, dachte ich.

Der Graf öffnete wie an dem andern Tage die kleine Thür der Seitenkammer, die seine Bibliothek barg. Und von neuem sah ich die langen, langen Reihen der Bände mit den funkelnden Goldtiteln, vor denen ich als Saulus geflohen, zu denen ich als Paulus wiederkam. Das einzige, schmale Fenster stand offen, draußen lag der große, sonntäglich öde Wirtschaftshof, fern die grünen Moosdächer der Stallungen wie ein weicher, sammetner Wall, in der Mitte der riesigen grauen Fläche eine Schar grellweißer Tauben, der Himmel über dem Ganzen krystallklar, ein uferloses Meer von strahlendem Blau, in das der Blick kaum zu schauen wagte.

Wohl eine Stunde lang saßen wir in eifrigem Gespräche vor den Bücherregalen beisammen. Zum erstenmal that ich heute einen Blick in die geschichtliche Begründung der spiritistischen Lehren. Die Anfänge verloren im Nebel der Urzeit menschlicher Kultur, bei dem nackten Wilden, noch vor allen Religionsystemen. Zauberer — Zeichendeuter — männliche und weibliche Medien überall. Geheimlehren am Anfang der Geschichte, bei den alten Ägyptern. Moses ein Medium, Offenbarung der ältesten Sittenlehre auf spiritistischem Wege. Aus dem Orient ein überflutender Strom zur hellenischen Geisteswelt. Eleusis, — die Pythagoräer,

— Plato mit seiner Ideenlehre. Aus unabhängigen Wurzeln die gewaltigste Entfaltung in Indien, im Buddhismus, in der Scheidung von Sansara und Nirwana, mit wachsender Annäherung im jüngeren Buddhismus mit seiner Theorie der Seelenwanderung, mit seiner Trennung des unvergänglichen Seelenteiles vom Erscheinungsleibe, mit seinem „Karma“, das von Geschöpf zu Geschöpf erbt, seinem Heranreifen der Geister zur endlichen, weltüberwindenden Seligkeit. Weiter, eine neue Welle: das Christentum. Christus ein Medium. Mediumistisch seine Wunder, sein Erscheinen nach dem Tode spiritistische Materialisation oder direktes Sichtbarwerden des unvergänglichen Astralleibes. Die Welt der Neuplatoniker, Apollonius von Tyana, die Mysterien des Mithras. Und wieder ein gigantisches Medium: Mohammed. Funken spiritistischen Geistes in den Grübeleien der Scholastiker, in dem Riesenerbe des Aristoteles, in der Macht der Päpste. Mediumismus in den Hexenprozessen, in der Goldküche der Alchimisten, in den Horoskopen der Astrologie. Neuer Aufschwung mit der Befreiung der Wissenschaft im Gefolge der Reformation. Unermeßliche Triumphe gerade im scheinbar aufgeklärtesten aller Jahrhunderte, im achtzehnten. Swedenborg, Cagliostro. Tiefe Spuren selbst bei Goethe; Ottilie in den Wahlverwandtschaften; Maria in den Wanderjahren; Faust; der Begriff des Dämonischen. Ein

spiritistisches Drama die Jungfrau von Orleans. Um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts neues, immer erstaunlicheres Aufleben. Schopenhauer. Die Seherin von Prevorst. Allan Kardec in Frankreich. Jackson Davis und die Familie Fox in Nord-Amerika. Die großen Medien Glade und Home, die Wallace, Crookes, Zöllner befehren. Trost im Pessimismus der Zeit, Trost im sozialen Wirrsal. Ausgestaltung der Lehre vom Astralleib durch Du Prel. Die Zeitschrift Sphinx. Die Wunder der Telepathie. So an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts allenthalben strahlende Morgenröte, — vielleicht kein Jahrhundert mehr: und der Sieg war da, der vollkommene Sieg. Billy war der Gipfel, von hier kam der entscheidende Schlag.

So sollte es denn wirklich sein: ich vernahm zum erstenmal das Brausen der großen Grundmelodie, die überall anklang in der Geschichte, die tiefinnerliche Sphinxstimme im Liede der Menschheit selbst, die jetzt endlich, endlich zu klarem Ausklang kam. Keinen Trank gab es heute, der mich mehr hätte berauschen können, als diese Riesensperspektive des historischen Hintergrundes. Von dieser Höhe des Geschichtlichen aus verlor das einzelne Faktum der Gegenwart das beängstigend Isolierte, es erschien als Spitze einer Pyramide, deren Grundquader im festesten Granitgefüge der ganzen Menschheitsentwicklung stand. Nach der

Religion, nach der Kunst kam die Geschichte als dritte Saite hinzu, die ihren Klang in die neue Melodie zu mischen begann.

Ich sah immer und immer mehr meine ganze, ganze Gedankenwelt auswandern, sah die festesten, zähesten Wurzeln sich rücken, herausbrechen aus dem Erdreich, sich hinüberkrümmen nach dem neuen Boden, der neuen Scholle, dem neuen Licht. Und ich fühlte auch jetzt in all dem Gären und Wandeln fort und fort jene Seligkeit, die mir neben allem andern das zweifellose Kennzeichen war, daß die alte Stätte nichts getaugt hatte, daß im Verlieren kein Verlust, kein Schmerz, sondern eine Erlösung war.





II

Um zwei Uhr fanden wir uns alle zur Tafel im großen Saal zusammen. Es herrschte eine ernste Stimmung, ein allgemeines Erwarten, bei dem keiner Lust zum Reden fand. Lilly erschien mit Ernestine, als wir anderen bereits bei Tisch saßen. Sie begrüßte uns nur mit einem stummen Kopfnicken, ohne einen einzelnen anzusehen. Weder der gute Wein noch die feine Küche des Grafen brachten Leben in die Gesellschaft. Lilly selbst trank gar nichts. Die Hitze war trotz der sorgfältig geschlossen gehaltenen Jalousien eine fast unerträgliche. Mehrfach entstanden lange Pausen im schleppenden Gespräch. Das einförmige Geflapper der Teller, das Ab- und Zuhuschen der Diener machte die Stille dann nur noch deutlicher. Bisweilen begegneten sich die Blicke zweier Tafelgäste, — und jeder las schweigend im andern seinen eigenen Gedanken: Was wird kommen?

Der Schlag der Uhr, die an der Parkseite des

Schlosses vier Uhr anmeldete, gab endlich für Lilly das Zeichen zum Aufbruch.

Die Scene entwickelte sich zunächst genau so wie damals. Der Graf bot dem Medium den Arm und schritt mit ihm in den Park, wir anderen folgten. Draußen eine Glut zum Ersticken. Der Himmel nach allen Seiten mehr grau als blau, wie wenn die starre Wölbung von der Hitze beschlagen wäre. Im schlaffen Grün keine Vogelstimmen, der Duft der Blüten wie aufgezehrt vom sengenden Strahl. Unter den vielen Schritten hob sich der weiße Staub, aber nur, um gleich wieder kraftlos hinter uns zusammenzusinken.

Pshipolnizas Stunde in voller Macht, obwohl Mittag längst vorüber war. Sie schritt vor uns her, die Mittagsgöttin.

Ich mußte an das jämmerliche „Ignorabimus“ der Naturforscher denken. Nein, wir würden wissen . . .

Wieder wie beim erstenmal that sich die stille Halle des Gewächshauses vor uns auf. Sonnenbänder schräg im Halbdunkel, in denen die aufgewirbelten Staubteilchen tanzten, — auch das heute ein Bild der Verheißung, Lichtwellen einer Überwelt, die sich in unsere Erdennacht herunterspannen unter dem Zauberblick eines vermittelnden Wesens von übermenschlicher Kraft. Die Inschrift über der kleinen Thür kreuzte heute keiner der flimmernden Streifen, ernst, dunkel und doch im

gigantischen Sinne seiner stummen Rede eine Welt von Licht verkündend, trat das „Veritas!“ der schwarzen Lettern aus der beschatteten Wand. Und die schlichte Dede schien mir hinaufgeredt ins Unermessliche gleich der strahlenden Kuppel der Peterskirche zu Rom, in der ich — ungläubig, wie ich es gewesen war — doch einst mit zwingender Gewalt den Schauer des Übersinnlichen, alles Ameisengewimmel der Jahrhunderte Überraschenden empfunden, den Blick im unabsehbaren Meer von Gold und Blau an den Riesenbuchstaben des „Tu es Petrus“ festgebannt, über denen auch dort die schwebenden Lichtbänder hinflatterten, hell, triumphierend wie sichtbare Heerschaaren der unsichtbaren Idee, unter deren Flammenglanz der ganze Erdenfels auffunkelte und glühenden Reflex zurück, nach oben, in die Himmelsferne warf.

Das war gewiß keine Stimmung, um kühl zu beobachten. Erst als der Graf etwas zu mir sagte, fand ich mich wieder notdürftig in die Welt um mich her zurück.

Nur wenig war in der Halle verändert. Nahe der Seitenthür, aber noch ein ziemliches Stück weit von der Wand entfernt, war ein großer Sessel mit rotem Plüschbezug aufgestellt worden, auf dem sich Lilly gleich nach ihrem Eintritt mit der Miene äußerster Erschöpfung niederließ. Der grüne Spielstisch wurde mit der einen Schmalseite dicht herangerückt. Auf der Tuchplatte lagen ein paar große

Bogen gewöhnlichen Schreibpapiers und ein scharf gespitzter Bleistift.

Der Graf gab eine kurze Erläuterung dessen, was nach Lillys Aussagen etwa zu erwarten war. Der Geist, der voraussichtlich auf Lillys Gehirn einwirken würde, stand nicht so in ihrem engeren Bannkreise, daß ein Einschließen im Kabinett erforderlich wurde und Hallucinationen in den Zuschauern direkt erzeugt werden konnten. Man mußte sich genügen lassen an indirekten Bethätigungen der fremden Geisteskraft, die vom unsichtbaren Gehirn aus die Muskeln der Hand beim Schreiben beeinflussten. Was Lilly im mystischen Schlafzustande auf laute Anfragen hin niederschreiben würde, konnte als unmittelbare Antwort des mitspielenden fremden Geistes gelten, der durch Lillys Ohr die Fragen hörte und durch Lillys Hand antwortete, ohne daß Lillys eigener, in Narchose versetzter Denkapparat irgend welchen Antheil daran hatte.

Die Sache war hochgradig kompliziert, und der Graf fügte selbst hinzu, daß für einen a priori Ungläubigen bei diesem Experimente allerdings der Beweis für die mystische Einwirkung wesentlich nur aus der Art des Schreibens und der Natur der Antworten selbst zu entnehmen sein würde. Es fragte sich, ob Lilly Antworten schrieb, die auf keinen Fall ihrem eigenen Gehirn entsprungen sein konnten. Für mich, der ich den allgemeinen

Glauben an die Realität dieser Dinge jetzt mitbrachte, lag gerade in dem Raffinement des Ganzen, das alle groben Wunder ausschloß, ein bestridender Reiz. Selbst die dunkle Kammer ohne Zeugen fiel ja hier fort, der letzte Anflug an die Betrügereien des Thomas schwand. Alles, was überhaupt zu sehen war, sollte sich zwanglos in unserer Mitte abspielen. Wir sollten um den Sessel versammelt bleiben und sogar frei das Phänomen beobachten dürfen, wie Lilly in ihren Schlafzustand verfiel.

Die Sitzung begann. Unmittelbar dem Medium gegenüber an der zweiten Schmalseite des Tisches nahm Frey Platz. Er öffnete ein kleines Skizzenbuch, um Lillys Züge im somnambulen Zustande festzuhalten. Der Hauptmann setzte sich ihm zur Linken an die Breitseite und tauchte eine Feder ein zum Protokollführen. Walter, Ernestine, der Graf und ich stellten uns so, daß wir den Papierbogen unter Lillys rechter Hand im Auge behielten.

„Noch eins, Miß Lilly!“ sagte der Graf, als alles geregelt war. „Bitte, schreiben Sie mit Ihrer gewöhnlichen Handschrift ein paar Worte an die Spitze des Blattes. Es ist für Sie, Herr Doktor, — wir anderen kennen die Hand.“

Lilly, die den Kopf müde gegen die Rücklehne gestützt hielt, blickte bei den Worten mir halb von unten her ins Gesicht. Um ihre schmalen, matten Lippen spielte ein weiches Lächeln, das den

Zügen etwas wunderbar Süßes, einen Hauch von bestridendem Liebreiz gab. Es kam rasch und ging auch rasch wieder vorüber. „Wozu? Auch du glaubst ja!“ schien darin zu liegen. Im nächsten Augenblick beugte der Kopf sich vor, ich sah zwischen die schlichten, aschfarbigen Scheitellöckchen gerade hinein auf die bläuliche Mittellinie. Der Bleistift flog leicht, von lang gestreckten Fingern getragen, über das Papier.

„Der Wan ist kurz, die Keu ist lang. Lilly E. Jadsen.“

Die Züge waren fest und gerade. Sehr große, lateinische Buchstaben. Keine zierliche deutsche Mädchenhand, sondern die echte Comptoirschrift der selbständigen amerikanischen Jungfrau. Das h in Bahn fehlte, jedenfalls infolge mangelhafter Kenntnis der deutschen Orthographie. Nirgendwo eine Spur von überflüssigen Schnörkeln. Die Unterschrift hart, wie gestochen, mit einem einzigen dick auslaufenden Strich, der beim Punkt ansetzte. Wer stets nur Liebesbriefe von Landsmänninnen gesehen, der riet überhaupt nicht auf ein Weib hinter diesen Zügen. Zweifellos aber war es eine höchst charakteristische Handschrift, in jedem Buchstaben bis ins Kleinste gleichmäßig durchgebildet. Die Hand, die sich darauf geschult, ließ gewiß nur sehr schwer davon ab, so viel war sicher.

Das Blatt blieb zur allgemeinen Ansicht offen auf dem Tische liegen. Den Bleistift behielt Lilly

in der Hand. Bei allen trat jetzt eine vollständige abwartende Bewegungslosigkeit ein. Das gedämpfte Licht, die Schwüle in dem von der Sonne wie ein großer Ofen geheizten Gemach, die Stille, die auch vom Park her kein Laut unterbrach, hätten unter anderen Umständen eine gewisse Schläfrigkeit erzeugen müssen. Aber Lilly sorgte dafür, daß die Teilnahme sich im Gegenteil rasch steigerte.

Nachdem sie eine kurze Zeit mit geschlossenen Augen, die Schläfe wider die Kante der Rüdlehne gepreßt, vollkommen ruhig dageessen, zuckte sie plötzlich grell zusammen. Ein mühsames Aufseufzen, nach dem sich die Brust noch einmal ungewöhnlich hoch hebt, um dann desto tiefer zurückzuzwogen und fast starr zu verharren, — der Mund bleibt wie bei einer Toten dauernd in schmalen Spalt offen, die Wangen und die Rundung der Augäpfel unter dem geschlossenen Lid scheinen, soviel man bei der ungewissen Beleuchtung erkennen kann, seltsam einzusinken, der Teint wird noch fahler als sonst, — die Finger am Bleistift schlaff, kaum noch aktiver Halt für diesen, sondern in ihrer ruhenden Lage auf der Tischplatte nur mehr eine zufällige Stütze . . . wenn ich je irgendwo den Eindruck des Todes gehabt, so war es hier.

„Jetzt schläft der eigene Geist ganz,“ murmelte der Graf mir nahe am Ohr.

Eine kurze Pause — und ein neues, heftigeres

Aufzuden kam, an dem sich aber das Gesicht diesmal gar nicht zu beteiligen schien. Die Ellenbogen, die Hüften, die Schultern thaten hier und da einen Ruck, genau wie wenn ein elektrischer Strom auf bestimmte Nervenbahnen planlos und von den verschiedensten Ansatzstellen aus einwirkte. Die linke Hand mühte sich mit ein paar kurzen Stößen nach der Brust herauf, fiel aber bald wieder kraftlos, jäh, wie ein in unbequemer Stellung eingeschlafenes Glied herab.

„Der neue Geist probt seinen Apparat,“ sagte der Graf halblaut. „Orientiert sich über die Anschlußstellen der Bewegungsnerve an der Centralstation. Sucht den Schlüssel für die schreibende Hand.“

In der That konzentrierten sich die sämtlichen planlosen Reflexbewegungen allmählich mehr und mehr auf den rechten Arm. Mit einer Wucht, die das Papier der Unterlage zum Knittern brachte, klammerten die Finger sich plötzlich um den Bleistift. Gleich darauf hob sich der ganze Arm und schwebte mit leichtem, nervösem Vibrieren frei über dem weißen Bogen. Aber er schwankte jeden Augenblick nach rechts und links über die Grenzen desselben hinaus, — ganz so, als fehle der dirigierende Einfluß des sehenden Auges für die dirigierende Macht im Gehirn.

„Jetzt!“ sagte der Graf. „Fragen wir. Er wird antworten.“

Was sollte man fragen?

Der Graf neigte sich nahe zu der freien Schläfe des Mediums herab und sagte sehr laut: „Willst du uns Antwort schreiben?“

Einen Moment zitterte die Hand ziellos in der freien Luft weiter wie vorhin. Aber sie näherte sich dem Papier, und als ihre untere Fläche es berührte, sank sie sofort schwer darauf. Die Finger krümmten sich — ganz im Gegensatz zu Villys schlanker Federhaltung von vorhin — noch mehr, der Stift faßte Boden, er schrieb. Der Zufall der Beleuchtung wollte, daß die Tischplatte einen helleren Lichtstreifen erhielt als der Körper der Schlafenden auf dem Sessel, es entstand die Augentäuschung, als sei die schreibende Rechte lebhafter gefärbt als das Gesicht und die linke Hand. Da sie zugleich allein bewegt erschien, hatte man die Empfindung, als sei der ganze Rest von Leben aus dem totenähnlich schlaffen Menschenleibe in sie hineingebannt, sie schien losgelöst von dem Ganzen, eine Art wirklicher materialisierter Geisterhand, die Organ und denkendes Gehirn zugleich spielte.

Als die beschattete Stelle frei wurde, lasen wir mit einiger Anstrengung:

„Ja antworten aber müssen lauter sprechen da nur Mühe verstehen vermag.“

Die Buchstaben waren klein und im höchsten Grade undeutlich. Die Zeilen standen schief in der

Richtung nach unten, einige Silben konnten in der großen Verworrenheit nur erraten werden. Das Ganze hatte das Ansehen einer bis zum Unleserlichen abgeschliffenen und vielleicht noch durch eine besondere Muskelschwäche der richtigen Direktion beraubten Gelehrtenhandschrift.

Ich war der Meinung, der Graf werde jetzt die Frage stellen, wessen Geist wir vor uns hätten. Aber es mochte sein, daß er diesen groben Weg von früheren Versuchen her als ergebnislos kannte. Offenbar folgte er einem vorher genau erwogenen Faden im Verhör, und es gab keinen Einwurf, den man füglich dagegen hätte erheben können. Es konnten ja doch nicht alle durcheinander fragen, einer mußte zunächst das Wort haben. Daß dieser eine der Graf war, schien ebenso selbstverständlich, da er zweifellos am besten mit der Praxis dieser ungewöhnlichen Dinge vertraut war.

So fragte er denn zuerst, ob der Geist uns Antwort geben könne auf naturwissenschaftliche Fragen. Die schlecht kriehlnde Hand erwiderte:

„Ja aber gelten gewisse — die Grenzen legen — kann Ihnen nur Dinge, die irdisch beschränktes Gehirn fassen vermag, nicht was aus Anschauungsformen von dem Raume und von der Zeit herausfällt begreiflich zu machen. Ich mich Ihnen so gut an, wie mir nur irgend möglich ist. Sie werden also die Güte haben und die Sache scharffassende Fragen Organ, durch welches ich mich Ihnen in

Verbindung zu treten Ehre habe sehr ungenügend ist. Ich lange hintereinander damit zu arbeiten vollständig unmöglich ist.“

Obwohl diese Worte das Gebiet dessen, was zu erwarten war, stark einschränkten, wirkten sie doch durch eine gewisse Logik. Es war nur verständlich, daß der Geist mit dem Werkzeuge eines menschlichen Gehirns und einer menschlichen Hand uns keine Probleme lösen konnte, die das menschliche Begriffsvermögen absolut überstiegen.

Der Graf begann also damit, nach Dingen zu fragen, die einem Forscher der Gegenwart nicht fundamental seiner Denkkraft nach verschlossen waren, bei deren Ergründung aber äußerliche Hemmnisse entscheidend in den Weg traten. Die Antworten waren nicht alle gleichmäßig ausführlich und klar, aber sie waren sämtlich in ihrer Weise schlagend. Gleich die erste Frage betraf die Beschaffenheit der Rückseite des Mondes, ein Problem der Astrophysik, dessen Lösung menschlichem Scharfsinn aus zufälligen topographischen Gründen (der Mond wendet uns bekanntlich immer dieselbe Seite zu) verwehrt ist. Was konnte dieses schlafende Mädchen von Dingen dieser Art wissen! Die Antwort war in doppelter Hinsicht interessant. Sie gab nicht nur neue Details, sondern sie bestätigte eine in astronomischen Fachkreisen wohlbekanntes Hypothese. Hansen hat zuerst entwidelt, daß der Schwerpunkt unseres Trabanten nicht mit der

mathematischen Mitte zusammenfällt. Er liegt näher der unsichtbaren Seite. So erscheint die uns zugekehrte Hälfte gleichsam als ungeheurer Berg, der in den eisigen Weltraum vorragt, eine ungeheure Firnöde, über der die Atmosphäre sich notwendig fast ganz verloren hat, während sie über den unsichtbaren Teilen der andern Seite in verstärkter Dichtigkeit lastet.

Die Antwort erläuterte das, an Hansen anknüpfend, näher. Jener Riesenberg, der die ganze eine Hemisphäre wie einen ungeheuren Budel her austreten ließ, war in der That vollständig hohl, eine gigantische Blase, die an tausend Stellen geplatzt war, ohne doch ganz einzustürzen. Die erstarrte, rissige, von den durchbrechenden Gasen des Innern schon in Urzeiten millionenfach durchlöcherter Wand der Blase war eben das, was wir Mondoberfläche nannten. Die Rückseite glich ihr in keiner Weise. Hier fanden sich Atmosphäre und Wasser, hier fand sich eine Vegetation höchst eigentümlicher Art. Nach ähnlichen Gesezen entwickelt wie die irdische, war sie doch bei der großen Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse nicht über gewisse einfache, starre Typen hinausgekommen, einen Teppich von pflanzenartigen Organismen, der in vielen Zügen an die ungeheuren Flächen geselliger Gewächse erinnerte, die für die Ebenen unseres nördlichen Asiens charakteristisch sind.

Diese Erörterungen füllten ein ganzes Folio-

blatt. Manches war beim besten Willen unlesbar. Die Zeilen wurden verschieden lang und verloren sich nicht selten auf der Tischplatte. Mehrfach waren kleine Züge sehr auffallend. Ganze Wörter wurden ohne jeden Anlaß rückwärts geschrieben, als vergesse der Schreibende Geist bisweilen die Richtung. Zwischen die deutschen Lettern mischten sich nicht bloß hin und wieder lateinische, sondern sogar griechische und einmal ein langes Wort durch hebräische. Ein andermal kam für „Tag“ der griechische Ausdruck „Hemera“, aber gerade dieser mit deutschen Schriftzeichen. Wiederholt fielen nicht bloß Worte, sondern halbe Sätze ganz aus wie bei einem schlechten Drucksatz. Wenn es für uns noch eines letzten Beweises bedurft hätte, daß Lilly nicht intellektuelle Urheberin der Schrift ihrer Hand sei, so hätte er in diesen seltsamen Phänomenen liegen müssen. Als der Graf ein paar Detailfragen dazwischen warf, deren Beantwortung jedesmal nur wenige Worte erforderte, kam einmal ein kurzer Satz dieser Art vollkommen auf dem Kopf stehend zu Tage, und als der Hauptmann von seinem Platze am anderen Ende des Tisches aus ihn richtig vorlesen wollte, erwies sich die Schrift als von rechts nach links geschrieben. Der Satz begann mit einer Zahlenangabe — vielleicht war es ein Citat aus einem Buche — und fügte hinzu: „Die Angabe dort falsch.“ Wahrscheinlich war das Citat aus einem astronomischen

Werte, aus welchem, wußten wir natürlich nicht. Die Schrift kam ebenso rasch, wie die anderen, trotz der Umstellung, und die Form des improvisierten Dialogs schloß, wenn irgendwo, so ganz gewiß hier jede vorausgegangene Einübung aus. Es schien fast mehr als ein Wunder, daß ein Mensch jählings so sollte schreiben können, als daß ein fremder Geist, dessen Raumstellung eine beliebige war, ihm die Hand führte. Eine zunehmende nervöse Spannung machte sich in unserem ganzen Kreise bemerkbar. Frey hatte aufgehört zu zeichnen, das Protokoll des Hauptmanns wurde fast so unleserlich wie das Geistermanuskript.

„Legen Sie doch jetzt mal eine Frage vor,“ sagte der Graf leise zu mir, während Walter einen neuen Bogen unter Lillys Hand schob. Wir waren einmal im astronomischen Fahrwasser, — ich besann mich kaum eine Sekunde und fragte: „Woher stammen die Meteoriten?“

Wäre — woran nicht zu denken war — selbst das ganze Frage- und Antwortspiel zwischen Lilly und dem Grafen eine abgeartete Sache gewesen, so mußte die Erwiderung auf diese von mir ausgehende Frage absolut entscheidend sein. Sie lautete: „Meteoriten Fragmente Weltkörpers, der größten Teile aus Eisen und Diamanten bestand. Die Hypothese des Herrn Hahn über organische Herkommen in Gesteinsmasse der Meten falsch.“ An dieser Antwort berührte wieder, wie vorhin,

zweierlei sehr eigentümlich. Einmal die Bezugnahme auf die Hahn'sche Behauptung, in Dünnschliffen aus Meteoritensubstanz ließen sich Reste winziger Organismen nachweisen, — eine Hypothese, die wieder ins engste Fachgebiet verwies und einem Laien keinesfalls geläufig sein konnte. Dann vor allem die Erwähnung der Diamanten. Es befand sich damals keiner in unserem Kreise, der jemals davon gehört hatte, daß ein Chemiker bei der Analyse von Meteoritensubstanz Diamanten nachgewiesen hätte. Aber wir wußten, daß man Kohle in geringen Spuren gefunden zu haben glaubte. Der Diamant ist ein Produkt aus reinem Kohlenstoff. Es gab keinen Grund gegen die Möglichkeit. Um so paßender die Thatsächlichkeit gerade dieser Angabe.

Aber selbst das sollte noch überboten werden durch eine der nächsten Antworten. Eine zweite Frage, die ich gestellt, war nicht verstanden worden, vielleicht weil meine Stimme etwas zitterte oder der Dialekt störte, und der Graf hatte die Fragestellung wieder übernommen. Einer seiner Wünsche streifte das mathematische Gebiet. Statt der Antwort in Sätzen bekamen wir plötzlich eine algebraische Fassung. Der Sinn war nicht unmittelbar klar, aber die Art der Niederschrift nahm das ganze Interesse in Anspruch. Die Zahlen kamen so rasch, als lese das innere Auge sie aus einem Buche ab. Logarithmen wurden ohne Tafel aus-

wendig hingeschrieben. Einmal fielen bei einer Division mehrere Glieder aus, ohne daß das Resultat darunter litt, sie waren offenbar nur beim Schreiben, nicht aber im Kopfe vergessen worden. Die Hauptsache: der ganze Verlauf verstieg sich so sehr ins Gebiet der höheren Mathematik, daß nunmehr auch der Ungläubigste zugeben mußte, daß das nicht mehr von Lilly ausgehen könne. Es schien so, als habe der fremde Geist gerade an dieser Algebra sein besonderes Vergnügen, denn er brach erst — übrigens noch mitten in der Entwicklung — ab, als das Blatt zu Ende ging und er am Gleiten des Stiftes merken mochte, daß er die grüne Tuchplatte des Tisches bearbeite.

Und immer, auch jetzt noch, fiel der Lichtschimmer über diese Hand, während die Gestalt im Dunkeln blieb, und es war keiner unter uns, der nicht das Dämonische empfand. Wir alle, wie wir da waren, der Maler, der Poet, der Philosoph, der Schriftsteller, schlecht hin, wir kannten wahrhaftig die Menschenhand, die einen Stift führte, als unser alltäglichstes Bild, in dem nichts irgendwie Neues oder Berührendes lag. Dennoch hatte gerade dieses Schauspiel, bei dem der Körper starr, schlafend, wie tot in der Ecke lehnte und nur die Finger sich regten, als wären sie ein weißes, wimmelndes Tier, ein Polyp, der jetzt seine Glieder streckte, jetzt wieder zum Knäuel zusammenzoch, für jeden etwas vollkommen Ungeahntes, Uner-

wartetes, das uns das Herz beben machte unter dem Schauer des Moments.

Ein neues Blatt war untergeschoben worden. Walter wollte jetzt eine Frage stellen. Aber während er noch sprach und unsere Augen auf die Bewegungen des Stiftes harrten, zuckte Villns Gesicht plötzlich zusammen, die Hand sank schlaff hin, — ein matter Aufschrei, ein Beugen und Krümmen des Körpers, als laufe eine erregende Reflexwelle das Rückenmark entlang, wobei der blonde Zopf sich mehrere Sekunden lang scharf an der Holzlehne einklemmte, dann ein zweiter lauter und kraftvoller Schrei, mit dem zugleich beide Arme so emporzuckten, daß der Bleistift in weitem Bogen aus den gespreizten Fingern ins Gemach hinausflog, — und die Augen öffneten sich, groß, starr, mit einem Ausdruck namenlosen Entsetzens.

Ernestine war auf die ersten Anzeichen des Erwachens hin herbei geeilt und hatte sich neben der Ringenden auf die Kniee geworfen. Sie stützte sie jetzt sorgsam mit dem einen Arm und knöpfte mit der Rechten zugleich die Taille auf, um der krampfhaft gespannten Brust Raum zu schaffen.

„Fort! Fort!“ keuchte die blaugraue Lippe in rauhem Tone hervor. Der Paroxismus hatte mehr noch als alles Voraufgehende etwas Beängstigendes in seiner Wildheit, man glaubte unwillkürlich den ganzen Organ mit anzusehen, der das Nervensystem des jungen Mädchens innerlich

durchtobte. Und doch lag zugleich in dem Verlaufe auch dieser Erscheinung etwas sieghaft Wahhaftiges, weil man sich sagte: so kann niemand spielen, und wenn er spielen wollte, hätte gerade das alles absolut keinen Zweck.

Während ich noch darüber nachdachte, hatte der Sturm seine Wucht erschöpft, vor uns lag blaß, müde, mit schlaffem Lächeln um die kalte Lippe und das tiefumränderte Auge ein schwaches, hilfloses Weib, das mit lallender Stimme zu dem Grafen, der voll Teilnahme die kleine Hand mit den spizen, bläulichen Nägeln ergriffen hatte, sagte: „Gott ist gedankt, es ist aus. O, that das weh, das weh!“

„Rein Dank Ihnen, Lilly, unsern ganzen, ganzen Dank!“ sagte der Graf mit dem tiefen Herzensklang seines schönen Organs. „Die Welt wird Ihnen lohnen für das, was Sie uns thun.“

Sie hielt sich an seiner starken Hand fest, wie ein Kind.

„Quäler, Quäler ihr! Lilly vergeht, daß ihr die Bücher davon schreibt.“

Dann fiel ihr noch halb wie im Traume herumirrender Blick auf den Tisch. Sie tastete nach den Bogen mit der Schrift, und als der Hauptmann sie ihr hinhielt, belebte sich ihr Auge, die schalkhaften Grübchen bohrten sich in die farblosen Wangen.

„Ach, ist das drollig. So Kratelfüße. Wie

das ist. Wer hat das gethan? Ach, Zahlen. Wie die kriechen. Alles Zahlen. O habt ihr euch langweilig beschäftigt, wie ich schlafe!“ Sie plauderte jetzt rasch, aber eintönig und leise weiter, wie ein Rekonvaleszent, der sich zum erstenmal frei vom peinigenden Schmerz einer Operation fühlt. Plötzlich aber hob sie die Hand mit Anstrengung zur Stirn herauf und strich sich, mitten im Wort verstummend, langsam über beide Schläfen.

„Jetzt — jetzt — er kommt wieder, der Kopfschmerz. Immer so nachher. Nun muß ich schlafen. Schlafen. Schlafen . . .“ Sie wiederholte das Wort, träumerisch vor sich hinstarrend, immer leiser und leiser.

In diesem Augenblick legte der kleine Poet mir die Hand auf den Ellenbogen.

„Nicht wahr, Herr Doktor, heute zweifeln Sie doch nicht mehr?“

Nein, ich zweifelte allerdings nicht mehr. Und ich hätte mich vor diesem Weibe auf die Knie werfen, ihr mattes Händchen küssen mögen, weil sie mich befreit von meinen Zweifeln, endgültig befreit.

Ich wollte es ihr wenigstens sagen und wandte mich nach ihr hin. Aber Walter zog mich am Ärmel fort.

„Lassen Sie unsere arme Miß jetzt, sie hat Ruhe nötig.“

Wir traten in den Park hinaus. Im ersten

Laubgange holten der Graf und seine beiden anderen Ritter uns ein, der Graf mit der kostbaren Rolle, Frey mit seinem Skizzenbuche. Aus der Skizze war nicht viel geworden, kaum ein Umriß. Der Rausch der Handlung hatte zu rasch mitfortgerissen. Die Augen des Grafen leuchteten. Er drückte mir die Hand und sagte: „Ein Triumph, mein Freund, wie?“ Keiner empfand jezt die drückende Schwüle des sengenden, rauchigen Nachmittagshimmels, im Gespräch herrschte eine wilde Freude. Man hatte noch keine Zeit nachzudenken, der unmittelbare Eindruck verschlang alles. Es war die Stimmung, wie im Feldherrnzelt nach gewonnener Schlacht, wo Blut und Staub noch die Rüstung bedecken, das Auge halb blind, das Ohr betäubt ist, — aber jeder weiß, daß wir gesiegt haben, man zählt noch nicht die Toten, man fühlt nur sich lebendig und in diesem Leben erhaben über Vernichtung und Schmerz.

In der Halle angekommen, ließ der Graf ein paar Flaschen Champagner bringen. Die Gläser klangen zu Lillys Wohl, und der blaue Dampf unserer Cigarren wirbelte trozig wie Rauch von einem halben Duzend jeder Freudenfeuer zu den alten Wänden mit ihrem Schmutz des ländlichen Jagdschlusses empor.

Und so stürmisch war der Zauber dieser Stunde, daß ich mit den vier Menschen, die ich seit ebensoviel Tagen kannte, Schmollis trank, — ein toller

Bruderbund, aufgethan über den zerberstenden, ins Nichts hinabpolternden Trümmern meiner ganzen früheren Welt.

„Nun bist du auch ein Ritter vom neuen Geist!“ rief der Graf fröhlich, als er den seidenweichen Schnurrbart, vom Tranke feucht, auf meine Lippe gepreßt. Ja, ich war Ritter vom Geist, — im Bankerott alles dessen, was ich bisheran Geist genannt, im Bankerott der Logik von dreißig Jahren, — kein Täufling im jungen Christenglauben konnte am Leibe nackter sein unter dem weihenden Wasserstrahl als ich es in der Seele war, aber es war gut so und ich wollte es so. Diese Menschen hatten seit Jahren zusammengelebt und nicht daran gedacht, sich auf Du und Du zu verbrüdern. Jetzt war der Neuling, den sie noch kaum kannten, als das letzte fehlende Gewicht in der Wage hinzugekommen, und mit Ungeßüm brach der lang entfernte Gedanke hervor. Und indem wir den Grafen als ersten sahen, der die Idee aussprach, empfanden wir auch alle gerade in diesem Moment so recht, wie der Genius der Zeit, in der wir lebten, Rang und Stand als wertlose Spreu verwehte: wir hatten eine Wahrheit entdeckt, und diese Einheit in dem jungen Wissen war die einzige Sonne, die uns in ihr gemeinsames Strahlenlicht getaucht. Wenn irgendwo, so paßte auf uns allerdings das alte Wort von den „Rittern vom Geist“.

Aber zugleich empfanden wir auch alle im

Moment das Vereinsamte, Weltverschlagene unserer Stellung, es war, als töne eine daran gemahnende Stimme aus dem großen Schweigen der Natur heraus, das draußen vor der Veranda über dem Parke und der ganzen sonnenheißen Spreewaldlandschaft lag.

„Wie wir,“ sagte der Graf, „so mögen sich Männer vereinigen, die im Herzen des dunklen Weltteils oder zwischen den Eisschollen des Poles sich die Hände reichen unter der zerschliffenen, aber nach endloser Arbeit kühn emporgepflanzten Fahne am Ziel. Sie sind allein, zwischen heulenden Wilden, die nicht ahnen, was dieser schwache Wimpel befragen soll, zwischen krachenden Schollen von Eis, die über ihnen zusammenbrechen, sie zerschmettern möchten. Keiner weiß, ob der Pfad zurück sich ebenso öffnen wird, wie der Weg hierher, ob nicht der Kampf sie alle aufreißen, die Natur sie zum Verschmachtungstode einkertern wird, ehe sie die Kunde von ihrer Entdeckung zu anderen Menschen heimgebracht. Dennoch: die Fahne weht, der Stolz des Moments preßt Hand auf Hand, — warum sollten sie nicht weiter siegen, die bis hierher gesiegt? Ich trinke auch auf die geheimnisvollen Jenseitsmächte, die mit uns sind.“

Eines der Gläser zerbrach. Und wir, die wir doch auf dem besten Wege waren, die alte, sichere Naturforscherwelt mit metaphysischem, alles ermöglichendem Offenbarungstraum zu durchbrechen, —

wir fühlten uns dennoch unbewußt auch in dieser Stunde noch so ganz als Männer der Forschung, ohne Aberglauben, daß wir die Bemerkung des Hauptmanns: „Ein böses Omen!“ verachten und dem Grafen recht gaben, der fest und überzeugungsgewiß sagte: „Es giebt keine Omina. Es giebt nur Wahrheit, — und Wahrheit siegt.“

Aus dem vergossenen Stoff stieg der wilde Duft uns allen nur desto bezaubernder zu Kopfe . . . Rausch, nichts als Rausch.

Der Sprecher wäre uns verrückt vorgekommen, der in diesem Augenblicke, da alle Augen flammten, im strahlendsten Feuer der sieghaften Ideen, der todesmutig errungenen Überzeugung, der jetzt zu uns hätte sagen wollen: echter Erkenntnisfortschritt ist kein Theaterspiel; ihr, die ihr euch mit Champagner hinweglügt über die letzten Zweifel der Brust, ihr fördert die Menschheit nicht.

Und doch war etwas von solcher Rede, glaube ich, in uns allen, — sehr leise nur noch, eine verhallende Stimme von innen, wie der mahnende Ruf in der Kerker-scene des Faust, aber dennoch vorhanden. Etwas, das in der That die Lippe den Champagner rascher schlürfen ließ, um berauscht zu machen. Und mitten in allem Eifer der Begeisterung, mitten unter all den schönen, pomp-haften Worten, die der Graf wieder zu finden wußte, vibrierte ganz, ganz leise eine Saite höherer, richtender Wahrheit mit, als das Wort erklang

von dem Eispol in der Schneewüste, an dem wir ständen, von den Grauen des Rückzuges, der uns vielleicht noch alle verschlang, trotz unserer Fahne am Pol . . .

Als wir die Gläser geleert und niedergelegt, entstand eine kurze, schwere Pause. Jeder sah eine Weile schweigend vor sich hin, einer rückte am Glas, einer trommelte an der Kante seines Stuhles, einer fuhr sich langsam übers Haar, als wolle er etwas von sich abstreifen, das er allein zu spüren glaubte und das in Wahrheit doch auf allen lag. Es war nur ein Moment, und er ging vorüber.

Die Gläser wurden wieder gefüllt, man belebte sich im Gespräche zu zwei und zwei. Aber in der Mitte des Tisches lag groß, weiß, schweigend die Rolle mit der Geisterschrift. Und es war bisweilen, als stode hier oder dort bei einem plötzlich das muntere Wort, sein Auge haftete dann eine Sekunde starr, in Sinnen verloren, an dem rätselvollen — rätsellösenden Dokument. Ein Champagnertropfen war darauf gespritzt. Und man wußte nicht, ob die kühle Luft, die von der Mitte der Tischplatte her in die heißen Gesichter wehte, von dem Eisblock des Champagnerkühlers emporstieg oder von dem kalten, harten Weiß der Rolle, die daneben lag.





III

Eine Stunde später befand ich mich allein im Angesichte des lichtgrünen Wiesengrundes, der vom Schlosse bis zu den fernen roten Dächern und Kirchtürmen des Landstädtchens offen hinabflutete. Frey und der Hauptmann waren durch den Park nach der Malerklause am Kanal gegangen, Walter hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, — es verlautete etwas von einem Epos, an dem er dichtete. Mir hatte der Graf den Vorschlag gemacht, eine Strede weit mit ihm durch den Wald zu wandern. Im Schloßhofs war dann auch er durch einen Verwalter abberufen worden; ich sollte nur schon voraufgehen und mich immer rechts halten.

So war ich allein und ich freute mich dessen. Ich hatte noch keinen Schritt in diese seltsame Landschaft hinaus als einsamer Beobachter gethan. Die Magie eines schönen Naturbildes würde mir helfen, die wilden Champagnergeister aus meinem

Gehirn auszutreiben, die mir noch viel zu arg nachschwärmten.

Freilich, — in der Luft war wenig Erquickung. Ihr Atem schien stille zu stehen in einzigem, ungeheurem Weltenbrande. Vielleicht kam ein Gewitter, das die Sonne weglöschte, ehe noch der flache Horizont ihre sengende Scheibe aufgefaugt. Mehr noch als vorhin wies der Himmel einen Stich ins Rauchige, die fernem, rundlich vorschwellenden Ausläufer der doppelten Hede aus Erlenswald vergruben sich in staubigem Dunst. Das Wiesenthal dazwischen war leer, es schien in endlose Weite hinauszuwachsen wie ein weicher, schilfüberdeckter Strom, aus dem der gelbe Fahrweg von Wald zu Wald grob vortrat wie eine riesige Brüdenplanke, deren trodene Ränder sich zerfasert und unter der Masse zu zerborstenen Kanten aufgekümmert hatten. Weit in der Ferne als winzige weißrote Flecken im Grün drei weidende Kühe, und darüber am Horizont, wo der ruhige Dunst sich aufballte wie über den Schloten einer qualmenden Arbeitsstadt, das blasse Segel des Grasberges mit seinem trigonometrischen Holzzeichen.

Der Fahrdamm, in den die Schloßallee eingemündet, lenkte nach rechts wie nach links in den Wald. Von links war ich damals mit dem Grafen gekommen. Also ging es rechts in eine unbekannte Welt. Bei dem oberflächlichen Bilde, das ich mir von der Natur dieses wunderbaren Landes ge-

macht, glaubte ich zu Fuß nicht weit zu kommen. Über irgendwo mußte der Weg doch hinführen, die Radspuren deuteten auf häufige Benutzung. Aus dem Wirrsal der Stimmungen des Morgens heraus war es mir ein Trost, mit dem stillen Genuß des Malers, des Botanikers an nichts zu denken als an das, was vor Augen stand.

Im Walde war es kühl, im Hauch des moorigen Bodens webte auch am Tage noch etwas von dem Erlköniggeist, der nachts hier sein wildes Spiel treiben mochte. Aber war das überhaupt ein Wald? Ich zweifelte. Ich hatte nie Ähnliches erblickt. Breite Lichtungen von Erlengruppe zu Erlengruppe, über denen man doch das Blau des Himmels kaum ahnte, da oben das weitgeredete Gezweig sich zu bidem grünem Gespinnst verband, das wieder auf das nadelscharfe, rötliche Binsengras des Bodens ein so sattes Smaragdlicht warf, als spiegele sich bloß die Höhe selbst in einem uferlosen See. Der Fahrweg wurde rasch sumpfig, Müdenschwärme wirbelten aus den nassen Rillen auf. Ein schmaler Kanalarms tauchte plötzlich aus dem Laub, von Eschen umsäumt, zwischen deren tiefgrünen Reflexzaden in der Tiefe bloß noch ein Schnurgerader bläulicher Silberstreifen übrig blieb.

Aber eine Brücke führte hinüber. Es lodte mich, immer tiefer in die verzauberte Dornröschenswelt einzudringen. Unbekümmert um die Richtung schlug ich einen Fußpfad nach links ein. Der Moos-

duft wurde hier betäubender. Lange Sonnenstreifen schwirrten schräg im Erlenneß. Der Moorboden hob und senkte sich elastisch unter meinem Tritt. Jede einzelne der Bauminselfn, die ich vorhin nur von weitem gesehen, erwies sich jetzt als eine ungeheure Kugel von Schlingkraut, unter der die fünf oder sechs der gemeinsamen Wurzel entsprossenen Stammpeiler begraben lagen wie ein morscher Urwaldbriese im Orchideenfildz. Wilde Rosen, Brombeeren, Distelstauden und Brennesselkraut bildeten den Stod, weiter oben trock der wilde Hopfen aus dem Stachelball heraus, züngelte ins niedrige Astwerk hinauf und hing sich als grünes Nest der Mistelstaude gleich in jede Gabel, jeden Biegungsknoten des Gezweiges ein. Die Dryaden dieser Pflanzentürme mußten verschwistert und zu ewigem Kommunismus aneinander geschweißt leben, wie die Menschen in der Arbeiterkaserne der raumarmen, volkswimmelnden Großstadt.

Dann wurde es auf einmal dunkler, der Charakter des Waldes wechselte. Über dicken sammetnen Moosbrüsten wölbte sich in grauer, gespenstisch öder Nacht wie ein vor dem Himmelsblau emporgeschichtetes ungeheures Reisigbündel das abgestorbene Wirrsal eines vom Raupenfraß zerstörten Eichenstandes. Tausend nackte, flechtenbefranste, wie Zunder zum verheerenden Waldbrand aufgesparte Skelette, ein unheimlicher Pflanz-

zenkirchhof, der einer stummen Mahnung glich, was aus all jener grünen Lebensverschwisterung übrig blieb, wenn ein jähes Siechtum darüber hingeraft und die blühende Form mitten im Dasein versteint. Skelette, die noch aufrecht standen, obwohl der Odem entflohen . . . auch das wie ein Bild aus jener großstädtischen Menschenwelt.

Eine Erlösung, als dieses Gorgonenantlitz wich und zwischen freundlich lichtem Birkengeflüster ein neues, jugendgrünes Wiesenthal dem Blick erschien.

Ich dachte, irgend ein größerer Wasserarm ohne Brücke werde jetzt meiner Wanderung von selbst ein Ziel setzen. Wahrscheinlich hörte hier der gräßliche Forst auf. Aber der Fußpfad floß in der saftschimmernden Wiese weiter. Jenseits erschienen rote Ziegel und eines jener grauen Zotteldächer, die an einen schmutzigen Wisentstier gemahnten. Die Häuser lagen am Abhang, dahinter wogte Korn vom First eines Hügels. Die obersten Flügelspitzen einer Windmühle, die auf der andern Seite etwas tiefer stehen mochte, fingerten wie die schwarze Hand eines verborgenen Ungetüms, die sich halb reckte, halb duckte, daran hin.

Kein Laut verriet Leben in dem Dorfe, als ich die Wiese überschritt. Es war auch aus der Nähe gesehen kaum ein rechtes Dorf. Nur ein paar Bauernhöfe, die der Zufall enger aneinander gedrängt, als es sonst im Brauch dieses ungeselligen Wendenvolkes lag. Die fahlgraue Färbung des Horizontes hatte

in der kurzen Zeit, während deren mir der Wald den Ausblick versagt, rasche Fortschritte gemacht. Rechts, wo die jungen Kornfelder sich platt in die Ebene hinausdehnten, löste sich jenseits der Fläche bereits ein einzelner, schwärzlicher Wolkenschatten von der Dunstwelle, und der Dunst selbst erschien darunter mit dem Stich ins Gelbe, der das Gewitter anzeigt. Die Kornhalme schwirrten leise, als gleite ein unsichtbarer Sturmvogel mit seinem vorauf eilenden Fittich daran hin.

Bedächtigere Stimmung hätte jetzt trotz des offen weiter führenden Pfades zur Umkehr raten müssen. Es mochte der letzte Nebel der Champagnergeister sein, was mich weiter trieb. Ich zündete mir eine Cigarre an und schlenderte gemächlich den Garbenhügel hinan.

Mir war, als müsse dieses rätselvolle, aus allem mir bekannten so weit herausfallende Land jenseits der Erdwelle noch etwas ganz Neues, ganz Absonderliches vor meinen Blick zaubern. Zur Not konnte man ja immer noch in einem der Höfe ein Unterkommen finden, wenn das Unwetter losbrach. Möglicherweise vertobte sich auch das Gewitter in der Ferne und reinigte bloß die Luft. Schon das fast unspürbar leise, nur im Wogen der Halme sich entladende Wehen schien mir eine Erquickung in der Schwüle zu geben, und auf dem Kamm des Hügelns mußte man es doppelt wohlthätig empfinden.

Der Graspfad mündete unmittelbar zwischen den Häusern. Ich bog um ein kleines Gärtchen, wo blutrote Pfingstrosen flammten. Echt ländlich mischte sich in den Duft des Goldblads, den die schwere, glühende Luft betäubend herauflodte, die scharfe Ausdünstung des faulenden Strohs im Wirtschaftshof. Apfelbäume wölbten sich von beiden Seiten über den Weg. Als mein Tritt auf dem dürren Grase knisterte, schlug ein Hund an, ein kleiner, nervöser Kläffer. Sonst regte sich kein lebendes Wesen. Die Dorfstraße breit, ausgefahren, schmutzig, hier und da zwischen den Häusern der höheren Seite ein Absturz von gelbem Sande, der grell abstach gegen den schwärzer und schwärzer drohenden Horizont dahinter.

Ich machte einen Moment Halt und schaute mich um. Die Verkettung seltsamer und zunächst unbegreiflicher Umstände hat mir den Augenblick später wichtig gemacht. Jetzt prägte sich nicht mehr ein als ein Umriss, und zwar der eines Bildes ohne hervorstechenden Reiz. Vor mir ein undurchdringlicher Wall dickbestäubten Teufelsdorngebüschs, heranstarrend wie eine Verteidigungsmauer des niedrigen Hauses, an dem er sich hinzog. Das Grau des schmutzigen Blätterknäuels fast ohne Übergang hineinwachsend in das zerschlissene Strohkleid des tiefhängenden Daches und über diesem dann wieder fortgesetzt von dem Dunstschleier der Ferne.

Ein Schleifstein auf grün gestrichenem Gestell schaute aus einer Lücke, dahinter lag trodenes Holz zu rötlichem Biered geschichtet.

In dieser Sekunde ging in den fernen Wolken ein Blitz nieder, die matthelle, noch sehr weit entfernte Zadenlinie verschwand gerade hinter dem Giebelkreuz.

Und wie die Bilder sich mir associativ verknüpften, dachte ich, daß diese paar vereinsamten Häuser der Höhe sehr stark der Blitzgefahr ausgesetzt sein müßten. Daß das Stroh des Daches hier und die Holzvorräte den reinen Zunder abgäben. Daß aber wieder der Teufelsdornwall eine Art Schutzwehr bilden könne für die Umgebung, da dieser lebendige Filz selbst der wildesten Flamme einen langen Widerstand entgegensetzen werde.

Möglich, daß ich dabei ein lebhaftes inneres Bild von rotem Feuerschein, von lichterloh aufwirbelndem Stroh hatte, vor dem die Hede wie ein schwarzer, nur am obersten Rande langsam aufqualmender Wall stand . . . bis ins klare Bewußtsein kam dieses Bild eigentlich nicht, es blitzte vorüber, ehe ich es recht gefaßt hatte.

Die raupenzerfressenen Skelette des Eichenstandes, den ich kurz vorher durchschritten, gaben fast gleichzeitig noch einen weiteren Zug: ich sah die Obstbäume abgeseugt, mit verkohltem, rissigem Holz, ich sah das Gestell des Schleifsteins, das halb von der Hede geschützt, halb der Hitze

ausgesetzt, da stand, einseitig angekohlt, halb schwarz, halb grün, wie es einzelne unter den Eichen gewesen an der Grenze des verlorenen Bezirks. Man hat tausendfach solche Wandelvisionen, die in der nächsten Sekunde spurlos aus der Erinnerung verschwunden sind, aber doch noch irgendwo im Gehirn verborgen fortleben müssen, da der Traum sie mit Vorliebe jählings wiederfindet und weiterspinnet.

Meine Hoffnung, zwischen den Häusern am Hügelkamm einen freien Ausblick zu gewinnen, erwies sich übrigens als trügerisch. Ich mußte zu dem Zweck offenbar die Höhe noch weiter entlang gehen über den Fleden hinaus. Wäre ein Mensch gekommen, so hätte ich gefragt, wo der Weg hinführe. Aber es war und blieb zwischen den Häusern gespenstisch still. Entweder war alles auf dem Felde oder alles hinter den kleinen, trüben Scheiben versteckt.

Nahe dem letzten Dache ragten zwei riesige, sturmzerplissene Eichen. Ein paar Bretter führten über einen Kanal. Eine Schar Gänse lag träge am Ufer. Auch auf den Tieren schien die Gewitterschwüle zu lasten. An dem grellen Glanz, mit dem das weiße Gefieder sich heraus hob, merkte das Auge, wie dunkel es thatsächlich geworden war. Keine Spur mehr von Sonne, die Laubmasse der Eichen glanzlos, vernehmlich brausend, gegen die Wolken ins Ungeheure aufgeredt. Und wirkliche Wolken jetzt, zu denen der unbestimmte Dunst-

schleier sich geballt. Jenseits des Dorfeingangs hob sich fast schwarzer Wald — Kiefernwald — hart von der sandgelben Linie des Weges ab. Von der Biegungsecke der Straße an diesem niedrigen Forst aus sah man jetzt sehr deutlich, daß jenseits des Hügels noch nicht gleich wieder die flache Kornebene anhub. Verschiedene Erdwellen lagerten sich perspektivisch verschoben übereinander, dahinter dämmerten andere ganz fern, als liege an einer Stelle eine tiefe Mulde dazwischen. Vielleicht ein kleiner See.

Es war jetzt wirklich Thorheit, noch weiter zu gehen, aber die Bodengebilde fesselten mein geognostisches Interesse. Ich beschloß, am Waldbrande entlang zu wandern, — schlimmstenfalls bot sich dort unter den Zweigen ein notdürftiger Schutz.

Der Nadelholzstand an dieser Stelle hatte mich stutzig gemacht. War der Spreewald mit seinem Erlentypus hier zu Ende? Je weiter ich kam, desto zweifelloser erkannte ich an den botanischen Merkmalen den Charakter des Grenzraums zweier Gebiete. Rechts zur Seite des Weges in zunehmender Dichte Laubwald, links märkische Kiefern. Der Pfad selbst ganz Sand, zum Waten loder. An hundert kleinen Bügen zeigte sich das Ringen der beiden Vegetationswelten. Links über den roten Stämmen im grauschwarzen Faserlaub ein Summen des Windes, der die Höhe stärker und stärker überstrich, jener leise Wolscharfenlaut,

mit zeitweisem hartem Aneinanderknarren zweier Zwillingstämme vermischt, der für die Wälder der Mark bezeichnend ist. Rechts das kräftige, schüttelnde Rauschen und Wirbeln des Laubwaldes, mit dem hier ein hartes Eichenblatt, dort ein zarter lichtgrüner Erlenteller herabschwebte. Links kahler roter Boden, kaum einmal ein dürrer Brombeerstrauch am Rain, — rechts unter den Erlenkugeln, die jedesmal einen feuchten Fleck andeuteten, kniehohes Gras, Farnwedel, Pilzhüte in schmutziggrellen Giftfarben. Aber enger noch wogte der Kampf: hier eine Eiche, verirrt ins Kieferngelände, ohne Krone, im Drange nach dem verwehrtten Licht zu gespenstischer Unform verzerrt, — hier ein Stück Kornfeld, jäh in den Laubwald eingesprengt, und in seinem Gefolge am jenseitigen Rand junge Nadelholzstämmchen fast zwischen das fremde Saftgrün gezwängt, so daß Blatt und Nadel im Anstoß des Windes durcheinander wogten wie einmündende schwärzliche Stromwellen im Smaragdgrün eines aufnehmenden Alpensees.

Hoch über allem, im schmalen Ausschnitt der Weglinie, zeigten schnell laufende Wolkenfetzen als Vorläufer an, daß die nachrückende Gewittermasse zum Zenith wuchs.

Ich fühlte mich so glücklich in der vollkommenen Einsamkeit, die heiße Stirn anprallend wider die kühle Höhenluft, daß ich jetzt um keinen Preis hätte umkehren mögen. Weit hinter mir lag der

ganze nervenerschütternde Geisteskampf. Meine müden Sinne gewannen mehr und mehr wieder Kraft.

Plötzlich, ganz jäh, brach der Laubwald zur Linken ab. Über einem Labyrinth von Brombeerstauden erschien ein neues Bild.: die Windmühle.

Zwischen dem Ramm, den ich beschritt, und dem Erdrüden, der sie trug, wogte ein tief eingesatteltes Ährenthal. Groß, dumm, ein echter lächerlicher Riese des Don Quixote, ragte der viereckige schwarze Kasten mit dem unglaublich winzigen Untergestell und den ins Tolle ausgereckten, handlosen Armen vor dem fahlgelben Wetterhimmel auf. Es schien die einzige Größe dieser Art im weitesten Umkreise zu sein, der Spreewald hatte ja sonst nur Wassermühlen. Zweifellos war es dasselbe Ungetüm, das ich schon jenseits des Dorfes seine Spinnenfinger am Hügelrande hatte hin und her bewegen sehen. Die Mühle mußte das Wahrzeichen des Dorfes bis in weite Ferne sein. Wie ein einsames Gespenst focht sie da oben mit der tausenden Luft, — aber ein albernes, lachbares Gespenst. Ich dachte an einen alten Geheimrat aus einem Berliner Zirkel, der mit steifen Armschwenkungen jahraus jahrein dieselbe unfruchtbare Meinung verfocht. Das schwarze Ungeheuer hatte einen Zug von ihm. Die scharfe Silhouette vergrößerte alles, ich meinte noch nie eine so kolossale Windmühle gesehen zu haben. Man hätte glauben

können, ihre enormen Fänge peitschten die Wolkennacht selbstthätig empor, die senkrecht über ihnen stieg und stieg. Ein grauig-schönes Schauspiel, solch emporwallender Wetterdampf, aus dem es bald hier, bald dort wie von glühenden Schwertern zuckte. Wie anders als vorgestern in der Stadt. Und wie anders heute auch alles in mir.

Der Wind griff wild in mein Haar, ein Ruck riß mir den Stummel der Cigarre und um ein wenig auch den Hut weg. Aus den Niederungen zwischen den Hügelwellen kam bisweilen plötzlich ein feuchter Atem, ein Geruch von Erbschollen und von jungem Korn mit dem pfeifenden Luftzuge herauf, als sei dort schon Regen gefallen und habe den Odem der schwarzen Masse und den Duft der frischen Garbe gewedt.

Immer seltsamer schoben sich die Coulissen vor mir übereinander, es schien ernstlich, als berge sich dort etwas in der Tiefe, — in dieser Welt der Kanäle und der Inseln konnte es wirklich sehr gut ein Wasser sein.

Nochmals kämpfte ich mich mit fest zugeknöpftem Rock, die Hand am Hutrand und die Augen brennend vom Staub, über einen Höhenrücken hinweg, zur Seite eine niedrige Kieferschonung, in die derselbe Staub in hohen weißen Pudersäulen einfiel, um dann, wie aufgesaugt vom Pelze der tausend feinen Nadelspitzen, jäh und spurlos zu verschwinden. Die Windmühle tauchte bei einer

Biegung unter. Zur Rechten wirbelten schwarze Schattenwellen unablässig versiegend und erneut über die Kornfläche hin. Die Wolkencolosse prallten jetzt im Zenith zusammen, der Donner rollte senkrecht herab. Der Horizont rings ein einziger, fahlgelber Schwefelring. Im nächsten Moment mußte der Regen, den ich schon in der Ferne als schräges Gitterwerk näher und näher rücken sah, über mir sein.

In diesem Augenblick überschritt ich die Quellscheide des Erdwalls . . . vor meinem Blicke lag plötzlich wie eine riesige Fata Morgana ein weiter, im Sturm aufschäumender See.

Kein kleines Wasseropal: eine mächtige, sich fern verlierende Wogenfläche. Am sanft abfallenden Ufer eine zerzaute Birkenreihe, große, wildknorrige Stämme, deren intensives Weiß wie eine Reihe von Flammen vor dem schwarzen Spiegel stand, das lerge Laub in flatternden Guirlanden weit über das Wasser hinausgeweht.

Im See selbst, wie vom Ufer losgerissene Zweige, hier und dort hohe Schilfwiesen, auf Untiefen kühn in die öde Fläche, die ihre weißen Schaumflocken in die Halme warf, hinausgestellt.

Das andere Ufer, so weit es sichtbar wurde, hoch, schwarz, ein mächtiger Kiefernwald, der die Wolkennmassen zu tragen schien, — Wald, nichts als Wald, und in das Anplatschen der erregten Woge am diesseitigen Wiesenstrande meinte man das

dumpfe Dröhnen der erzitternden Forstriesen da drüben sich hineinmischen zu hören.

In dieser Sekunde fiel ein großer blaugrüner Blitz, mit dem losstrachenden Donner kam das Gerassel der ersten diden Tropfen auf dem Gras. Ich rannte in schnellem Lauf zu den Birken hinab. Aber so did die Stämme sich emporwulsteten, so arm an Schutz war dieses pfeifend nach dem See hin wie loses Vodenhaar zerstiebende Laub. Im Moment, da ich das erkannte, fiel mein Blick auf eine kleine schwarze Höhlung unter dem ausgewaschenen Wurzelgeflecht der nächsten Birke — ein Gedanke kam mir blitzschnell . . . für mich selbst war der enge Raum zu klein, aber diese Gegend war ja die reine weltentrückte Wildnis, in der keine zweite Menschenseele sich fand . . . wenn ich nun meine Kleider hier barg und selbst in den See hinauschwamm . . .

Der Entschluß war so rasch ausgeführt wie gefaßt. Es war nicht das erstemal, daß ich mich beim Gewitter im Wasser befand. Welche Seligkeit, nach der Hitze und dem sengenden Gedankenbrande sich in die sommerlaue Flut zu stürzen. Der einsame Fleck war ja auch ohne den zwingenden Grund wie geschaffen zum Bade. Als ich die Kleider geborgen, fühlte ich mich frei wie ein antiker Gott. Jetzt mochte der Regen zum Wolkenbruch werden . . . ich wünschte es sogar. Ich redete die Arme hoch auf . . . sie war entzündend, diese

Himmelsdouchen, die durch und durch naß machte, ehe noch die Welle die Glieder beneht.

Der weiche Sand des schmalen Ufersaumes schmiegte sich wie Seide an den nackten Fuß. Im Begriff, ins tiefere Wasser einzutreten, schon mit den Schaumfloden am Gürtel, mit dem ersten Wohlgefühl des kalten Elementes bis zur Brust herauf, ließ ich den Blick noch einmal flach über die tiefdunkle Fläche bis zum andern Ufer hinüber gleiten.

Man unterschied keine Formen mehr, alles eine einzige schwarze Masse. Aber dicht am Ufer, gleichsam schon schwebend auf dem Spiegel selbst, gewahrte ich einen scheinbar unbeweglichen weißen Fleck.

Gegen den Hintergrund erschien er sehr klein. Es mochte einer jener wie poliertes Silber glänzenden Reiher sein, die man am Havelufer bei Potsdam überall regungslos im grünen Schilf ragen sieht. Beim Blick übers Wasser auf Dinge in gleicher Höhe verschieben sich die Größenverhältnisse für das Auge bisweilen ähnlich wie die Maße der Schallentfernung für das Ohr. Es mußte immerhin ein recht ansehnliches Exemplar sein.

In der nächsten Sekunde schlugen die Wellen vor mir zusammen, ich sah nichts mehr als den schwarzen Gipfelstrich der Waldsilhouette. In wunderbarer Majestät trat dafür jetzt das gigantische

Spiel der Gewitterwolken für den auftauchenden Blick hervor.

In der unermesslichen kochenden Wasserfläche auf und ab geschaukelt, kam ich mir vor, als sei ich dem Wolkendome auf einmal greifbar nah, als schwimme ich selbst bald mitten hinein und stürze dann wieder herab. Homerische Worte drängten sich mir, befreit vom Schulstaub und in ihrer ursprünglichen Pracht, auf die Lippen. Aber ich erschien mir nicht hilflos verlassen wie der edle Dulder Odysseus, sondern ein siegreicher Poseidon, der mit schaumigem Haar seine Welle durchmaß. Tief, zäsig, zerschliffen, wie sie herabhingen, konnten die Wolken droben wirklich nicht allzu fern vom Wasser sein. Eine besonders hob sich gelblich fahl, wie mit phosphorescirendem Schimmer, aus den anderen heraus. Blitz um Blitz schien gerade von dort auszustrahlen, und mit jedem Donnerschlage hauchte sie sich weiter auf. Wie wollige Zotten hing es vom unteren Ende herab, — ich mußte an die Ägis des Donnergottes Zeus denken, mit der gewappnet er vom Olymp fährt. So mochte den Griechen das Bild gekommen sein von dem Ziegenfell als Schild des Himmelsherrn, über das der Schüler in der naturfremden Stube lacht und das doch einem Volke geläufig sein mußte, das sein halbes Leben auf der Welle Joniens schwamm.

Ich hatte, den Gedanken hingegeben, lange Zeit wie in seliger Verzückung der ungeheuren Himmels-

tragödie, dem Kampfe der Feuer und der Wasser zugeschaut. Da, — als ich das geblendete Auge hinwegwendete, in den tobenden, regengepeitschten See hinaus, geschah etwas, was einem schwachen Schwimmer, dessen Arm leicht erlahmt, hätte verderblich werden können.

Ich sah, — fern, aber doch haarsträubend deutlich, — ein weißes Antlitz mit den Wogenkämmen steigen und sinken, — nasses Haar hing langsträhnig darüber weg, — und das ganze wurde jählings größer, kam gerade auf mich zu . . . in einer Sekunde jagte sich, als sei eine Welt des Unsinns plötzlich entfesselt, in meinem Kopfe das tollste, nervenlähmende Zeug, — ich war ja im Gespensterlande, — dieser schaurige See, an dem kein Haus stand, den die Menschen mieden, — wenn nun . . .

Meine Arme wurden trotz der besten Übung doch für einen Augenblick etwas steif, — gleichzeitig aber stießen meine nackten Füße unten auf Grund, — ich war, ohne es zu merken, mitten in eine der Schilfuntiefen hineingeraten. Das Wasser reichte mir hier bloß bis an die Mitte der Brust.

Im Moment, da ich fest stand, zog auch schon ein Lächeln über mein Gesicht: es war ein Mensch, — ein lebendiger Mensch, — der dort schwamm, — mit Armstößen schwamm, gerade wie ich. Allerdings fesselte mich etwas sehr Merkwürdiges. Ein

schwefelgelber Blich lohete gerade und schien, vom Reflex der Wellen tausendfach zerspalten, in tausend Feuerkugeln in die schwarze Tiefe hinabzusausen. Und ich sah es zweifellos deutlich: es war ein Weib, was da schwamm. Zu gleicher Zeit kam aber jetzt auch — vom Wasser so willig herangetragen, als rede jemand dicht neben mir in mein Ohr — eine Stimme herüber, die mir nicht unbekannt schien.

„He, gut Freund, Herr Doktor!“

Mein glücklich erobertes fester Stand rettete mich ein zweitesmal vor dem Versinken.

Die Nixe im Gewittersee war Lilly — Lilly Jadson — ja, zweifellos Lilly selbst.

Und während ich mich noch mit ausgebreiteten Armen mühte, um mich auf meinem schwankenden Stand zu erhalten, während Blich um Blich von oben flammte und von Sekunde zu Sekunde die Himmelsthore weiter und weiter aufriß, als solle das Auge bis auf den schwarzen Schild der Planetenräume schauen, kam die blendend weiße Schulter näher und näher heran, — ein tolles Lachen schmetterte zu mir hin, — jetzt machte die wilde Schwimmerin Halt, bog aus und glitt in weitem Halbkreis um die Untiefe, auf der ich Fuß gefaßt, herum. Das Gesicht schien verändert durch das zurückgelebte Haar, die nassen Augen funkelten wie die einer echten Nixe.

„Holla, Herr Wassermann im Schilf, — was

machst denn dort, — geht's dir an den Kragen?
Oder warum schwimmst nicht?"

Sie entfernte sich in größerem Bogen, die Worte verhallten im Sturm. Aber der Kreis lenkte wiederum ein, nochmals kam die Stimme so hell, so schmetternd heran, als rede die Woge neben mir selbst: „Herrliches Wasser — wie? Aber zu was bleiben Sie so nah bei dem Land, — dort hinaus, — Sie kommen!“

Eine Sekunde schnellte der Körper ein Stück weit senkrecht aus dem Wasser auf, ohne daß man doch mehr wahrte als den Blich, mit dem ein Fisch seine Silberseite über den Spiegel wirft. Den rechten Arm reckte sie hoch empor und wies nach der Weite des Sees. Ich hatte keinen Gedanken mehr daran, wer Lilly war, wo sie herkam . . . mit einem tollen, jauchzenden Antwortruf warf auch ich mich wieder ins tiefe Wasser.

Sie schwamm zuerst eine weite Strecke vor mir her, dann ließ sie mich näher kommen. Auf vielleicht dreißig Schritte Entfernung glitten wir jetzt nebeneinander hin. Ich sah, daß ihr Auge fort und fort mit wildem, strahlendem Blick auf mich gerichtet blieb. Die Ufer verloren sich wie schwarze Streifen. Himmel und Wasser flossen in eins. Und aus all dem Schaum und Dunkel hob sich nur der einzige feste, helle Punkt: das Elfenbein der Schultern, des Nackens, das bei jeder neuen Wendung anders zwischen dem nassen Haar aufbligte.

Mir war, als hätte ich die ganze Welt weit hinter mir, als wirbele ich selbst als freie Woge mit der wilden Nymphe dort durch die lodhende, sich überstürzende Sintflut dahin.

„Hei,“ kam die Stimme von neuem heran, „du schlimmer Wassermann, fürchtest dich nicht vor dem verwunschenen See?“

„Ist's ein verwunschener See?“ fragte ich zurück, unter der Anstrengung des Wettschwimmens keuchend, denn sie schwamm rasend schnell.

„Das Schloß von dem König der Wenden liegt in dem Söhlund. Nimm dich in acht, du stößt mit dem Fuß daran, dann kommen die Ungetüme herauf, die in den Trümmern sind, hahahaha!“

Das Lachen wirbelte wie Champagnersprudel in den schweren Donnerbaß hinein. Und doch hatte die Rede etwas Graufiges. Denn bisweilen stieß der rudende Fuß wirklich an etwas Hartes an. Vielleicht war es nur der Boden ähnlicher Untiefen, wie ich vorhin eine berührt. Vielleicht auch ein alter, verkieselter Urwaldstamm, den die Tiefe vor Jahrtausenden verschlungen und der noch aufrecht vom Grunde emporstarrte.

Aber es gab keine ernstlichen Schreden für mich in diesem berausenden Wettstreit. Mitten in der Kühle der Flut empfand ich als Mann die heiße Nähe des Weibes. Wer ist das, wer ist das, diese Lilly? bröhnte der Donner, bröhnte das gurgelnde, in rabenschwarzen Schacht einsausende

und dumpf wieder herausquellende Wasser mir zu . . . unnahbare Seherin — und weißes, leidenschaftliches Weib, — zarte Himmelsblüte aus einer Überwelt, wie die stille Frau von Prevorst, — und irdisch herrliche, wild begehrende Gliederpracht . . . noch einmal wieder hob sich jäh, mit trillern-dem Jauchzen, der Silberstamm des halben Leibes aus der schwarzen Flut, — von oben zudte ein blauglühender Blitz und es war, als fahre seine Flamme gerade hinein in die schneeweiße, blendende Flamme dieses nackten Menschenleibes, um dann mit ihr vereinigt in der gähnenden Abgrundschwärze zu verlöschen.

Im tollen Übermut und während die windgepeitschte Woge Schwimmer und Schwimmerin schon von selbst mit diesen Wassergarben übersüttete, begann die wilde Nixe auch noch mit aufplätschender Hand große Sprühwirbel zu mir herüberzuwerfen.

Ich antwortete mit gleichem Spiel. Und in der Hitze von Angriff und Abwehr schwand die maßvoll bewahrte Entfernung, wir befanden uns auf einmal fast Schulter an Schulter. Einen Moment streiften meine äußersten Fingerspitzen die eiskalte und doch mit heißem Feuer mich durchrieselnde Rundung des fremden Arms . . .

Sie hatte die Berührung zweifellos auch gemerkt. Die Glut in ihren großen, nassen Augen leuchtete noch verzehrender auf. Wie eine schöne

Wilbe, irgend eine barbarische Königin aus kultur-fremden Landen, aus verflungener Sagenzeit erschien sie mir jetzt mit dem schlanken Arm, der fest an die Woge angepreßten, schaubeneigten Brust, dem schlaffen Nixenhaar, über dessen nasses Aschblond mit jedem Blitz ein flimmerndes Irrlicht-gefunkel zitterte.

„Sie schwimmen gut,“ sagte sie mit leisem Beben in der tiefen Stimme, — man wußte nicht: kam es bloß von der Anstrengung des Wettlaufs oder lag auch das beängstigende und zugleich Leidenschaft weckende Gefühl von der greifbaren Nähe des Mannes darin.

„Aber es ist nun genug,“ fuhr sie dann, wie erschläfft bis fast an die Lippe ins Wasser einsinkend, fort. „Sehen Sie — es wird blau — und nun kommt Abend. O — aber Sie schwimmen sehr — sehr gut. Ich dachte nicht — weil Sie nicht rudern. Ach — so schön — wie — in solch Wetter?“

Eine Minute lang schaukelten wir uns beide auf der sanfter wogenden Flut, ohne noch weiter vorzudringen. Ich war ihrem Blicke gefolgt. Wirklich, — weit drüben, nahe dem fernsten Waldsaum, dessen Bäume wie winziges Strauchwerk herüberlugten, öffnete sich ein Stück lichten Abendblaus.

Die Sonne war gesunken, während die Sturmnacht sie verhüllt hatte. In dem kleinen, milden

Ausschnitt erschien matt wie ein weißes Silberfünkchen ein einzelner Stern. Der Regen sprühte nur noch in einzelnen, windverwehten Tropfen über uns hin.

Ein Aufrauschen zog meinen Blick dann wiederum zurück. Lilly hatte sich gewendet. Ihr Antlitz, schon halb Profil, schien etwas auszudrücken, wie wenn ich ihr nicht mehr so nahe folgen sollte. Ich schwamm langsam hinter ihr her. Etwa in der Mitte zwischen den beiden Uferstellen, von denen wir ausgegangen, ließ sie mich gleichwohl noch einmal ganz nahe herankommen. Ihr Gesicht lächelte, aber wieder mit dem mir bekannteren, matten Lächeln, — nicht so wild wie vorhin. Sie stieß ihre Hand im Wasser gegen meine und sagte: „Nun addio, lieber Wassermann. Wirklich, du schwimmst sehr gut. Wenn wir am Lande nun wieder Menschen sind, müssen wir wieder vernünftig sein. Aber zusammen nach Hause können wir gehn. Sie kommen mir langsam dort am Seeufer hin entgegen.“

Sie machte Kehrt, und nur ihr weißer Raden mit dem feucht schimmernden Haar, in dem sich jetzt das ferne Abendblau sanft abspiegelte, hob sich noch eine Strecke weit, wie geisterhaft verschwebend, vor dem nachschauenden Blick aus der Flut.

Wieder vernünftig? Waren wir denn unvernünftig gewesen?

Die Wasserfläche erschien mir, während ich langsam meinem Uferplatz zuschwamm, auf einmal öde, die im letzten Nachhall des Sturmes schaukelnde Welle kalt.

Am Ufer angekommen, brauchte ich eine ganze Weile, ehe ich mich dazu aufraffen konnte, meine Kleider aus der trodenen Höhlung hervorzuziehen. Ich lehnte wie betäubt an dem weißen Birkenstamm, dessen nasse Rinde das Blau des Osthimmels in schimmernden Reflexen wiedergab. Mein Auge spähte nach dem Silberfled, den ich vorhin für einen Reiher gehalten. Aber die Fernsicht verschwamm im grauen Seedunst, nur die Kiefernkrone traten als lange schwarze Mauer heraus.

Es war etwas über mich gekommen, wovon ich mir noch keine Rechenschaft geben konnte, etwas, was ich am wenigsten erwartet in dem Gedankenwirrsal der letzten Tage. War diese Seherin, die tiefste Wissensfragen beantwortete, dennoch auch zugleich ein Weib, das die Leidenschaft des Mannes wedte, das man lieben konnte nach Menschenart . . . ?

Nach dem ungeheuren Lärm der Donnerschläge, der aufprasselnden Regensflut und der tobenden Seegewässer ging es jetzt wie der Fittich eines Engels über die einsame Wogenfläche und die Uferwälder hin. Neben mir tropfte es leise von den Stämmen ins Gras, mit einem murmelnden, einschmeichelnden Tone. Wie lange Rauchstreifen

zogen die letzten Nachzügler der scheidenden Gewitterwolken hoch über die Wipfel, allenthalben erschien dazwischen in flatternden Seidenfahnen das große, feierlich reine Sommerblau des Abendhimmels mit seinen schwachen Sternpunkten.

Kein Laut in all der unermesslichen Stille. Aus dem dunkelnden, nebelig sich verschleiernnden Walde kam ein großer Raubvogel und kreiste ein paarmal langsam über dem Seespiegel.

Ein Sehnen faßte mich, auch als ich endlich angekleidet war, — eine süße Müdigkeit, als müsse ich hier noch stundenlang sitzen und träumen. Aber stärker als das regte sich dann doch in mir der Wunsch, mit dem Weibe wieder zusammenzutreffen, das ich in der Welle verlassen, — ich durfte sie nicht verfehlen!

Mit schleppendem Schritt machte ich mich auf den Weg. Jetzt erst, im Gehen, empfand ich die erquidende Herrlichkeit der gereinigten Luft. Ein wenig betretener, fast ungangbarer Pfad wand sich dicht unter den überhängenden Baldzweigen zwischen hohem Schilf und nassen Farnwedeln an der Biegung des Seeufers entlang. Jene Vegetationsgrenze, die ich vorhin schon staunend verfolgt, entsandte ihre Ausläufer gerade bis an diesen Strand: links wilder, hofsendurchspinnener Erlenbusch, rechts fast genau vom Scheitelpunkt der Seebucht an schwarzer, hochstämmiger Kiefernforst, — hier Spreewald, dort Mark. Das andere Uferende des

langgestreckten Sees war längst im Nebel untergetaucht, das Auge verlor sich in der offenen Ferne, als schaue es aufs Meer.

Plötzlich, ohne daß ich ein Krachen der welken Rohrstengel unter nahendem Tritt vernommen, stand Lilly vor mir, zwischen brusthohen Farn, vom Abendhimmel matt bestrahlt.

Sie trug jene haushügelige rote Seidentaille, die ich bei der ersten Begegnung an ihr gesehen. Der Strohhut hing ihr am Arm, das lange Haar floß in loser Welle offen über den Rücken herab. Ein Duft von Feuchtigkeit, von Seewasser wob sich wie ein scharfes Parfüm von diesen trodnenden Boden aus um die ganze Gestalt. Sie bot mir ihr kaltes Händchen dar und lächelte. Keine Spur von nachträglich errötender Mädchenscheu.

„Sie, Sie, was Sie auch machen!“ sagte sie und drohte scherzend mit dem Finger, „nun sind Sie eben erst hier und bringen schon ins innere Reich!“

Ich bot ihr den Arm, da der Weg zu zweien vollends zum Kunststück wurde. Sie schmiegte sich mit derselben Ruhe an mich wie gestern abend im Boot. An einer halbwegs gangbaren Stelle kletterten wir dann unmittelbar in den Busch hinauf. Sie ließ mich, ohne eine Bewegung zur Selbsthilfe zu machen, die widerspenstigen Erlenzweige vor uns mit der Linken zurüdbiegen und lachte, wenn der Sprühregen von den triefenden Blättern

fiel. Im übrigen war sie schweigsam. Ich hatte mehrmals eine wilde Lust, meinen Arm fest um ihre Taille zu schlingen, einen Kuß auf das nasse, kräftig ausatmende Haar zu drücken. Ob sie es merkte, weiß ich nicht. An einer steilen Stelle aber, wo das Abendblau zwischen dem dichten Laube sich so verlor, daß es fast ganz dämmerig wurde, blieb sie plötzlich stehen und zog den Arm zurück.

Obwohl ich ihr Antlitz nur undeutlich sah, erfaßte ich doch so viel, daß es jählings starr wurde, sich veränderte. Die Augen schlossen und öffneten sich zweimal, dann sahen sie groß, ängstlich an mir vorbei nach links in den Wald. Ich folgte der Richtung, aber ich sah nichts. Gespenstisches Dunkel lag auf den Zweigen, hier und da fiel ein Tropfen von Blatt zu Blatt.

„Was ist Ihnen, Miß Lilly?“

Obwohl ich absolut nichts Seltsames gewahrte, überfiel mich doch ein Schauer.

Kam ein Anfall bei Lilly — jetzt — hier — in der Einsamkeit? Sie, die mir eben noch als Weib so nah gewesen, war auf einmal wieder meilenweit von mir entrückt, seitdem sie mich nicht mehr ansah, sondern in die Öde starrte. Mit einem heftigen Rud faßte sie jetzt meine Hand und preßte sie zusammen, daß es schmerzte, die Finger der Rechten krallten sich gleichzeitig in die Rinde des nächsten Baumes.

Dann, mit greller Stimme: „O mein Gott, mein Gott, sehen Sie denn nicht, es brennt ja, es brennt — die Flamme, da, die Flamme — überall im Wald — o — so rot — so rot . . .“

Anwillkürlich fuhr mein Auge blitzschnell im Kreise herum. Eine Sekunde lang war mir wirklich, als wirble über die absolut düstere Waldnacht eine flirrende rote Helle. Es verflog ebenso jäh, — nein, es war Täuschung. Aber vor mein inneres Auge trat jetzt ein wunderbar scharfes Bild. Fast ohne es zu wollen, — wie in innerem Zwange, begann ich langsam: „O gewiß in dem Mühlen-
dorf — der Blick . . .“

Mein eigener Gesichtsausdruck mag beim Sprechen vorübergehend nicht weniger starr gewesen sein als vorher der Lillys, obwohl ich nur ein associativ entstandenes Erinnerungsbild mir vergegenwärtigte.

„In Mühlen-
dorf?“ wiederholte Lilly mit seltsam verwandelter Stimme, ihre Hand löste sich langsam von der meinigen.

„Ja mir fällt was — ach — da — das Strohdach, wo die Teufelsdornbüsche sind, — die Hede brennt ja nicht gut, — wo das grüne Gestell des Schleifsteins an der Thür und die Obstbäume —“

Ich fühlte jäh einen noch heftigeren Ruck als vorher, sie hing sich schwer an meinen Arm und zerrte mich vorwärts.

„Unsinn!“ sagte sie in einem rauhen Tone.

Ich wußte durchaus nicht, was sie wollte, war aber durch den ganzen Auftritt zu sehr verwirrt, um Widerstand zu leisten. Kein Zweifel: sie hatte einen mystischen Anfall gehabt, wenn sie ihn auch nachträglich wegleugnen wollte. Ihr Arm, der auf meinem lag, zitterte heftig.

„Nun sagen Sie mir, Miß Villyn,“ begann ich nach einer längeren Pause und nachdem wir die dunkle Buschstelle hinter uns gelassen hatten und wieder in helleres Dämmerlicht zwischen hohen Bäumen eingetreten waren, „sagen Sie mir, ich bitte Sie, was war das? Haben Sie allen Ernstes eine Vision von Feuer, von Brand gehabt?“

„Nichts habe . . . nun ja, ich habe ja gesagt, ja eben . . . ach,“ sie brach rasch ab. „Lassen Sie, später, nicht jetzt.“ Ob sie sich der Sache schämte? Wollte auch sie heute ganz und nur ein irdisches Weib in meinen Augen sein? Mit Eifer beschleunigte sie ihren Schritt. Eine Dornranke, die sich in ihr Kleid verfing, riß sie mit freier Hand so rücksichtslos fort, daß die roten Tropfen aus der Haut perlten. Auf mir lag es wie ein dumpfes Gefühl, daß jetzt gleich irgend etwas Schreckliches, Ungeheures sich uns vor Augen stellen müsse. Sie schien nur so zu hasten, um es schneller zu gewahren.

Plötzlich wichen die Bäume breit auseinander, wir waren oben. Vor uns eine abendstille Fahrstraße, jenseits die Kiefernshonung, an der ich

vorhin entlang geschritten. Aber auf allem ein fahles Licht. Hinter den jungen Bäumchen hohe, wirbelnde Röte, eine sprühende Funken säule, die nach oben in einer rostbraunen Qualmwolke sich verlor . . . da war der Brand, groß, — nah, — zweifellos.

Wie gebannt waren wir auf einem Moos hügel am Waldrande stehen geblieben.

Die Fahrstraße entlang hallten jetzt klappernde Schritte, ein Bauer in schwarzer Weste und Hemdärmeln rannte vorbei.

„So, das brennt!“ schrie er uns an, „Mühlendorf!“

Lilly preßte den Arm fester auf. „Hören Sie?“ sagte sie mit bebender Stimme, „wie Sie gesagt haben, — Mühlendorf!“

„Wie, das Dorf, meinen Sie, heißt . . .“

„Nun ja doch, es ist Mühlendorf, Sie wußten doch.“

Ich wußte genau, daß ich mir den Namen vorhin selbst gebildet hatte. Aber darum handelte es sich ja nicht! Nicht bei mir lag das Wunderbare, — sie war es gewesen, die den Brand gesehen, in mystischer Vision geschaut, lange, ehe ein gewöhnliches Menschenauge ihn erblicken konnte . . . es war ein neues, grandioses Zeugnis . . . eine That wie die des Swedenborg, die in aller Welt Munde war!

Ich dachte, wie wir noch immer so standen

und die ferne Glut anstarrten, nicht an das Schreckliche des Brandes, — mir war, als steige eine gnadenbringende Erkenntnisflamme dort empor, ein rotglühendes Zeichen einer Überwelt, das in unsere Nacht hineinstrahlte, immer heller, immer gigantischer, immer schöner im lodernden Farbenspiel.

Weißer Dampfwolken pafften jetzt von unten in die Glut, oben wirbelten brennende Strohsegen wie Raketen in die große Rauchkrone hinauf und sprangen von Flode zu Flode wie elektrische Entladungen der geballten Wolkenmassen selbst.

Aber Lilly ließ mir keine Zeit zum weiteren unthätigen Schauen.

„Hin — hin — ich muß sehen!“

Sie zog mich fort, und wir liefen quer über die Straße auf einen Weg zu, der die Kiefernschonung durchschnitt. Wozu die Eile? Ob ihr hilfreiches Herz sie zur Brandstätte hinzog? Es blieb mir keine Muße zum Nachdenken. Eine kurze Weile über verschwand die strahlende Esse, man sah nur die ungeheure Qualmwolke wie eine neu sich erhebende Gewitternacht über den schwarzen Wipfeln. Dann tauchten die Eichen am Dorfeingang auf, riesig, kupferrot bis in jedes Blattfältchen hinein bestrahlt, als beständen sie selbst aus glühendem Metall. Der Kanal dahinter wie dides gelbrotes Blut, das Gefieder der laut

schnatternden Gänse am Ufer rosig überhaucht. Auf den Kornfeldern am Hügelrücken ein Bronze-
 flimmern wie um Sonnenuntergang. Die Luft voll Brandgeruch, voll Getöse. Allenthalben ein
 Rufen und Laufen vieler Menschen, zeterndes
 Hundegebell. Aus den fahl erhellten Feldern, dem
 nebelgrauen Walde, der seine düsteren Wipfel-
 hörner wie ein fernes Gespenst nach der Glut
 heraufredte, kamen dunkle Gestalten eilender
 Männer zum Vorschein, hier und da zwischen ihnen
 die flatternden bunten Tücher von Frauen und
 Mädchen, ein zahllos auftauchendes Gewimmel, als
 sei zum erstenmal das Leben gewedt in diesem
 totenstillen Lande. Unverständliche wendische Rufe
 klangen herüber und hinüber, dazwischen Kinder-
 geschrei und immer rasender, von allen Seiten, in
 der Nähe wie weit draußen, von Hof zu Hof wie
 antwortende Feuergloden weitergellend das Ge-
 kläff der unzähligen Hunde, deren Hut die ein-
 samen Bauerngehöfte anvertraut waren.

Weiter wie bis an den Eingang der Dorfstraße
 kamen wir nicht. Die Menge hatte sich hier ge-
 staut. Aber über die rot bestrahlten Kopftücher
 freischender Mädchen weg sahen wir jetzt in nächster
 Nähe die Weißglut des brennenden Giebelgebälks.
 Darunter sprühte die Lohe aus hohlen Fenstern,
 über denen das vorhängende Stroh längst weg-
 gefressen war. Noch tiefer stand wie eine schwarze,
 wellige Mauer vor dem Ganzen das Teufelsdorn-

gebüsch. Brennende Zweigfexen der verkohlten Obstbäume wirbelten rechts und links mit der heißen Luft empor.

Mehrere Männer, die geretteten Hausrat trugen, brachen sich jetzt von der Brandstätte aus quer durch die Menge Bahn, wir wurden bis zu den Eichen zurückgedrängt. Lillys Eifer schien ver-raucht. Die vielen Menschen waren ihr offenbar unbehaglich. Zu helfen war überhaupt nichts, — was brannte, brannte herab. Da kein Wind wehte, war die Umgebung nicht allzu stark gefährdet, der Teufelsdornwall schränkte den Feuerherd auf sein enges Biered ein. Wir blieben, bis das Gebälk eingestürzt war. Das angesengte Gestrüpp stand schließlich allein aufrecht, und aus dem schwarzen Kraterherde stieg ein dicker Qualm, der die Zuschauer in eine reizende Wolke hüllte.

Im Begriff, an den Eichen vorbei den Rückweg anzutreten, fühlte ich mich dann von Lilly noch einmal festgehalten.

„Sehen Sie, — o, Sie!“

Am Fuße des zweiten Riesenstammes lag der gerettete Plunder aufgehäuft: eine alte Bettstelle, in deren Wand die Flamme einen schwarzen Fleck gefressen, ein geborstener Spiegel, ein schlechter Farbendruck des Kaisers, wirr geschichtete Rissen, ein umgestürztes Bauer mit ängstlich flatterndem Vogel und Ähnliches. Einiges war in der Eile gerade in eine Regenpfütze hineingeworfen worden.

Oben auf einem Ballen Bettzeug stand ein kleiner Röter und bellte wie toll.

Ich wußte zuerst nicht, was Lilly meinte. Dann sah ich es. Etwas abseits von dem großen Haufen ragte dicht an der Kanalbrücke der Schleifstein, das vordere Fußpaar des Holzgestelles halb vom Feuer angekohlt, halb noch mit dem grünen Anstrich.

„Ach so!“ sagte ich. Ich mußte lächeln, das Drollige der Zufallsverkettung trat mir in den Sinn. Ich wollte Lilly das Ganze erzählen, als wir Arm in Arm auf einem Fußpfade, den sie kannte, durch das nebelige, stille Wiesenthal dem gräflichen Forste zuschritten. Aber im Moment, da ich die Dinge zusammensuchte, kam mir selbst diese Sache seltsam vor. Da ich schwieg, begann Lilly sehr lebhaft zu reden.

Sie fragte nach Einzelheiten aus meiner Scene von zweitem Gesicht. Gestern Abend hatte dieses Abenteuer anscheinend gar kein Interesse bei ihr gewedt. Jetzt wollte sie die geringfügigsten Details wissen. Sie stützte sich dabei schwer auf meinen Arm, ihr ganzes Wesen hatte etwas Gedrücktes, Unterwürfiges, sie sprach leise, als könne ein Unbekannter im Nebel unser Gespräch belauschen. Das übermütige Auftrillern eines Vogels in der Sumpfwiese erschreckte sie so, daß ihr Arm fühlbar zitterte.

Wir blieb wunderbar zu Mut auf diesem ganzen Heimwege. Alles — ich selbst — Lilly — die

Welt überhaupt, erschien mir dunkler, rätselvoller als je. Aber ich fühlte mich nicht traurig dabei, es arbeitete etwas in mir wie eine Art Wollust des Geistes. Ich empfand Stolz über die sich drängende Fülle mystischer Erlebnisse.

Im Walde gingen wir ganz schweigend nebeneinander her. Der Pfad war undeutlich und beschäftigte beständig unsere Aufmerksamkeit. Einmal gerieten wir ins Moor, aber es war nur eine schmale Stelle, der Boden wurde wieder fest. Dann verloren wir uns in einem Gewirre fast mannshoher Farnwedel, der Pfad wurde so dünn, daß wir mit Hilfe von Streichhölzchen feststellen mußten, wo er weiterlief. Flämmchen um Flämmchen ließen wir aufleuchten, wer uns von weitem sah, mußte wirklich an Spreewaldgespenster denken. Dann kam der Kanal, dem wir folgten, bis die weißen Bohlen der Brücke aus dem Dunkel schimmerten. Zwei große Eulen glitten geräuschlos wie eilig treibende Wolken über uns hin. In den schwarzen Gestrüppkuppeln der Erleninseln glänzten überall die Smaragdpointchen der Johanniskäfer. Als wir aus dem Busch traten, schwamm über der Waldwiese der Mond mit dunstigem Hof herauf, die Dachfenster des Schlosses glänzten fahl aus dem Thalwinkel. Im dämmerstillen Wirtschaftshofe schlug ein Hund an, sonst alles öde, alles still; auf dem Lande beginnt die Nachtruhe sehr früh. Vor der Hausthür reichte Lilly mir die

Hand, als wolle sie sich hier verabschieden. „Ich muß noch einmal in den Park. Aber allein. Gut Nacht. War schön heute.“ Sie sagte das mit gesenktem Blick, ganz sanft wie ein Kind.

Ich schaute ihr nach, bis sie um die Ecke verschwand. Dann hörte ich die Parkpforte noch in der tiefen Stille klirren.

Eine große Sehnsucht überkam mich, dem einsamen Weibe zu folgen, ihr zu sagen, wie ich sie verehrte. Mein Geist war ganz voll von Romantik, ich fühlte mich mehr berauscht als heute nachmittag von dem Champagner.

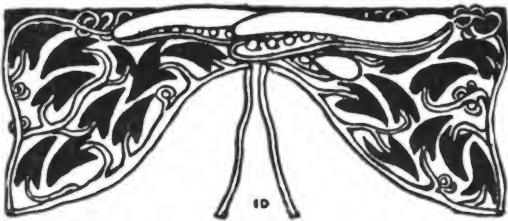
Als ich das dunkle Treppenhaus betrat, öffnete sich die Thür am Arbeitszimmer des Grafen. Er nötigte mich herein, mit leuchtenden Augen. „Schau her, ich hab's.“ Auf dem einen der flachen Tische lagen die Bogen mit der Geisterschrift und daneben zwei aufgeschlagene Bände. „Da, lies!“ Der eine Band war Humboldts „Kosmos“. Im dritten Bande dort stand die Stelle, auf die der Geist verwiesen. Das zweite Buch war eine Publikation von Briefen Humboldts. Das aufgeschlagene Blatt enthielt einen falsimilierten Brief von seiner Hand. Und diese Handschrift war durchaus und in jedem Zuge identisch mit der, die Lilly unter dem Einflusse des fremden Geistes hervorgebracht. „Es hat mir keine Ruhe gelassen,“ sagte der Graf, „ich habe gesucht bis jetzt. Jeder Zweifel ist gehoben, wessen herrlicher Geist zu uns geredet hat.“

Ich blätterte in dem Buche die Seiten zurück bis zu dem Porträt des alten Geisteshelden. Da waren sie, die feinen Diplomatenzüge, mit dem Stern und dem Orden pour le mérite, mit der weißen Halsbinde und dem Silberhaar. Ich dachte an das Bild in der Empfangsstube des Professors, das auf die Scene meiner tiefsten Erniedrigung herabgeschaut. So hatte er mich also selbst gerechtfertigt, der stille Zuschauer von der Wand...

Mein Geist hätte aufjubeln sollen, noch lauter als der des Grafen. Und seltsam: die ganze Sache schien mir gar nicht so wichtig im Augenblick. Ich hätte sie hingegeben für einen Kuß, einen Kuß nicht von den bleichen Lippen der Geisterseherin, sondern von der wilden Lippe des Weibes, mit dem ich durch die schäumenden Gewitterwogen des verwunschenen Sees geschwommen war.



Sünftes Buch



I

Vierzehn Tage verflossen.

Außerlich stand der Roman meines Lebens in dieser Zeit vollkommen still.

Den größeren Teil der Stunden verlebte ich im Arbeitszimmer des Grafen, fast stets mit ihm allein, in die Schätze seiner Bibliothek vertieft — lernend — staunend. Ich sah die gesamten Aufzeichnungen durch, die er in fünf Jahren des Studiums auf spiritistischem Gebiete sich gemacht, ich las mit fieberhafter Hast der Reihe nach die wichtigsten Schriften über die neue Lehre. Vor mir enthüllte sich der Embryo eines riesenhaften, die ganze Philosophie und Naturwissenschaft unserer Zeit von Grund auf umgestaltenden Wertes. Hier und da zeigte sich wie ein vor anderen ausgereiftes Organ des Keimlings ein ganz fertiges Kapitel, daneben dehnten sich Lücken, die nach Bearbeitung verlangten.

Tag um Tag stieg ich mit der über dem grünen Park aufstrahlenden Sonne in das große weiße Zimmer hinab und verließ es kaum für die beiden notwendigen Stunden der Hauptmahlzeiten. Bisweilen blickte der Graf, der neben mir still für sich arbeitete, auf, ein Nicken, eine Frage von meiner Seite eröffnete ein kurzes Gespräch. Dann erlahmte die Debatte wieder, aber das stille, schöne Lächeln auch des schweigenden Gesellschafters, das ich bei jedem Hinschauen auf mir ruhen sah, hatte etwas von einer tiefinnerlichen, süßen Geistesgemeinschaft, — die ganze Freude war darin, daß ich so willig auf dieses Studium einging, und die Freude zugleich am gemeinsamen, zu immer festem Bunde vereinigenden Wahrheitsdienst. Vieles von dem, was ich las, kam mir auch jetzt noch seltsam vor. Es war mir unmöglich, den entsetzlichen Zirkadwegen der Dialektik Böllners mit ungeteilter Anteilnahme zu folgen. Auf Schritt und Tritt stieß ich auf Ungenauigkeiten der Beobachtung, bei denen ich notwendig noch die kritische Betrachtungsweise, in der ich herangebildet war, anwenden mußte. Dennoch war und blieb das alles geringfügig vom Moment an, da man gewisse Thatfachen als möglich, ja als bewiesen annahm.

Anfangs hatte ich Spiritismus und Hypnotismus in einen Topf geworfen. Das lernte ich nun trennen.

Die Phänomene des einfachen Hypnotismus, auch die des gewöhnlichen, mechanisch durch Muskeldruck vermittelten Gedankenlesens, ja selbst die Suggestion im posthypnotischen Wachsein blieben noch durchaus im Rahmen der alten Physiologie.

Das erste „Wunderbare“ begann mit der Suggestion über große Raumstreden weg ohne persönliches Gegenüberstellen der aktiven und passiven Person. Eng daran schlossen sich die einfachen Formen von echtem Gedankenlesen, von Telepathie. Aber selbst hier war noch eine schwache Möglichkeit der Einordnung in die alten Gesetze der Physik, es konnte einen vermittelnden Kraftträger, eine Art geistigen Äthers zwischen Gehirn und Gehirn geben.

Sehr schwer, mit den Grenzen der alten Wissenschaft wohl schon gänzlich unvereinbar wurden Fälle von komplizierter Telepathie wie das zweite Gesicht in der Sterbestunde. Und gerade hier setzte ja meine eigenste Erfahrung ein.

Beim Nächsten hörte dann jeder Kompromiß mit der offiziellen materialistischen Weltanschauung auf: bei der Prophezeiung, dem zweiten Gesicht in seiner Erscheinungsform als Vorbote. Der Zeitbegriff und der Kausalitätsbegriff verschoben sich durchaus. Je weiter man von diesem Eckpunkte aus die Kette der Phänomene verfolgte, desto deutlicher trat der rote Faden der Geisterhypothese hervor. Es kamen die echten Manifestationen, die frei

schwebenden Hände, die Zöllner gesehen, die Wiederkehr Loter, von denen die mystische Tradition voll war, die übernatürlichen Kraftleistungen, die Raumdurchdringung, die der mathematischen Lehre von den drei Dimensionen offen Hohn sprach, endlich die direkten Offenbarungen der Geister selbst über ihre Existenz und den Bau der Überwelt.

Mehrmals las ich bis nach Mitternacht. Dann überkam meinen gereizten Geist eine Art Fauststimmung, die Schatten an der Wand nahmen Gestalt an, ich glaubte einen Luftzug an der Stirn zu verspüren, es pochte leise im Holz des Tisches. Im Schlafe verfolgten mich wüste Träume.

Aber unentwegt ging ich morgens wieder an die Arbeit. Wie der Knabe im Märchen sich durch den Kuchenberg ißt, so las ich mich langsam durch die langen Reihen des Regals, das die spiritistischen Kirchenväter trug. Zwischendurch machten wir kleine Experimente, der Hauptmann, der Graf und ich vereinigten unsere flachen Hände auf dem Dedel eines kleinen Holzkästchens so lange, bis der starre Gegenstand sich langsam, ruckweise fortzuschieben begann. An der Tischkante setzte er sich fest, kippte über und wieder zurück, wir zählten das Alphabet her und bei verschiedenen Buchstaben pochte die Schachtel vernehmlich dreimal auf. Aber es kamen nur unklare Worte zu Tage, und der Graf verhielt sich skeptisch, er erzählte Beispiele

von allzu nahe liegender Selbsttäuschung bei diesen Dingen. Einmal spielte Ernestine, die gerade im Zimmer war, mit, und in diesem Falle kam allerdings ein Satz zu stande: „Einer von euch hat ungeheure Kraft.“ Aber als wir die Sitzung ins Protokollbuch eintragen wollten, erklärte der Graf, er traue dem Mädchen nicht, sie habe, wenn nicht absichtlich, so doch wahrscheinlich unbewußt, durch ganz leichtes Nachgeben bei Buchstaben, die sie sich dachte, das Klopfen beeinflusst.

Besser, ein paarmal sogar überraschend, glückten einfache telepathische Experimente. Einer bot eine Handvoll verdeckter Spielkarten dar, ein zweiter mußte auf raschen Befehl eine laut genannte Karte, die jener sich gedacht, herausgreifen. Wiederholt hintereinander kam das richtige Bild mit einer Sicherheit, die allen Zufall auszuschließen schien. Ein andermal allerdings verlief auch eine stundenlange Sitzung dieser Art ohne ein einziges übereinstimmendes Resultat. „Atmosphärische Einflüsse!“ tröstete der Hauptmann. Es war auch wahr: an dem Nachmittage herrschte eine unerträgliche Schwüle, wir fühlten uns alle angegriffen. Und was uns nicht gelang, glückte wenigstens anderswo in überwältigender Weise. Täglich kamen Briefe aus München, aus Wien, aus Amerika, die von dreißig, ja von hundert Treffern hintereinander Mitteilung machten.

Wenn man überhaupt diesen Briefwechsel ansah,

So schien es, daß die halbe Welt sich unausgeseht mit Spiritismus befahte. Es liefen Schreiben ein aus den Kreisen der höchsten russischen und österreichischen Aristokratie, mit den ältesten Adelswappen im Siegel, und daneben fast unleserliche Stilproben von armen schlesischen Webern, die in ihrer Lebensmisere noch Zeit zu mystischer Versenkung fanden. Aus fast allen Städten des Reichs meldete man Spukhäuser an. Am helllichten Tage flogen Kartoffeln, prasselte ein Regen von Kohlenstücken nieder, kein Cordon von Schutzleuten half, die Pidelhauben selbst wurden von den mystischen Geschossen heruntergeworfen. An allen Ecken und Enden der Welt pochte es unablässig, als habe die Geisterwelt sich zusammengethan, um endlich Einlaß in die Hallen der Wissenschaft und der Aufklärung zu erlangen, die ganze alte Erde schien wie eine große Glode unausgeseht zu erzittern, zu erklingen, um sich lebendig zu erweisen. In den einsamen Bauernhöfen auf der roten Erde Westfalens erstrahlte in stiller Nacht der Bruder des zweiten Gesichts, das Totenlicht. Kein Dorf, wo nicht ein „Spökenkieker“ war. Kein Schiff durchkreuzte den Ocean ohne Spulgeschichte. In Indien flogen die Fakirs tagtäglich vor jedermanns Augen und zum Hohn auf alle offiziellen Naturgesetze senkrecht zur Decke empor, und in Nordamerika zogen viele hunderte von Wanderpredigern zur Verkündigung der neuen Lehre von Ort

zu Ort wie zu Zeiten des Evangeliums — und ihre Gemeinde zählte nach Millionen.

Und immer dasselbe Wunder: die ungeheure Gleichartigkeit aller dieser Vorfälle, der enge Kreis in der Art der Phänomene, dasselbe Klopfen, dasselbe Werfen, die ewig identische Erzählung vom zweiten Gesicht, — kurz, all das, wofür es nur den einen Ausweg der Erklärung gab: nämlich das Zugeständnis der Realität der spiritistischen Dinge, — der Wahrheit.

Gab es so eine Überfülle von Anregung für mich in der einmal eingeschlagenen Richtung, so fehlte doch eins vollkommen: eine neue Offenbarung Lillys.

„Das kommt nicht so oft, es sind schon Pausen von vier Wochen gewesen!“ sagte der Graf. Ich sah sogar unsere schöne Zauberin nur selten und flüchtig in den vierzehn Tagen. Trotzdem: gerade in diesen kurzen Begegnungen, den paar halb gleichgültigen Worten, die man über Tisch wechselte, lag ein immerwährender prickelnder Reiz. Bei der absoluten Freiheit, die im Schlosse herrschte, fragte keiner nach des andern Verbleib. Es genügte, wenn man sich abends eine Stunde bei Wein und Cigaretten in der Halle zusammensand. In diesen wenigen Momenten aber zeigte sich Lilly gerade mir gegenüber von einem so freundlich cordialen Wesen, daß man darauf aufmerksam wurde und mich damit neckte. Als wir einmal, etwas vom guten Ge-

tränk angeheitert, zusammen die Treppe hinauffstiegen, sagte Walter lächelnd: „Du hüte dich man! Denk an die Ritter, die spiritistische Heiraten gethan haben. Mit Melusinen und Undinen, das thut nicht gut. Astralherzen taugen nicht zum Lieben, laß mich dir geraten haben.“

Ich lachte herzlich mit, bei ganz ruhigem Gewissen.

Aber wenn Lilly abends in den Saal trat und das kleine Spiel von neuem anhub, fühlte ich mich doch ausnehmend glücklich. Ihrer Gewohnheit nach schaute sie bei der Begrüßung niemand an. Bei mir machte sie die erste Ausnahme. Ihr kleines, kaltes Händchen schien bisweilen zu vergessen, daß sein Druck bloß einen einfachen Guten Abend-Gruß bedeute. Dabei blieb sie die beiden Wochen hindurch außerordentlich sanft. Ein Alleinsein mit mir schien sie sorgfältig zu vermeiden. Einmal traf ich sie bei Frey. Er hatte seit einer Stunde an einer Rotstiftskizze sich abgequält, ohne etwas zu erreichen. Sie hatte fortwährend allerhand Schabernack getrieben, und er war brummig und horstig wie ein alter Eremit, den man in seiner Klause aufgestört. Kaum war ich eingetreten, so verwandelte sich ihr Wesen, sie wurde still wie ein braves Kind. Ich dachte, als ich nach einer Stunde wieder aufbrach, sie würde mich durch den Park begleiten. Aber sie blieb bei Frey, und als dieser nachher zum Abendessen kam, hörten wir, daß sie ihn gleich

nach meinem Weggehen von neuem zur Verzweiflung gebracht und sich wie ein junger Satan benommen hatte. Er wettete den ganzen Abend in stoßweisen, den Gesprächsstoff der anderen vollkommen ignorierenden Eruptionen gegen die Weiber, die Kunst und die ganze Welt, stopfte sich schließlich seine Pfeife und verschwand ohne Gute Nacht-Gruß im finsternen Park.

Oft, wenn ich von den Experimenten, die der Graf mit Lilly angestellt hatte, in seinen Protokollen las, — in der großen Stille des Studiergemaches, wo kaum einmal eine Fliege summt, eine Buchseite im Umblättern knitterte, das leise Ticken einer Uhr von der Wand herab erklang — so geschah es, daß mir die Züge der Schrift verblaßten, — das Weiß des Papieres rundete sich zu einer schneeigen Schulter, an der nasses Mädchenhaar hingefloß, ich vernahm ein Rauschen der Wellen um mich her . . .

Schaute ich dann auf und streifte mit dem irrenden Blick das Antlitz des Grafen, der so ernst, so ganz seiner hohen Sache hingegeben dasaß, inmitten der stillen Zeugen seiner Entsagung, seines aufgeopferten irdischen Begehrens, der alten Möbel, die einst dem Weibe seiner Liebe angehört, — so hatte ich eine Regung von Scham über solche Träume an solcher Stätte, neben diesem Manne . . . ich riß mich gewaltsam los, las weiter . . . und sehr bald hatte der Zauber des Erkenntnisraus-

ſches, der aus dieſen Blättern ſprach, mich wieder in ſeinem Bann, ich ſah nur die Seherin, nicht mehr das Weib.

Es gab indessen doch etwas, das mich mit Nothwendigkeit mehrfach auf eine Stunde ganz aus meinen Studien herausführte und zwang, Dinge von ſehr menſchlicher Art zu erwägen, wenn es ſich dabei auch um ein anderes weibliches Weſen handelte als Lilly.

Meine Beziehungen zu Therese, Theſens Schickſale überhaupt, bildeten die Macht, die ſelbſt in dieſen verlorenen Erdenwinkel zu mir hinübergriff.

Die erſte Nachricht aus Magdeburg kam mit dem Umwege über Berlin am Montag nachmittag. Die Adreſſe des Couverts wies eine gut geſchulte Kaufmannshand, die ich nicht kannte. Der einzige männliche Verwandte, den das Thälerſche Geſchwisterpaar noch beſaßen, der Sohn jener alten Tante in Ehrenfeld bei Köln, zur Zeit Commis in Hamburg, theilte ſehr kurz und korrekt mit, daß Herr Edmund Thäler an den Folgen einer Verwundung im Piſtolenduell mit einem Aſſeſſor Dr. jur. Fritz Bertmann geſtorben ſei. Die näheren Umſtände der Veranlaſſung zum Zweikampf werde die eingeleitete gerichtliche Unterſuchung ergeben. Das Begräbniß finde hier in Magdeburg Montag nachmittag drei Uhr ſtatt. Die Adreſſe war jetzt endlich, wo es zum Hinreiſen definitiv zu ſpät war,

angegeben, ich konnte wenigstens antworten. Von Therese kein Wort.

Ich erhielt die Zeilen gerade, als ich in meinem blauen Salon auf dem Sofa lag und einen interessanten Brief des alten Gustav Theodor Fechner las, in dem dieser dem Grafen gegenüber betonte, daß gewisse spiritistische Phänomene entschieden der Untersuchung wert seien, wenn auch seine (Fechners) Weltanschauung lieber ohne Spiritismus auskäme.

Und ich war thöricht genug, mich über dreierlei in dem andern Briefe zu ärgern: erstens, daß Therese nicht selbst schrieb; zweitens, daß man mir die Einladung zum Begräbnis nicht telegraphisch übermittelt hatte, und drittens, daß sich keine Angabe fand, ob Therese nach Berlin zurückkehren wolle oder was sie sonst vorhabe.

Ich schrieb sehr eilig ein paar Zeilen nach Magdeburg mit der Aufschrift „Nachsenden“, in denen ich Therese meine vollkommene Schuldllosigkeit in betreff des Nichterscheinens kurz darlegte und dringend um nähere Nachricht bat. Die bedauernden Schlußphrasen wurden etwas konventionell, ohne daß ich das eigentlich bezweckt hätte. Dann sandte ich das Couvert mit einem Hausdiener zur Poststation und vertiefte mich mit nervösem Eifer wieder in das Schreiben des alten Professors aus Leipzig.

Obwohl ich jetzt wußte, wie viel Zeit ein Brief

brauchte, um mich in diesem Spreewaldwinkel aufzufinden, so erwartete ich nach diesem nun doch mit umgehender Post eine Rückantwort. Sie kam nicht, die erste Woche ging über meinen Studien in den Papieren des Grafen und in den schönen Augen Lillys hin, die zweite desgleichen.

Obwohl es himmelschreiendes Unrecht war, fühlte ich in den seltenen Momenten, wo ich, durch irgend einen Zufall erinnert, an Therese überhaupt dachte, eine starke Verstimmung, ja einen förmlichen Groll gegen das Mädchen in mir. Ich glaubte ein Recht zu haben, mich zurückgesetzt zu fühlen, — ich, der ich bereits ziemlich deutlich mit zwei Karten spielte. Sie hatte kein Vertrauen zu mir, so schien es. Es mußte doch zweifellos etwas zur Regelung ihrer pekuniären Verhältnisse geschehen. Warum wandte sie sich nicht an mich? Ich will mich nicht so schlecht machen, daß ich sage, die gereizte Stimmung sei mir willkommen gewesen, sie habe mich vor mir selbst entlastet bei meiner wachsenden Neigung für Lilly. So bewußt war das alles nicht. Aber die Vorwürfe, die sich bei mir gegen Therese festgesetzt, überhoben mich doch der Mühe, allzu viel über das Ganze nachzugrübeln, und sie übertäubten gewisse Gedankenlinien, die sich mir hin und wieder abends vor dem Einschlafen einstellten, Gedankenlinien, in denen ich nicht so ganz unschuldig dastand, ja eine kurze, aber quälende Reue empfand, daß ich nicht an

jenem Montage bei Empfang der Adresse doch noch, und zwar Theresens wegen, nach Magdeburg gereist war. Gegen Ende der zweiten Woche war ich glücklich so weit, daß ich, glaube ich, überhaupt niemals wieder auch nur eine Zeile an Therese abgesandt hätte, wäre das räthelhafte Stillschweigen nicht doch in der Folge von ihrer Seite gebrochen worden.

Am Morgen des Sonntags, genau vierzehn Tage nach jener denkwürdigen Sitzung im Gartenhause und dem seltsamen Abenteuer im See, schickte der Graf bei sämtlichen, an allen Ecken und Enden des Schloßgebietes zerstreuten Rittern und Damen unserer Tafelrunde einen Diener vor und ließ ansagen, Walter wolle um elf Uhr in der großen Halle einen Gesang aus seinem neuen Epos vorlesen. Es blieb denn auch keiner aus, im Moment aber, da unser Freund sein Manuskript öffnete, kam die neue Post und mit ihr ein Brief von Therese, gestempelt „Berlin“. Ich öffnete auf allgemeinen Wunsch sogleich. Das erbrochene Couvert blieb, während ich las, offen vor mir auf dem Tische liegen, Lilly, die gerade gegenüber saß, mußte die kleinen, edigen Züge der Damenhandschrift der Adresse leicht erkennen können.

Der Inhalt des Schreibens war sehr kurz und, wie mir wenigstens schien, sehr kalt. Zunächst gar keine nähere Erzählung über die Ereignisse vor und bei Edmunds Tod. Therese begann mit der

Entschuldigung, daß sie wegen heftiger Erkrankung nicht habe schreiben können. Ihre Hilfe und ihr Trost sei der Better gewesen.

Nicht weniger als viermal kam der Brief auf diesen Better zurück. Gestern war er auch mit ihr nach Berlin gefahren, um ihr beim Auflösen des alten Hausstandes behilflich zu sein. Sie reiste nämlich, — das kam nachträglich wie etwas bereits Bekanntes, obgleich es doch das Wichtigste war — nach rasch getroffener Vereinbarung — der Better hatte es befürwortet — zu der Tante nach Ehrenfeld, die sie früher schon einmal beherbergt. Die Tante hatte sich bereit erklärt, sie nochmals für ein Jahr zu sich zu nehmen, damit sie in Köln ihre Examenarbeit vollenden könne. Montag reise sie um halb eins vom Bahnhof Friedrichstraße ab. Der Better sei in meiner Wohnung gewesen und habe dort gehört, daß ich noch auf dem Lande sei. Nun sei zwar alles in Berlin aufs beste geordnet, aber — es kam etwas trocken ganz in der Ede des Bogens — sie möchte mich doch sehr gern noch einmal sehen, falls die Reise vom Spreewald nach Berlin nicht allzu weit und zu kostspielig sei. Um zehn Uhr liefere sie am Montag die Schlüssel der Wohnung ab, sie habe dann kein Heim mehr in Berlin. Die zwei Stunden könnten wir nun vielleicht zusammen verbringen. Sie wollte mich an einem Fleck in der Mitte zwischen unseren Wohnungen treffen. Etwa im

Restaurant von Josty am Potsdamer Thor, — um halb elf. „Grüßend Therese Thäler.“

Nichts peinlicher als einen undeutlich, mit blasser Tinte geschriebenen Brief lesen zu müssen, während viele Augen auf uns gerichtet sind, die alle warten, daß man endlich mit der Privatangelegenheit fertig werde.

„Nun, du hast Nachricht über deinen armen Freund?“ sagte der Graf, als ich den Bogen hastig zusammenknitterte.

„Dieses weniger. Aber ich muß morgen nach Berlin. Abends bin ich wieder zurück, denke ich, es ist nur eine Kleinigkeit.“

„Morgen? Ach, das trifft sich. Ich muß morgen so wie so hinein, das paßt ja gerade, da fahren wir zusammen, das ist . . .“

Villy unterbrach ihn in ihrer rücksichtslosen Art mitten im Satze.

„Na, wenn denn alles ausrückt, so sind wohl die Herren so gut, daß sie Villy mitnehmen.“

„Der Zahnarzt, Sie wissen,“ setzte sie für den Grafen hinzu, — mit einem Blicke, dessen stumme Frage dieser ebenso stumm mit einer höflichen Verbeugung zu beantworten schien.

Die Sache war damit erledigt. Walter bekam das Wort und las uns ungefähr eine Stunde lang aus einem groß angelegten Epos in vierzeiligen Trochäen vor. Die Dichtung war wie der Mann: sorgfältig ausgeklügelt, mit Iyrischen An-

läufen von guter Wirkung, aber im ganzen doch kalt, ohne poetische Frische, mit viel Nachahmung älterer Muster, mehr Mosaik als Individualität. Grundgedanke war die Befehung eines modernen, grob materialistischen Geistes zur Anerkennung einer mystischen Weltanschauung und Rückkehr zum Gottesglauben. Der Hauptmann lieferte eine endlose pedantische Kritik, die niemand zu Worte kommen ließ und Schrulle auf Schrulle häufte. Zu anderen Zeiten würde ich lebhaft widersprochen haben. Heute rauchte ich schweigend meine Cigarre und hörte zu. Seitdem sich mir die Ansichten über das „Reale“, die Natur selbst, so verschoben, wagte ich mein altes Programm vom Realismus in der Kunst nicht mehr skrupellos zu verteidigen.

Als wir abends auseinander gingen, sagte der Graf: „Ich lasse morgen früh weden. Aber eins noch vorher: du bist den Nachmittag über in Berlin versagt?“

„Nicht im geringsten.“

„Das ist schön. Es ist nämlich um Lully. Ich bin bei einem Bekannten, wo ich sie nicht gern einführen möchte. Könntest du sie den Nachmittag über in deinen väterlichen Schutz nehmen? Wir fahren dann abends zusammen heim.“

„Ich werde mir alle Mühe geben. Gute Nacht.“

Als ich die Treppe hinaufstieg, fühlte ich auf einmal, daß ich mich auf den kommenden Tag

freute. Aber als ich oben den kleinen, zusammengeknitterten, kalten Brief Theresens gleichgültig zwischen die Bücher und Papiere des Schreibtisches warf, wußte ich ebenso deutlich, daß dieses Glücksgefühl nicht aus dieser Richtung kam . . .





II

Die Zeiger der kleinen, in der schmutzigen Atmosphäre des Berliner Arbeitstages fast verlorenen Uhr am Giebel des Potsdamer Bahnhofs näherten sich langsam den Ziffern elf und zwölf.

Der Graf hatte uns schon am Görlitzer Bahnhof verlassen. Spätestens um sechs sollten wir ihn in seiner Stadtwohnung abholen. Dann war ich mit Lilly zu ihrem Zahnarzt in der Potsdamer Straße gewandert. Gegen eins wollten auch wir beide uns zwischen Leipziger Platz und Bahnhof Friedrichstraße, Trottoir links von Lillys Richtung aus, wieder zusammenfinden, um gemeinsam den Nachmittag totzuschlagen so gut es ging.

Mit einem letzten lächelnden Gruß der großen Jenseitsaugen war meine schöne Mittagsgöttin in dem riesigen Thorbogen, von dessen Eden die künstlichen Gebisse hinter Glaskästen fletschten, verschwunden. Jetzt schritt ich in unruhigen, unklaren

Gedanken das Trottoir der Potsdamer Straße entlang auf das mir von früher her nur zu wohl bekannte Café Josty zu.

Das Café, abends und nach Tisch oft besetzt bis auf den letzten Platz, war zu dieser Stunde nahezu leer. Ein paar schweigsame alte Herren, die Morgenzeitungen lasen. In einer Ecke zwei dicke Damen in Schwarz, die Einkäufe gemacht hatten, wie ein Turm von Paketen auf einem ledigen Stuhl bewies, und sich jetzt den Luxus eines Sahnenbaisers gönnten. In den drei offenen Räumen eine fade Luft, halb Dunst der frisch geschauerten Dielen, halb nicht gehörig ausgetriebener Tabaksqualm vom Sonntagabend her. Auf den öligen Marmorplatten der Tische herumfliehende Fliegen, die aufsummten, wenn man herantrat. Im matten, wie mit Mehl versetzten Grün der verschossenen Sitzpolster trotz der Goldleisten an den Spiegeln ein seltsam jämmerlicher Kontrast zu dem leuchtenden Saftgrün der Bäume draußen, das sich eben diesen Spiegelflächen wie eine natürliche Tapete aufmalte. Was hatte ich hier nicht schon für glückliche, ernste, leichtfertige Stunden aller Art verlebt. Ein öder Geist der Nüchternheit herrschte heute. Was sollte ich Therese sagen, wenn sie kam? Wenn sie lieber nicht käme . . .

Ich war in einer neuen Welt, was sollte mir die versunkene. Ich würde von Edmunds Tod

hören, was galten mir die paar Details. In unserer Welt da drüben war der Tod ein Nichts. Was aber würde Therese davon begreifen? Zur Not würde sie eifersüchtig sein auf Lilly. Es erschien mir heute wie ein der Vergangenheit angehörendes Unbegreifliches, daß ich mich bei Therese jemals für glücklich, für befriedigt gehalten. Nein, das Jahr in ihrer Nähe war ein bedrohlicher Stillstand gewesen. Jene Resignationsstimmung an dem Geburtstagmorgen hatte in diesem Punkte die ganze Wahrheit gesagt. Nun aber war ich in noch nicht drei Wochen emporgeschritten, als liege in der kurzen Spanne ein Menschenalter. Ein wilder, stürmischer Egoismus brandete heute in mir. Eine große ideale Aufgabe riß mich fort. Mit Lilly folgte ich ihrer Bahn. Therese hatte keinen Teil daran. Lilly, Lilly. Meine Gedanken drängten sich immer um den einen Punkt . . .

Eine Viertelstunde ging hin. Ob Therese ausblieb? Es wäre das beste gewesen. Die Möglichkeit bestand, daß Lillys Konsultation bloß ganz kurze Zeit dauerte. Vielleicht schritt sie schon draußen das Trottoir auf und ab und wartete. Es duldete mich nicht in dem dumpfen Raum, ich nahm mein Glas und setzte mich auf die offene Veranda, von wo man den Platz über sah.

Die Uhr auf dem Potsdamer Bahnhof war durch die grünen Baumkronen des schmalen Vorgartens verdeckt, aber schräg gegenüber, nahe dem

Droschkenstand an der Ecke der Königgräherstraße, hob sich groß und weiß die Scheibe der elektrischen Normaluhr aus dem Buschwerk der Anlagen: der Zeiger wies gleich auf halb zwölf. Jeden Augenblick konnte Lillys rote Taille im Gewühl da draußen auftauchen.

Welch ein Bild, — dieser Wirbel des großstädtischen Arbeitsmeeres. Alles in meiner nächsten Umgebung erzitterte unausgesetzt, der Tisch, der Bierunterfaß, die Holzbrüstung, auf die sich mein Arm stützte, die Planken des künstlichen Fußbodens unter mir. Man hatte die Empfindung der Nähe einer ungeheuren Maschine, die alle jene Räder da drüben durch eine einzige unsichtbare Kraft verband und die Materie bis tief ins Erdreich hinab und bis hoch in die dunstige, von ansteigenden Regenwolken überschattete Luft hinauf in mitschwingende Bewegung setzte. Und diese Fülle der Farben. Der kolossale Platz gerade vor mir braunschwarz, naß, hier und da, wenn die Wolken sich auf Momente zerteilten, mit lichtblauem Reflex. Die Linien der Pferdebahngleise scharf, dunkel, gleich Einschnitten im Grund. Gegenüber, wie ein Loch ins Unendliche des Raumes graublau verbäuernd, die Riesenperspektive der Leipzigerstraße. Die Säulentempelchen rechts und links blendend weiß, mit bläulichen Metalldächern, hinter denen die hohen grünen Baummassen sich starr, wie versteinert, gegen den Trubel

der vorüberraschenden Dinge abhoben. Zwischen den kleinen, durchsichtig verschwimmenden Gaslaternen hier und dort der edige, weißgraue Klotz einer elektrischen Lampe wie losgelöst vom dunklen Schaft und frei emporschwebend bis in die Balkonhöhe der fernen rotgelben Häuserwand. Genau in der Mitte des Ganzen die funkelnden Pidelhauben dreier Schutzleute, ein silbernes Dreigestirn, das sich vom Strome unerschüttert umkreisen ließ. Links ganz in der Nähe als leuchtendster, sonnigster Farbfleck — Rosa, Zitronengelb, mattes Frühlingsblau, einmal kreuzend ein schräger Streifen Blutrot auf weißem Untergrund — die Plafatsäule, und fest dagegen gelehnt in dunklerem Blauviolett und schreiend grellem Buttergelb der Beilchen- und Narzissenkorb eines Blumenverkäufers. Wie ein jäher Blitz das blanke Metall eines Dreirades, die rote Mütze eines Dienstmannes, perspektivisch verschwimmend mit dem hellen Karmin von Droschkenrädern. Und unablässig kommend und gehend die Pferdebahnwagen, massiges Gelbrot mit weißen Schildern, ein Goldbild vom Messing der Schelle, die Scheiben grünlich, bald durchsichtig, bald verdunkelt. Droschken nur spärlich, meist unförmliche Lastkarren und die bunten Reklamewägelchen der großen Berliner Firmen. Einmal verstopfte sich der Straßeneingang im Hintergrunde vollständig, das Brausen wuchs momentan ins Ungeheure, als vernehme das Ohr es erst jetzt, da dem Auge das

Gewirre vorübergehend zum Stillstand kam. Als der Knäuel gelöst, die graue Straßenperspektive wieder offen war, erschien vor ihr in ragender, stolzer Silhouette augenblicklich bloß die einsame Gestalt eines berittenen Schutzmannes, unbewegt, kalt wie der eiserne Kurfürst auf der Brücke, auf schönem Rappen, der den Schweif hin und her warf. Mann und Roß scheinbar einig in dem Gefühl: Fahrt mich nur über den Haufen, — wer es wagt, empfängt sein Teil.

Aber in diesem ganzen schillernden Panorama keine Spur von dem Karmoisin der Seidentaille, die mein Blick suchte. Der Zeiger der Uhr hatte Halb überschritten. Über der Leipzigerstraße wurde der Himmel schwarz, es mußte gleich einen tüchtigen Schauer geben. Lilly hatte keinen Regenschirm. Therese kam nicht, wozu noch warten?

„Kellner, — zahlen!“

Im Moment, da der Mann mir den Rest einer Mark vorzählte, wehte ein schwarzer Trauerschleier heran, da war sie nun doch, — Therese. Ich hätte sie fast nicht gekannt, so verändert war ihr Aussehen. Die dunkle Tracht, der Kreppschleier gaben ihr schon etwas Fremdes. Die Züge des armen Mädchens waren niemals hervorstechend schön gewesen, es waren eben noch die Knospenjahre gewesen; heute schien der letzte Duft vorzeitig abgestreift. Die Wange aschfahl, die Augenränder rot entzündet, das Haar, das unter dem

Schleier sichtbar wurde, rauh, grobfaserig, von weißen Staubteilchen durchsetzt. Der Kellner stand noch zwischen uns, als wir uns über den Tisch weg die Hand reichten, und so wurde die Begrüßung eine äußerst formelle. Und als der lästige Frack verschwunden, war es, als stehe nun der Tote, der uns als Lebender einst so nahe zusammengebracht, trennend zwischen uns.

„Ich bin lange geblieben, du wolltest gewiß gerade gehen.“

„O durchaus nicht, ich hatte gar nichts vor, ich wartete gern.“

Mit dieser Unwahrheit von meiner Seite begann das Gespräch.

Ich bestellte ihr ein Glas Rotwein. Neben uns am zweiten Tisch schielte ein Herr an seiner Zeitung vorbei nach uns hin, er mußte jedes Wort verstehen können.

„Arme Therese, wie krank du noch ausiehst.“

„O Wilhelm — du glaubst nicht, nein, du kannst es nicht glauben, wie das — o wie, wie . . .“

Sie zog ihr Taschentuch und weinte. Der Herr drüben ließ die Zeitung sinken, — er genierte mich.

„Beruhige dich, Therese. Übrigens, du mußt mir auch nicht böse sein, ich konnte nicht mehr kommen, es war zu spät nämlich . . .“

„Ich weiß; du hast mir's ja geschrieben.“

Sie suchte sich zu fassen, die Thränen zurückzuhalten. Meine linke Hand lag auf dem Tisch, und sie faßte unwillkürlich danach, wie um sich an etwas aufzurichten. Der fremde Herr erhob sich jetzt und rief mit ziemlichem Lärm nach dem Zahlkellner. Er machte ein sehr ernstes Gesicht und wollte sich vielleicht aus Zartgefühl entfernen, — vielleicht auch, weil ihn der Anblick des weinenden Mädchens in seiner Frühstücksverdauung störte. Aber bis er ein Zwanzigmarkstück gewechselt hatte, verfloß wieder eine beträchtliche Zeit, in welcher der Kellnerstod von neuem mit dem Rückenwider Theresens Stuhl stand und ein intimeres Gespräch unmöglich machte.

„Nun sag mir mal vor allen Dingen,“ begann ich nach einer Pause, „wie ist das Duell entstanden?“

„Das hat dir doch Fritz geschrieben.“

„Nichts hat mir Fritz geschrieben. Ich weiß absolut nichts. Erzähl mir von Anfang an. Also an dem Geburtstagsabend, da wußte Edmund doch noch gar nichts, nicht wahr?“

Sie sprach jetzt ausführlich und in aufgeregter Hast von jenem Abend — wie sie uns erwartet — o, so lange, lange erwartet . . . Sie konnte nicht ahnen, wie meine Gedanken, indem sie zu jenem Ausgangspunkte meiner eigenen Schicksalswendung zurückwanderten, sich nur immer weiter von ihr entfernten. Ich blickte, während ich ihr zu-

hörte, gerade auf den Fleck in der Mitte des Plages, von wo ich in der Mitternachtswende mit dem Grafen in das Lichtmeer der Leipzigerstraße geschaut — dort — auf den runden Trottoir-ausschnitt, wo die drei Schußleute miteinander schwakten. Und unaufhörlich war es mir, als tauche in dem kaleidoskopartig wechselnden Farbenbilde da drüben Lillys Gestalt auf, — die rote Taille, die breiten Schultern, die schlanke, stolz schreitende Hüfte, der mädchenhafte Zopf, der diesem seltsamen, wilden Weibe etwas so Weiches, Kindliches verlieh.

Aber ich wollte mich zwingen, wollte jetzt nur für Therese da sein. Edmunds Schicksale, so nahe gerückt, interessierten mich ja doch mächtig. Nur das peinigte mich, wie umständlich das Mädchen wieder erzählte. Es war eine alte Eigenschaft an ihr, die Edmund zur Verzweiflung bringen konnte. Sie holte endlos weit aus und berichtete vor allem von ihren eigenen Erlebnissen. Sie hatte eine Ahnung von kommendem Unglück an dem Abend gehabt, als sie uns vergebens erwartete. Dann, am Morgen, als der Telegraphenbote zum erstenmal kam, hatte sie gemeint, vor Entsetzen vergehen zu müssen. Ihre Aufregung nahm zu, die Stimme zitterte, sie verwirrte sich in der Reihenfolge der Dinge, verbesserte sich, brach von neuem in Thränen aus . . . die Kellner am Eingang zum Buffetzimmer steckten die Köpfe zusammen, selbst

entfernt sitzende Gäste schauten nach dem schluchzenden Mädchen hin — ich fühlte nur noch das äußerste Bedürfnis, sie zu beruhigen.

„Daß jetzt, Therese, es faßt dich noch zu stark, erzähle mir jetzt nicht weiter, nachher, nicht jetzt, armes Mädchen, komm, beruhige dich, trink mal einen Schlud Wein.“

Meine Witzbegier war vollkommen tot, ich stellte keine Fragen, sondern suchte mit allen Mitteln zu trösten. Schließlich erfuhr ich absolut nichts zu dem, was ich bereits wußte, als daß Edmund im Eisenbahncoupé mit dem Assessor Streit bekommen und ihn selbst gefordert hatte. Zum Unglück erschien nun gerade, als die Zeit ohnehin bereits sehr vorgerückt war, im Trubel des Straßensbildes wirklich Lillys rote Bluse. Sie durchschnitt in verwegener gerader Linie die zahllosen Wagenreihen. Einige Leute hatten bereits Regenschirme aufgespannt. Lilly schien sehr zu eilen, wohl um irgendwo Schutz vor dem Regen zu suchen. Nun wurde es fast sicher, daß wir uns verfehlten. Der ganze schöne Plan des Beisammenseins am Nachmittage geriet ins Wanken. Therese mochte gemerkt haben, daß mein Blick auf den Platz hinaus starrte. Sie folgte der Richtung, und in ihr Gesichtsfeld geriet plötzlich die Uhr. „O, das ist ja die höchste Zeit, ich muß nach der Bahn.“

Es war in der That die höchste Zeit. Ich rief den Kellner, wir brachen auf. Während ich

zahlte, sah ich sehr wohl, wie ihr thränenfeuchtes Auge auf mir haftete, ich wußte auch, was sie denken konnte. Aber ich wollte nicht, und ich sagte mir mit Troß, daß es mein Glück und auch ihr Glück sei.

Auf dem Platz draußen gab ich ihr den Arm, sie schmiegte sich in dem Gewoge und Gedränge der Fuhrwerke und Menschen eng an mich an. Aber der schmale Arm lag trotz des nahen Drudes kalt und wie fremd auf dem meinigen, unser Schritt bekam kein gleiches Tempo, dieses Führen war mehr eine Qual als eine wirklich fördernde Gemeinschaft. Eine andere gehörte unter diesen Schirm, die mir jetzt vielleicht für den ganzen Tag verloren ging. Wahnsinn, daß wir uns nicht besser verabredet, den Fall, daß Regen eintrat, nicht vorgesehen hatten. Ich schlug einen förmlichen Marschschritt an, als könnte ich die längst Entschwundene doch noch einholen. Und in Gedanken ganz und nur bei Billn, merkte ich gar nicht, daß wir schon fast bis an die Ecke der Friedrichstraße gekommen waren, ohne daß eines ein Wort gesprochen hätte. Ich sah keinen Menschen von den Vorüberhaftenden an, aber ein Herr blieb plötzlich mit lächelndem Gruße vor uns stehen . . . der Graf.

„Na, wenn das nicht eine mystische Thatsache ist! Troß verschiedener Wege noch einmal zusammentreffen — im großen Berlin — das lobe ich mir.“

Ich stellte ihm Therese vor, er sagte ihr ein paar außerordentlich herzliche Beileidsworte, so herzlich, daß sie Therese sichtlich wohlthaten. Irrend ein Zug in unserem Wesen mußte ihm verraten, daß etwas Peinliches zwischen uns beiden waltete und daß die Gegenwart eines Dritten hier lindernd wirken könnte; er zog die Uhr, bestätigte sich selbst, daß er noch so viel Zeit habe, und bat, ob er uns bis zum Bahnhof begleiten dürfe. Ich war glücklich darüber. Er trat auf Theresens andere Seite, immer höflich halb zu ihr hingewandt, und sprach mit ihr die ganze Strecke durch bis zum Stadtbahnhof.

Als endlich der Bogen der Überführung an der Station Friedrichstraße sich zu unseren Häupten wölbte, hatte er das arme, durch die ganzen Umstände und wohl auch mein frostiges Benehmen eingeschüchterte Mädchen so weit gebracht, daß bei einem freundlichen Scherze, den er einslocht, ein leichtes Lächeln über ihr blasses Gesichtchen flog, ein Sonnenblick, der auf eine Sekunde einen Abglanz der früheren niedlichen Schalkhaftigkeit um die Wangenrübchen malte.

Wir kamen gerade noch zur rechten Zeit ans Ziel, der Zug wartete bereits, als wir den Perron für Fernverkehr betraten. „Glückliche Reise, gnädiges Fräulein!“ sagte der Graf und drückte den kleinen schwarzen Wollhandschuh. „Auf ein frohlicheres Wiedersehen in Berlin! Kommen Sie wie-

der in die Mark, so wissen Sie, daß Sie auch bei mir draußen herzlich willkommen sind. Wilhelms Freundin findet im Spreewald nur Freunde. Alle guten Wünsche auch zum Examen. Sie lassen's uns ja durch Wilhelm wissen, wenn der große Akt überstanden ist. Und vor allem: munter bleiben! Nach diesem Trauerschwarz kommen ja auch wieder bessere Farben!"

Sie dankte ihm noch einmal mit dem geduldigen Lächeln. Als sie dann mir die Hand gab, war das Auge feucht umflort.

„Leb wohl, Wilhelm. Und vielen, vielen Dank, daß du die weite Reise für mich gemacht hast und gekommen bist.“

Mir war, als sinkte die große schwarze Eisenhalle des Bahnhofes wie eine schwere Kieselglode auf mich herab . . . ich empfand nun doch, daß ich diesen Dank ganz und gar nicht verdient hatte. Ich fand auch kein Wort zum Abschiede als das des Grafen: „Glückliche Reise, — auf Wiedersehen.“ Der Schaffner knallte die Thür zu, wir standen noch einen Moment vor dem geschlossenen Zuge, der Graf mit freundlichem Lächeln hinaufgrüßend, ich müde, kraftlos, unzufrieden mit mir und doch im Innersten wie erlöst. Hinter dem schillernden Glas des Fensters wurde gerade in der Sekunde, da die Wagenreihe sich knisternd in Bewegung setzte, flüchtig wie ein Blitz ein weißes Taschentuch sichtbar. Es war nicht mehr zu

erkennen, ob Therese damit zu einem letzten Gruße hatte winken wollen oder ob sie es zu den Augen emporführte. Im nächsten Moment war das Geleise öde, weit draußen verflatterte über einer gekrümmten schwarzen Schlangenlinie ein weißer Dampfstreifen vor dem Regengrau. Ich schaute dem enteilenden Zuge, den jetzt nur noch die Schiene durch ein leises Nachklingen andeutete, nun doch mit einer Empfindung nach, als verwehe und ver-
 rausche dort ein unendlich süßer, unwiederbring-
 lich zerstörter Lebenstraum . . .

Endlich legte der Graf mir die Hand auf die Schulter. Unsere Augen trafen sich. Er war jetzt sehr ernst. „Armes Mädel, aber tapfer, die da fährt!“ sagte er und wies mit dem Daumen nach der Richtung. „Sie hat mich an Nelly erinnert. Solche Mädchen machen den Mann glücklich, nur die. Ihr steht auf du und du — nimm mir nicht übel, es soll gar nicht indiskret sein, aber war das ein Abschied auf Dauer?“

„Wahrscheinlich.“

Er antwortete nichts. Als wir die Treppe vom Perron hinabstiegen, fragte er nach Theresens materieller Lage und ob man hier nicht mit Geld ein gutes Werk thun könnte. Ich verneinte kurzweg, und da ich auch sonst einsilbig blieb, schien er es für höflich zu halten, das Gespräch auf anderes überzulenken.

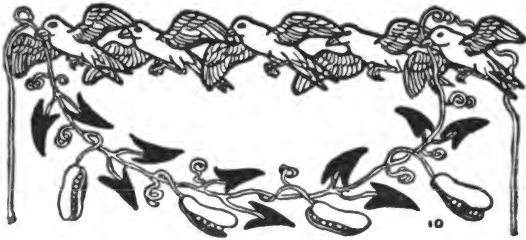
Nur als wir uns vor dem Bahnhof am

Droschkenstand verabschiedeten, sagte er noch, schon die Hand am Wagenschlag: „Freund, Freund, wir Menschen sollten das Glück beim Schopf fassen, wo es sich giebt. Auch du bist ein Idealist, ein Träumer. Hüte dich, daß du nicht das beste in diesem dummen Erdenpiel verträumst!“

Ich schüttelte den Kopf und ging. Ein paar Schritte lang fühlte ich den Druck auf mir wie von etwas Schwerem, Unfühnbarem, das ich begangen.

Dann — als ich in die große Straße einlenkte, kam es plötzlich mit einem Ruck wie stürmisch lodernde Freude über mich: frei . . . du bist frei . . . nun endlich, endlich auf — zu Lilly!





III

Die Freiheit hatte ich, aber war Lilly überhaupt noch zu finden? Das war die große Frage, die über das Glück des Tages entschied.

Ich schloß trotz des andauernden Sprühregens meinen Schirm, um rascher die Massen der andrängenden Trottoirgänger durchbrechen zu können. Ein trauriger Anblick, diese Weltstadtstraße in Regenbeleuchtung. Der schmale Strich Himmel über der schnurgeraden Linie vollkommen grau. Die steilen, unermeslich hohen Schnörkelgiebel der Häuser vor diesem Grau wie düstere, unheimliche Silhouetten, in deren verrücktem Zadenwerk die Mietskaserne der Großstadt sich zu den grotesken Linien des alten Nürnberg zurückzubilden schien. Die Menschenwoge trotz der Sommertoiletten wie in eine trübe Schmutzschicht gehüllt, nichts als Schwarz, Dunkelbraun, Grau, ganz Offenbarung

einer Kulturwelt, die den Zauber der Farbe künstlich aus ihren Gewändern verbannt. Kein einziger greller Fleck wie vorhin am Leipziger Platz. Selbst das glänzende Gelbrot mit Weiß und das Messinggefunkel der Schelle am Pferdebahnwagen fehlte, es herrschte das farb- und formloseste aller Gefährte: der Omnibus. Statt des lustigen Klingelns schweres Gepolter, einförmiges Klapp Klapp der Droschkensperdhufe auf dem Asphalt. Die Ferne zum Belle-Alliance-Platz hin graugrün verbäumernd. Das Weiß der Laternen am Café Bauer stumpf. Die nassen Spiegelscheiben der Läden riesige schwarze Reflexflächen, hinter denen die bunte Pracht des tausendfachen Kleintrams ausgestellter Objekte sich wirkungslos im Schatten verlor. Mißmutige Gesichter, wo immer das Antlitz eines Elenden zufällig unter dem Schirm auftauchte. Die Blumenmädchen an der Linden-Ecke schmutzig, nasse Haarsträhne an das ungesunde Armuts- und Lasterweiß der niedrigen Stirn geklebt, um die Schulter ein alter verschossener Shawl von undefinierbarer Dredfarbe, dessen Zwiebel- und Schweißdunst sich in den milden Hauch der Veilchen, das süße Honigaroma der Rosen, den frischen Waldgeruch der Maiglöckchen mischte. Über der ganzen Straßenwelt lag ein zäher, aufdringlicher Atem, den der Sprühregen gewedt, ein Gemisch aus dünn zertretenem Straßen-
 tot, Wagen-
 schmiere, naß ausdünstenden Kleidern

und dem feuchten Kalk und den triefenden Brettern der zahlreichen Neubauten. Aus den offenen Ladenthüren kam es wie multrige Kellerluft, dazwischen hier und da der dick ausströmende, die ganze Breite des Trottoirs erfüllende fade Spül- und Speisedunst eines Restaurants. Bisweilen segte eine Wolke penetranten Puderparfüms von einer schlendernden und unter dem Schirm hervorspielenden Dame aus durch die allgemeine Regenatmosphäre. Dann wieder wie ein nachschleppender Kometenschweif der Dunstkreis eines Omnibus, in dessen vollgepacktem Innern sich der Staub, der dem Schauer voranging, noch konserviert hatte, versetzt mit einem nach Käse und Kohl stinkenden Atemzug aus den Markthallen, den ein paar strogende Gemüsekörbe hineingebracht.

Stärker noch als vorher im Café Josty faßte mich der Ekel. Die Großstadt mit ihrer Mittagsluft dünkte mich ein schaler, verschütteter Bierrest, in dem ein wimmelndes Heer schwarzer Fliegen festklebte oder mit trägen Beinen herumkroch, um demnächst auch zu ersaufen, zu vermodern.

Ich wagte nicht, über die Ecke der Leipziger Straße hinaus zu gehen, schritt ein Stück wieder zurück, blieb endlich unschlüssig einen Moment, mit dem Gesicht nach der Straße gewandt, am Trottoirrande stehen, als erwarte ich einen Omnibus. Ein Wagen, dessen nasses Rad mich fast streifte, überschüttete im Weiterrollen meine hellen

Sommerhosen mit einem gelbbraunen Tropfenfall, dessen Spuren jäh zur zähen Kruste eintrockneten. Ich achtete nicht darauf. Die ganze Welt um mich her war mir entseßlich gleichgültig.

Aber ich fühlte, als die Straße dann einen Augenblick leer blieb, doch vorübergehend etwas wie Schwindel, den Schwindel, den die ungeheuren wirbelnden Flächen der Großstadtstraßen bisweilen bei dem Fußgänger erzeugen . . . der weite schwarzbraune Schmußspiegel des Asphaltes mit den tausend feinen Kräuselungen und Radfurchen erschien wie ein emporzüngelndes Meer . . . meine Hand tastete unwillkürlich nach dem kalten Metallschafte einer Laterne, um einen Halt zu suchen. Da wedte mich ein herzhafter Schlag auf die Schulter auf.

„Ach, da steht man. Na ja, Betrachtungen von Philosophie, o, man ist ja der ganze galante Ritter. Wenn Billy Monsieur nicht auch von der Rückseite kannte, o . . .“

Ich hatte sie, — und ich war wach. Ihr Arm lag auf dem meinigen, — während ich sie fragte, ob sie nicht naß geworden sei, merkte ich erst, daß es überhaupt nicht mehr regnete. Der Himmelsstreifen über der Straße erschien nicht mehr grau, sondern weißlich, von glänzendem Licht durchsättigt, das den Blick blendete. Und die Straße spiegelte dieses Licht in funkelndem Bronzeton, alles schien heller, belebter.

Als wir an der Ecke der Leipziger Straße einen Strauß Maiglöckchen erwarben, war mir, als fließe der Blumenduft auf einmal wie besreit über die Straße. Mit dem zarten Weißgrün der schwelenden Glöckchen auf der straffen roten Seide der Brust kam etwas Waldfrisches in Lillys Erscheinung, ein Stück Spreewaldzauber, vor dem die Alltagsfarbe des Großstadttages zerschwand wie ein unreines Gespenst.

„Wohin nun?“ sagte ich.

Sie lachte munter. „Überall hin!“

Ich besann mich einen Moment. „Gut, essen wir zu Mittag, — drüben — in der ‚Stadt Athen‘.“

Das Weinrestaurant dieses Namens lag uns schräg gegenüber auf der andern Seite der Leipziger Straße. Wir mußten uns quer durch die gefährlichsten Kreuzungslinien der gewaltigen Verkehrsecke Bahn brechen, wo Wagen an Wagen sauste. Aber Lilly schien keine Angst zu kennen. Therese hatte sich vorhin im Wirbel des Leipziger Plazes an mich angeklammert wie eine Versinkende an die Planke im Maelstrom. Lilly schritt lustig durch den betäubenden Sturm, als gelte es eine Tour im Kontertanz. Die großen, ruhigen Augen schauten in die Straße hinein, — jetzt rechts und jetzt links . . . der herabgesenkte nasse Kopf eines Droschkenpferdes streifte uns fast, sie hob nur die Hand auf, als wollte sie ihn streicheln. Als wir drüben waren, sagte sie: „So

ein Pferd ist klüger als der Mensch, es überfährt nicht.“

„Sie wissen mit Pferden umzugehen, Miß Billy?“ fragte ich, während die düstere Wölbung der Einfahrt zu dem im Hof gelegenen Restaurant sich über uns wölbte.

„Billy bändigt den tollsten Renner, glauben Sie das.“

Ich öffnete die Glasthür, und während ich ihr den Vortritt ließ, dachte ich: Wo sie das alles gelernt hat? Es stand nichts davon in dem schlichten Bilde, das der Graf mir damals von ihrem Leben vorgeführt. Aber sie würde reiten, wie sie ruderte, wie sie schwamm. Ein seltsames Weib . . .

Die große unregelmäßige Halle der griechischen Weinstube zur Stadt Athen war bei der trüben Beleuchtung des Tages fast dunkel. An den weiß gedeckten Mittagstischen wenige Gäste, die sich in den vielen Winkeln zwischen den Säulen verloren. Kein Geräusch als ein Tellerklappern vom Buffet, das Knittern einer Zeitung, das Aufsnallen eines losgezogenen Stöpsels. Die grellen Städtebilder vom Mittelmeer, die halbnackten pompejanischen Tänzerinnen, die feierlichen griechischen Sprüche der Wände in seltsamem Kontrast zu der Nüchternheit des Saales, den eisernen Trägern, dem gänzlichen Farbangel der Decke, des Bodens, des Buffets, die eher an einen großen leeren Warenauspeicher erinnerten.

In dem Speisebunſt der Mittagsſtunde in charakteriſtiſchem Unterſchiede zu den umliegenden Bierpaläſten ein weichliches Roſinenaroma, das den offenen Viertelliter-Fläſchchen mit helleniſchem Rebenſaft entſtrömte.

Wir ſetzten uns an die Ede einer langen leeren Tafel, wo die perſpektiviſche Verſchränkung der Säulen die Vorſtellung eines abgeſchloſſenen Kabinetts erzeugte.

Zu unſeren Häupten mahnte hier in mattweißen Lettern die Stimme des alten Anakreon zum Vergeſſen der Sorgen im Traubenrauſch, der dem Trunkenen Krösus' Schätze vorzaubere, — daneben leuchtete aus einer Landſchaft ein Streifen azurblauen Griechenmeers. Der dunkelrote Wein in unſeren Gläſern warf einen blutflammenden Zwilingsreflex auf den grellen Schnee des Tafeltuches, der bisweilen, wenn eine Hand nach dem Glaſe griff, in hellem Aufleuchten auch über die Finger glitt. Der Kellner hatte eine Gasflamme angezündet, und jenes ſeltſam ſchöne Erglühen in Lillys Leint machte ſich wieder bemerkbar. So lange der Kellner das Eſſen ſervierte, ſprachen wir Gleichgültiges. Dann kam mit dem heißen Tranke ein ſinnender, romantiſcher Zug in unſere Unterhaltung, ohne Leidenschaft, aber wie ein Vorbote davon.

Ich liebte dieſe Stadt Athen, und ich erzählte davon. Einmal hatte ich hier einen Weihnachts-

abend zugebracht. Auf dem Hofe damals berg-
 hoher Schnee, — kaum ein schmaler, tief einge-
 grabener Weg bis zur Glashür, — nur ganz
 wenige, leise plaudernde oder auch ganz stumme
 Menschen im Lokal, ein paar alte Junggesellen
 ohne Weihnachtsbaum, zwei Augenblidspärdchen, die
 sich über diesen Abend mit derselben hohlen Liebes-
 lüge wegtäuschten, wie über jeden beliebigen andern.
 Von dem kühlen Blau der Meereslandschaft, den
 nackten Tänzerinnen im matten Gelb, der verblaß-
 ten, gräberhaften Spruchweisheit der Wände eine
 seltsame Kälte niederfröstelnd, — der äußerste
 Bankerott aller Weihnachtswärme, in fahlen Far-
 ben aufgetüncht wie auf der Aschengruft einer pom-
 pejanischen Städte-Katakombe, der kein Feuer-
 wein Leben gab in dieser Weihestunde des Her-
 zens, da sonst in jeder kleinsten Hütte der Welt-
 stadt der Glanz der Christbaumkerzen sich im
 reinen Spiegel von Kinderaugen brach. Und doch
 liebte ich manchmal solche Kontraste. Wir spra-
 chen von Weihnachten überhaupt. „Ich bin ohne
 Religion erzogen,“ sagte Lilly. Sie schien nicht
 gern bei dem Thema zu verweilen. Ich hatte
 die Liebespärdchen erwähnt. Daran knüpfte sie an.
 Ich sagte ein paar Worte, was ich von den armen
 Geschöpfen dachte, die der Strudel der Welt auf
 die Straße riß. Die Erfahrung hatte mich hier sehr
 mild gestimmt. Man sollte die Verhältnisse, die
 Gesellschaft anklagen, sie trügen die Schuld, nicht

das einzelne Opfer. Opfer sei der Mann, dem in den besten Jahren die Misere unserer Zustände das Heiraten verwehre oder die Ehe zur Hölle mache. Opfer sei nicht minder das Weib, dem dieselbe Misere das Herz zur Ware erniedrige und das mit verkaufter Liebe den Hunger stille.

Lilly hatte ihren Teller zurückgeschoben und hörte mir sehr ernst zu, das Kinn auf der Hand, die Augen mit seltsamer Flamme.

„Das wäre schön,“ sagte sie endlich. „So ganz sanft denken! Das machte alles anders. Aber es thut's doch keiner. Nein, mein Freund. Ihr Philosophen habt die großen Worte. Und wenn es kommt, seid ihr wie alle Menschen.“

Ich widersprach, sie lächelte und schüttelte den Kopf. Dann reichte sie mir plötzlich die Hand, ohne mich jetzt anzusehen.

„Ja, schön wär's, und vielleicht sind Sie besser. Übrigens, Sie waren nie in Amerika?“ Sie wollte offenbar wieder vom Thema abspringen.

„Nein, Miß Lilly, ich war nicht dort.“

„Amerika. Ich habe dort viel Böses gelitten. Bei euch sind die Menschen doch anders, so viel besser. Und ich möchte doch wieder hin. Ich hatte dort viel Glück — o, das Glück, nein . . .“

Sie preßte die blanke Fläche des Dessertmessers wider das weiße Tafeltuch, so daß die Klinge sich leicht nach oben krümmte, und starrte eine Weile

schweigend auf ihr Glas. Dann faßte sie das Glas und leerte es auf einen Zug. „Glück hin, — Glück her, — warum sind die Menschen so wahnsinnig. Hat man's, so schmeißt man's fort, und dann wieder umgekehrt. Das ist unsäglich langweilig. Weiß eure Philosophie, warum das kommt? Sagen Sie mir's.“

Ich stutzte einen Moment. Mir war, als klinge in diesen Worten etwas anderes wieder, etwas von vorhin, was ich jetzt nicht hören wollte. Aber sie wußte ja nicht . . .

Ich nahm rasch das Wort und redete mit großem Eifer. Sie hatte doch wahrhaftig keinen Grund zum Pessimismus. Was für Glück sie auch drüben verlassen (ich dachte mir, es möchte wohl das Leben im Elternhause gewesen sein): gab es ein schöneres Los als das, das ihr jetzt zu teil geworden? Stand sie nicht wie eine Heilige zwischen uns? Sie spielte, so lange ich sprach, mit dem Messer. Als ich schwieg, sagte sie nur mit einem ernststen Blick, der dann während der Worte langsam in ein wunderbar bestridendes sanftes Lächeln überging: „O ja, mein Freund, o ja, — o ja! Ihr habt recht, und Lilly ist das glücklichste Menschenkind, — o ja. Aber wir wollen nicht dafür anstoßen, sondern für Sie, weil Sie es so nett sagen. Prosit, für die schönen Worte!“

Wir stießen an, ich mußte nun auch lachen, der Ernst war wieder überwunden.

Als wir die Gläser niedersehten, faßte ich ihr kaltes Händchen und drückte es. Sie ließ es mir eine ganze Weile, ehe sie es zurückzog. Dann begann sie allerlei aus meinem Leben zu erfragen, so eingehend, als sei es sehr wichtig. Das brachte uns einander rasch näher. Ich ließ eine zweite Flasche kommen, wir stießen wieder an, diesmal auf sie. Sie wehrte ab, es brächte Unglück. Aber sie lachte dazu. Ich wollte noch einmal ihr Händchen fassen.

„Nein, Sie bekommen sie nicht — Sie müssen sich sehr hüten, ich rufe meine Geister sonst.“ Schließlich ließ sie es mir doch, und die Erwähnung der Geister rührte mich nicht.

„Lassen wir die Geister ruhig kommen. Wir werden ja sehen, was der Kellner macht, wenn der steinerne Gast antritt. Ich wette, er holt einen Schutzmänn.“

„Pfui, wie wenig Sie wert sind, daß Lilly für Sie Medium ist.“

„Ohnehin, Miß Lilly, müßten Sie einschlafen, um Geister zu citieren, — und das wäre doch schade.“

„Das kommt schon von selbst, nämlich wenn Sie mir noch diesesmal wieder einschenken.“

„Lassen wir's auch damit auf die Probe ankommen.“

„Warten Sie, ich verklage Sie beim Grafen. Ist das auch Philosophie, diese Schlemmeret?“

„Das geht den Grafen überhaupt nichts an. Wir sind heute auf meinem Terrain, nicht auf seinem Gespensterhloß.“

„Schlimme Gespenster sind überall. Sie sind vielleicht auch nur eins, wer weiß das?“

„Und Sie, — wenn aus Ihnen nun plötzlich Messalina oder Herodias spricht, die mir gleich vom Kellner den Kopf abschlagen läßt?“

Sie schlug im Scherz mit dem Messer an den Tellerrand, als wolle sie die Worte wahr machen. Es war ein Scherz und wir lachten. Aber dieses Spielen mit dem Worte „Gespenst“ hatte dennoch in unserer Lage etwas Dämonisches, ich empfand einen wilden Reiz dabei, der weit über den Scherz hinausreichte. Und Lillys Lachen hatte selbst etwas Berausches, viel stärker als der Wein.

Das Blau des Griechenmeeres an der Wand leuchtete jetzt mit seltsamer Glut, die nackte pompejanische Tänzerin, die mir vorhin so platt und kalt vorgekommen, schien runde, lebenatmende Formen anzunehmen.

Der Kellner hatte inzwischen das Dessert weggeräumt. Das Lokal leerte sich von Gästen. Am Buffet sank die faule Nachmittagsruhe über die großen grünen Blattpflanzen, die aufgestapelten Teller und Serviettentürme. Drüben im dunklen Winkel hielten ein paar Kellner ihre Mahlzeit. Die Uhr am Buffet schlug drei. Ein ein-

zelter Herr in unserer Nähe trank Kaffee, und das scharfe Aroma des Getränkes verbreitete sich durch den ganzen Raum.

Nachdem unser letztes lustiges Wortgeplänkel zum Stillstand gekommen, faßte Lilly plötzlich nach ihren Handschuhen und sagte: „Nun, und wir, Freund? Wo trinken wir unsern Kaffee?“ Ich wollte Café Bauer vorschlagen, aber sie fuhr rasch fort: „Wissen Sie, lieber Kamerad, nicht böse sein, nein, — ich habe eine Bitte, eine recht kuriose. Wären wir jetzt zu Paris, so führen Sie mit Lilly ins Bois de Boulogne, zu den Kaskaden, nicht wahr? Und hier? O, Berlin ist so häßlich. Wir wollen auch ins Grüne, irgendwo, wissen Sie nichts?“

Es regnete — ich sagte es, aber indem ich es sagte, hatte ich das Argument auch schon verworfen. Was lag am Wetter.

„Sie haben ja einen Schirm,“ sagte sie sehr ruhig, den Blick bei ihren Handschuhknöpfen.

Tiergarten? An den Zelten herrschte jetzt unermesslicher Schmutz, die kleinen Räume vollgepfropft mit Stat spielenden Studenten, stridenden Familienmüttern . . . nein, es mußte etwas Anderes, etwas Besonderes sein.

„Wissen Sie was, Miß Lilly, fürchten Sie Stullenpapier?“

„Was ist das?“

Ich gab ihr eine kurze naturgeschichtliche Erläuterung über den Berliner Grunewald. Sonn-

tags ging dorthin die Völkerwanderung, alle natur- und kaffeeschwärmenden Philister mit Kind und Regel. Montags lag dann das Erbe des Waldbidylls allenthalben auf dem Moos- und Kiefernadelteppich: tausende und abertausende von wurstfledigen, fettgeäugten Butterbrotpapieren, ein förmliches weißes Riesenlaken, das den Forst überzog. Das machte ihr nun den größten Spaß, — dort mußten wir hin.

Drei Uhr. Wir hatten drei Stunden. Wenn wir uns nicht allzuweit von der Station entfernten, konnten wir bei der bequemen Bahnverbindung allerdings das Kunststück wagen, unsern Kaffee zwischen den roten Kiefernstämmen an einem der entzündenden kleinen Waldseen zu trinken. Zweifellos war an einem Wochentage mit solchem Wetter kein Mensch draußen . . . wir würden die einzigen Gäste sein . . . Lilly und ich. Eine tolle Abenteuerlust steckte auf einmal in mir. Therese — der Graf — der ganze Geisteskampf der letzten Wochen lagen wie eine verschollene Welt hinter mir.

Als ich Lilly eine Minute allein gelassen und zurückkehrte, hatte sie ihr kleines Barett schon aufgesetzt. Sie stand hinter dem weißen Tisch, lächelnd, mit ihren großen, herrlichen Augen. Und gerade über ihrem Kopf erschienen auf der Wand wie ein schönes Mene Tekel die Worte des Anakreon: „Beim Weine schlummern die Sorgen, und des Krösus Schätze dünken dein Eigen dir.“



IV

Station Grunewald. Es war, als halte der Zug nur für uns an dem einsamen Perron.

Das Zuwerfen der Thür knallte wie ein Kanonenschlag über den öden, nassen Platz. Der graue, schmutzige Sandboden ein weiches Sumpfsmeer, so weit der Blick trug. An den spärlichen, frisch angepflanzten Bäumchen des Bahnsteigs schoß das Wasser herab, daß es aussah, als sanken die grünen Stämmchen unablässig in die Tiefe hinein, um von oben immer wieder nachzuwachsen. Das feuchte Holz der Geländer und der Bretterwände an den Stationschuppen funkelnd rot, wie ein Kinderspiel aus Bauklötzchen sich winzig abhebend von der Riesencoulisse des brausenden Kiefernforstes, der, links wie rechts sich im Graugrün verlierend, hinter dem Bahnhofsgiebel in tauschimmerndem Duft zusammenfloß. Am Himmel rasch ziehende silbergraue Wolkenmassen, Schleier um Schleier, jetzt tief, schwärzlich herabschleifend, jetzt

hoch im Zenith verdämmernd, so daß die Sonnenscheibe auf einen flüchtigen Moment als verwaschener weißer Lichtfleck sichtbar wurde.

Was nun? Rechts oder links? Links, so viel wußte ich, lag gleich hinter den roten Stämmen der erste der kleinen Waldseen und jenseits desselben, nicht eine halbe Stunde weit, ein Restaurant. Die heutige Villenkolonie Grunewald existierte damals noch nicht. Rechts ging es zur Havel, auf Schildhorn und Pichelsberge an. Wie weit hier der Weg sich dehnte, wußte ich nicht. Aber ich dachte, man werde über Schildhorn die Station Westend erreichen können. „Wir sind doch frei!“ sagte Lilly. „Kommen wir zu spät, so fällt der Himmel nicht ein.“

Ja, wir waren frei! Ich wußte, daß ich nicht nach der Uhr sehen würde.

Es ging ein paar naß glänzende Steinstufen hinab in einen schmalen Tunnel, — dann, beim Austritt, kam die ganze feierliche Welt des märkischen Nadelholzwaldes über uns. Wegweiser fast an jedem Stamm, aber kein Weg. Zwanzig unbedeutliche Pfade, hinaufkriechend zwischen dem roten Wurzelgeflecht und in ihrer Verzweigung sich selbst kraus verlierend wie ein wild sich austrümmendes Aderwerk. Alles so ganz anders hier als im Spreewald: trotz der tausend und tausend Stämme hell, offen, nicht gespenstisch, aber ernst, tiefernst. Und dieser Ernst der stillen, regenatmenden Mark-

landschaft sauk über uns wie ein wunderbarer Traum, wir schritten eine lange Weile schweigend hin, Arm fest auf Arm. Vielleicht war dieser Ernst in unserer Stimmung noch gefährlicher als der tollende Scherz, — wie damals in den schwarzen Wassern des Gewittersees fühlten wir uns so ganz allein mit uns selbst in der Welt, — es gab für mich nur noch ein Weib, das Weib, das hier neben mir herging, dessen Atem ich fühlte, dessen krauses Haar fast meine Wange streifte. Aber es lag nichts Beängstigendes in dem Ernst, es war ein stilles, beruhigtes Sichtragenlassen darin. — in der weichen, warmen Nebelluft war mir zu Mute, als seien wir selbst nur ein Stück Wald.

Nie hatte ich jemals bei einem menschlichen Wesen so das Gefühl gehabt, daß es im Innersten hineingehöre in die wilde Natur wie bei diesem seltsamen Menschenkinde mit seinen großen, tiefen Augen, seinem stolzen Schritt — und seinem Schweigen. Ich dachte, daß Lilly der Natur näher sei als wir alle, eine urfrische Blume, die aus dem tiefsten Kernmark heraufgesproßt. Und meinen Blicken, wie sie dabei verweilten, schien auch in der Umgebung ein Schleier fortgehoben: dasselbe Bild, an dem ich so oft gleichgültig hingeschritten, stand auf einmal wie ein fremdes, nie gesehantes und doch in tausend Einzelheiten jählings offenbartes vor mir.

Keine üppig grünen Guirlanden, kein Märchenrausch der wild aus nasser Erde aufsteigenden Vegetation wie im wendischen Sumpfdickicht. Jede Kiefer eine trogige Feste für sich, starr, rissig, gerade emporgeredt, die geplakte rote Rinde mit ihrem graugrünen Flechtenbart hart und rauh wie ein wetterfestes Schindeldach. Das Kreuzgewebe der Pfade gelbrot von abgeregneten Kiefernadeln, hier und da gespalten durch einen Rasenfled. Zwischen den Stämmen das Gras wie Smaragdschein leuchtend vom Tau, die Basis jedes Einzelbaumes mit besonders hellen Flechtenschuppen umzadt, als kriechende weißliches Gestrüpp ein Stück weit mit der steilen Rinde empor. Vereinzelt zwischen den Kiefern ein versprengter Eichentoloß, schwere grüne Moospolster auf der gefurchten Borke unter dem lichten, wellig ausgekrümmten Kronenlaub. Die Luft in der Höhe grau, und in dieses Grau mit schwärzlichem Gitter wie das Telegraphennetz des Großstadthimmels hineingezeichnet das feine Faserwerk des Nadelbuchs. Einförmiges Brausen überall, wie die murmelnde Stimme der Waldesstille selbst, — feuchter Harzgeruch, — bisweilen fern wie aus einer andern Welt herüberklingelnd das Läutewerk an der Eisenbahn.

Und in dieses ganze Bild unablässig nieder-rinnend der nasse Nebeltau des andauernden Landregens, in dessen befruchtendem Dunst der Wald zu baden, zu schwitzen, zu dampfen schien. Dieser

Wald, der am hellen Sommermorgen wie ein lustiges Mädchen mit lichtgrünem Kleide vor dem Auge des Wanderers lag oder auch in der Mittagshöhe als verstaubter, brütender Träumer . . . er hatte heute seinen Arbeitstag, seinen Tag, da er in roher Kraft mit jedem Arm und jeder Wurzel die quellende Masse aufsaugte und neue strohende Lebensfülle sich errang, — auch er bewegt seit Jahrtausenden vom socialen Sturme der Zeit, ein wimmelndes Heer in grüner Bluse, in dem jeder nach Luft, nach Licht und nach dem Brot der Erde rang, — eine Armee von zahllosen Kämpfern, die wie ein ungeheurer, schweigender Chor, aber in ihrer Stille mit gleichem Streben und gleichem, ungesprochenem Weh, die ringenden, sehnsuchtschwangeren, unerlösten Menschenbrüder in der blauen Bluse der Weltstadt umgürteten bis dicht an die ersten, ragenden Mietskasernen heran, von deren Dachrinnen jetzt derselbe Regen in blinkenden Tropfen floß . . .

Arbeit, — Arbeit auch hier. Nur wir hatten Sonntag. Und war die tolle Freude auch verstummt, so blieb doch eine stille, stete Fröhlichkeit, mit der sich allmählich auch wieder das Gespräch belebte. Wir sahen sie jetzt zahllos am Wege zerstreut: die Nester des Berliner Philisterschwarms, von denen wir in der „Stadt Athen“ geredet, wüste Trümmerstätten der Sonntagnachmittag-Symposien, bunt wie die Plunderkiste

einer Theatergarderobe: weiße Eierschalen, rotgelbe Apfelsinenhaut, mattgrüne Splitter von Selterswasserflaschen, eine goldgesäumte Porzellanscherbe, ein rostiges Löffelchen, ein Stück Brot, von den Ameisen im Sturm genommen und zerbröselte, — und dazwischen über endlose Weiten des welligen Terrains zerstreut, an die Wurzeln geschmiegt, in jeder Höhlung aufgespeichert, Papier und wieder Papier, weiß, blau, braun, leer, bedruckt, beschrieben, Fexen von Briefen mit violetter, regenverwaschener Kaufmannsschrift, Bruchstücke vom „Berliner Tageblatt“ mit seinen fetten Reklameüberschriften, von der „Bossischen“ mit ihrem altväterlichen, augenverderbenden Grau, — die ganze Welt des Berliner Spießbürgers von seinen bescheidenen Tafelfreuden bis zu seinem Comptoir und seiner Politik.

Lillys Lachen schmetterte fröhlich über das alles hin, es war ihr ein fernes, nie gesehenes Reich. Dann, als unsere Schuhe wieder einmal einen solchen Scherbenberg überklettert hatten, sagte sie mit plötzlichem Ernst:

„Diese Menschen, wie sie albern sind, — und diese Menschen, mein Freund, ich glaube, sie sind doch sehr, sehr glücklich!“

Ich drückte ihren Arm fester. War uns nicht ein Glück gegeben, das ganz anders funkelte? Sie ließ sich den Druck ruhig gefallen, sie legte sogar ihre Rechte mit engem Anschmiegen noch auf meinen

führenden Arm, als wolle sie sich halb von mir tragen lassen. Aber ihr Blick blieb am Boden haften mit einem Senken der Lider, einem Ausdruck wie von stiller Sehnsucht, sie sagte noch einmal: „Ja doch, sehr, sehr glücklich, diese Menschen!“ Nach einer Weile hob sie dann wieder ganz plötzlich den Kopf und schaute mich an, mit einer wunderbaren Sanftheit der Miene. Ich faßte nach ihrem Händchen und drückte einen Kuß darauf. Sie wehrte nicht ab, das sanfte Lachen schwand nicht.

„So, so, mein Freund, die Philosophie geht immer weiter, wie?“

Nun hatte ihr Auge doch wieder einen fremden Zug, weder kalt, noch streng, nur fremd. Sie zog die Hand langsam von meinem Arm zurück, wir schritten weiter. Ich wußte auf einmal wieder, was ich eine Weile fast vergessen: daß es ein leichtes Verhältnis hier nicht geben konnte. Das Wort „Philosophie“, im Scherz gebraucht, klang doch tief ernst in mir nach. Durften wir beide, die gleichsam an der Schwelle einer neuen Erkenntnis standen, einer neuen Wahrheitswelt, — durften wir lieben wie ein junger Student und ein Mädchen aus dem Volke, das nichts besitzt, als seine frischen Lippen? In all dem wilden Gären und stürmischen Ungestüm meiner erwachenden sinnlichen Leidenschaft glaubte ich noch dunkel zu empfinden, daß hier nur tiefe, echte Liebe ein Recht haben könne.

Der Weg dehnte sich weiter und weiter. Wir plauderten von Berlin, von Paris, von Orten, die wir beide gesehen. Die Lust zur Zärtlichkeit in Kuß und Armdruck verlor sich darüber, aber eine Art von Geisteszärtlichkeit trat an ihre Stelle, ein wunderbar süßes Gefühl tief inniger Gedankengemeinschaft. Eine Stunde lang glühte aus Rede wie Gegenrede nur das schöne, klare Feuer guter Kameradschaft, wir sprachen ganz und gar nichts Verfängliches, nichts von Liebe, — und doch war es, als trage uns ein warmer, ins innerste Mark einströmender Hauch wollüstiger Seligkeit auf weichem Flügel dahin. Ringsum der Wald, groß, schweigend, unter dem Tritt der elastische Teppich der Kiefernadeln leise sich senkend und wieder aufschwellend, als wandelten wir durch ein schönes, für Kuß und Wohlsein geschaffenes Brautgemach. Mit langen Pausen kam das Klingeln der Bahnsignale herüber, leise wie ein fernes, trauliches Glöckchen der Waldromantik. Der Regen hatte nachgelassen, aber aus dem durchtränkten Boden hob es sich wie grünliche Duftschleier, die nach oben in dem grauen Herbstnebel zerrannen, hinter dem auch jetzt noch die Sonne sich verbarg, als scheue sie den Weg in das traumhafte Halbdunkel dieser Waldeinsamkeit.

Ich dachte wohl, während wir von weit entfernten Dingen, von der See und dem lustigen Strandtreiben in französischen Badeorten sprachen,

daß der Zeiger des Tages vorrücke, — niemals würden wir zur Zeit den Grafen finden. Was lag daran. Und wenn dieser Weg sich dehnte bis an die Grenzen der Welt, — ich freute mich nur. War mir doch, als reiche meine Liebe bei diesem Weibe allerdings schon hinaus über diese Grenzen, so wie Billys Geist hinauswuchs über alles Bekannte und Geglaubte, über die Menschen und all ihre Menschenweisheit.

Wir hatten einen Hügel erklettert. Jäh dehnte sich oben ein freier Ausblick über eine Richtung weg in ein duftiges Thalbild. Tief zwischen grünen Waldwiesen der schmale, von schwärzlichen Streifen überflogene Silberteller eines kleinen Sees. Weiter drüben, rötlich heransteigend über dem Schilfranz, ein verschlagener Vorposten der Berliner Fabrikwelt mitten im Forst, — ein hoher, schwarz qualmender Schlot über niedrigen Dächern: die Westender Wasserwerke am Teufelssee.

Ein unendlich weicher Farbton lag über dem Ganzen, hundert Abstufungen von Schatten und Grün in dem welligen Kiefernranze ringsum, — und doch in dem rauchenden Schornstein eine dräuende Mahnung, daß der Gigant hinter jener Baumwelle, die Weltstadt, schon gierig herankroch bis in die Waldöde hinein, bereit, alles zu überfluten mit ihren roten Badsteinkolossen, über deren Dächern der blaue Himmel so im Dunst der Essen verschwand wie der Waldesfrieden erstarb unter

flirrendem Stampfen und Kollern des Räderwerks.

Heute herrschte noch der Kiefernforst, in dessen schwarzgrüner Masse die kleine Farm am See nur ein roter Fleck war — nichts scholl zum leisen Brausen des Gezweiges über uns herauf als fernes Hundegebell. Ein paar frisch gefällte Stämme boten auf ihrer feuchten Rinde einen Sitz, wir machten eine Weile Rast. Lilly nahm Platz an der scharfen Ecke eines riesigen, rötlich schimmernden Baumklozes, ich lehnte neben ihr, den rechten Arm wider eine junge Birke gestützt. Sie hatte sich weit vornüber gebeugt, die Ellenbogen auf dem Knie, in der einen Hand den geschlossenen Schirm, mit dem sie im nassen Sandboden Kreise zog. Mein Blick traf von oben her gerade auf das krause Haar und den Zopf, das Antlitz konnte ich nicht sehen.

Wir sprachen jetzt von neuerer Litteratur, zuletzt von französischen Realisten. Sie hatte kürzlich Daudets Sappho gelesen.

Ohne zu wollen kamen wir damit wieder auf ein erotisches Thema, auf den Wert oder Unwert freier Verhältnisse, wie sie die Gegenwart in reichster Fülle zeitigt. Ich bestritt, daß der Verstoß gegen das Konventionelle hier den Konflikt notwendig schaffen müsse. Die Wahrheit, die Ehrlichkeit machte alles. Das tragische Moment in Sappho lag nicht in der freien Form des Bundes,

sondern in der inneren Lüge, daß Gewohnheit als Liebe gelten sollte. Diese Lüge konnte ebenso gut eine richtige Ehe vergiften; das Problem war ein Wahrheitsproblem schlechthin und stand als solches hoch über dem kleinlichen Konventionsproblem.

„Sie sprechen wieder gut — ganz gut — und sanft wie die Bibel!“ sagte Lilly, als ich zu Ende war, ohne den Kopf zu heben. Ein Stahlblauer Käfer kroch dicht vor ihrem Schirm langsam durch den Sand, sie stieß ihn spielend mit der Zwinge um und ließ ihn eine Zeit lang auf dem Rücken zappeln. „Ja wohl, ja. Aber nun sagen Sie mir mal so. Ich habe einmal einen andern Roman gelesen, ich weiß nicht, was der Titel war. Das ist gleich, die Geschichte war die. Zwei lieben sich, aber er weiß nichts über sie von früher. Nun hat sie früher sehr schlimm gelebt, betrogen, sehr viele Menschen betrogen, ich glaube auch ihn zuerst. Aber nun liebt sie ihn, und das ist ganz ehrlich. Kann das gut ausgehen mit so Zwei?“

„Nun, der Fall ist ein bischen unklar. Ich weiß nicht, worin sie betrogen hat. Das aber steht fest: wenn ehrliche Liebe bei beiden da ist, ist alles möglich. Warum soll ein anständiger Mann nicht mit einer Frau von bedenklichster Vergangenheit glücklich werden können? Man nimmt es in Romanen gern unberechtigt leicht mit bekehrten Sünderinnen, aber das ist kein Grund gegen

den einzelnen Fall. Bereute Vergangenheit nicht verzeihen, wär doch eines einsichtigen Mannes unwürdig. Das Bereuen selbst ist verzweifelt schwer, das ehrliche Bereuen. Aber wer noch bereuen kann, dem soll man auch vergeben, das steht fest.“

Ich achtete im Grunde wenig auf das, was ich sagte, ich sprach es, wie es sich ungefähr aus meiner Weltanschauung ergab. Mein Auge verweilte dabei auf dem Lodenhaar vor mir. Eine unendliche Süßigkeit schien mir von Lilly auszugehen, wie sie so sanft, so still da saß. Was sollten alle die theoretischen Phrasen, was sprachen wir von fremden Liebesproblemen — wir, wir . . .

Sie hatte den kleinen strampelnden Kerl mit seinen blaufunkelnden Flügeln wieder auf die Beine gesetzt, schob aber die Spitze des Schirms vor ihn, so daß er nicht weiter konnte.

„Wahrhaftig, was Sie Muster sind von Sanfttheit! Aber, Sie Christus, Sie, da war noch ein Buch, da war's doch wieder anders. Da war einer, der betrog, betrog einen Professor. Er machte — warten Sie, — er machte nach, ich glaube, eine Handschrift, ein altes Buch, so gut, daß der Professor wirklich das für wahr hielt. Nachher, wie das herauskam, — o, Sie sollten lesen, eine Mut, ein Zorn, gar nichts von Vergebung, was ist das nun? Das waren Philosophen wie Sie, sie waren sehr dumm, daß sie sich ließen betrügen, der an-

dere war ein armer Teufel. Tot hätten sie ihn mögen machen, wenn sie konnten, sie jagten ihn fort, — keine Vergebung, o nein, gar nicht. Und Sie? Was? Sie hätten auch da so gesagt wie vorhin, Sie? Nicht wahr, ich bin dumm, ich frage sehr dumm, — es paßt doch gewiß überall, was Sie meinen? Ich denke nur gerade an den Fall, er war mir so drollig, als ich ihn las. Aber Sie hätten auch vergeben, nicht wahr, nicht wahr?“

Noch niemals, meinte ich, hatte ihre Stimme bei allem Gebrochenen und Ungelenken des Ausdrucks einen solchen Klangzauber gehabt. Ihr Haupt war noch tiefer vorgesenken, der ganze Zopf mit seiner Haarfülle lag jetzt vor mir. Meine Lippen öffneten sich zur Antwort, aber es war, als rede ich nur rein mechanisch, mein Bewußtsein war anfangs gar nicht dabei.

„Nicht ganz, Miß Lilly, nein, ganz paßt das nun doch nicht zu dem, was ich vorhin gesagt. Es giebt eine Sünde, eine Lüge, die allerdings nicht zu vergeben ist. Es ist unsere moderne Sünde wider den heiligen Geist: die Sünde wider den Wahrheitsgeist in der Wissenschaft. Wer weiß, was Wahrhaftigkeit, was Wahrheitsdienst im Forschen nach Erkenntnis ist — und ein Mann, der philologische Kenntnisse genug besitzt, um eine Handschrift zu fälschen, muß das wissen — und wer dann bewußt betrügt, für den giebt es allerdings in unserem Kreise keine Vergebung. Mag sein,

daß ihn materielle Not getrieben hat; mag sein, daß verrückter Ehrgeiz ihn verblendet hat, mag alles sein: uns geht es nichts an. Er ist ausgelöscht für uns, schlimmer als tot. Es ist der Soldat, der den Fahneneid bricht. Unser Fahneneid ist: Treue der Wahrheit. Auf ihm und ihm allein steht alle Wissenschaft. Sie, Sie gerade, Miß Billn, die Sie seit Jahren echte Männer der Forschung um sich sehen, Sie müssen am besten wissen, wie mild, wie geneigt alles Menschliche zu vergeben der reine Dienst der Erkenntnis macht. Aber glauben Sie mir: diese selben sanften Leute würden mit einem Flammenschwert über den kommen, der Betrug in ihre Kreise bringen will. Wir sind Spiritisten, allerdings, wir sind es geworden, weil unsere Ehrlichkeit uns zwang, frühere Überzeugungen vor neuen Thatsachen an den Nagel zu hängen, unser Weltbild umzuformen von Grund aus. Aber deswegen tritt nun auch hier die Unerbittlichkeit der Wahrheitsforderung in ihr Recht, ein Betrüger auf diesem Gebiete ist uns jetzt nicht mehr bloß ein Schlaufopf, der die Dummheit der Menge ausbeutet, nein, er frevelt wider den heiligen Geist, er ist unser absoluter Feind, den wir praktisch in alle Schlupfwinkel verfolgen und auf den wir moralisch alle Schande häufen, die sich nur zusammenhäufen läßt. Sei es drum, daß hier eine gewisse Inkonsequenz steht. Zu allen Zeiten hat man den Tempelschänder ärger bestraft

als den, der bloß fremdes Gut stiehlt. Wir können nicht anders, wir müssen hier einen Unterschied machen. Neben dem Treubruch an der Wissenschaft, an dem Allerheiligsten der Menschheit, sind alle gebrochenen Liebeschwüre Kindertand, — wo hier neunundneunzigmal vergeben werden kann, darf es dort noch nicht einmal sein!“

Bei den letzten Sätzen hatte mich nun doch die Leidenschaft gepackt, meine ganze Seele war dabei. Ich malte das düstere Gegenbild: wie eine Vision des vollkommenen Lichtes, der vollkommenen Reinheit aber stand Lilly fort und fort vor meinem Sinn, — sie war es, die ich verteidigte, die ich erhob, die Inkarnation aller Wahrhaftigkeit, ja der Wissenschaft selbst, ich schützte sie gegen das schwarze Lügengewebe, das erbärmliche Schwindler wie jener Thomas um den echten, reinen, die Menschheit zu neuem Lichte emporführenden Spiritismus gesponnen. Hingerissen vom eigenen Wort legte ich zuletzt meine Rechte wie segnend auf das blonde Lockenhaar des Weibes, an das ich dachte, obwohl ich seinen Namen nicht genannt . . .

Der Kopf zuckte bei der Berührung jäh zusammen, — über das Scheitelhaar weg sah ich im Moment, da ich zu sprechen aufhörte, wie die Spitze des Regenschirms in scharfem Stoß das lebendige Spielzeug, den kleinen Käfer, zermalmte.

Es traf mich selber wie ein leichter Stich. Wozu das gerade jetzt?

Im nächsten Augenblick sprang Lilly auf und drehte mir ihr Gesicht zu, — die großen, starren Augen voll Thränen, in den zusammengezogenen Brauen ein wilder Ausdruck, wie ich ihn noch nie bei ihr gesehen.

„Was ist denn?“

Jetzt senkten sich die Lider, der Kopf beugte sich vor, sie machte ein paar unsichere Schritte vorwärts.

„Ach, — o — nichts, gar nichts weiter, — was soll denn —“

Sie zog rasch ihr Taschentuch und preßte es auf die Augen. Als die Hand sank, war der starre Blick vollkommen verschwunden, sie lächelte matt, obwohl es ihr offenbar schwer wurde, und stützte sich auf die Ecke des Baumstammes.

„Ach, nicht böse, mein Freund, nein, — ich war sehr unaufmerksam, — ich hörte gar nicht — mir — mir — war — war auf einmal so seltsam, ich dachte — es käme ein Anfall — Sie wissen ja — nun, es ist ja jetzt vorbei — ach, Lilly ist recht albern, wie? Immer diese dummen Geschichten — o — . . .“

Nach einer Pause heftigen Atems fragte sie:

„Haben Sie mir nicht die Hand auf den Kopf gelegt? O, das war sehr gut, es hat gewedt, es ist das beste Mittel.“

Wie fern sie mir jetzt plötzlich wieder war. Ich sah scheu nach ihr hin. Sie schien den Wechsel der

Empfindung zu ahnen und mühte sich, die Vertraulichkeit wieder herzustellen, aber es war zunächst doch wie ein Riß zwischen uns. Ich fand lange nichts Rechtes, um das Gespräch wieder in harmlosen Fluß zu bringen.

Im Moment, da wir uns anschieden, weiterzugehen, sagte ich: „Sie sind eine gefährliche Nachbarin, Miß Lilly. Der arme Käfer dort hat dranglauben müssen.“

Sie schaute nach der Stelle hin, wo die blauen Flügeldecken lagen, als bemerkte sie die Thatsache erst jetzt. Dann, mit einem letzten träumerischen Blick in das Thal hinunter und während ihr Arm sich schon an den meinigen schmiegte: „Ach, lassen wir ihm eine Messe lesen, er kommt zu den andern.“

Der Waldpfad, in den wir von neuem eingelenkt, schien niemals zu einem Ziele zu führen. Bergauf, — bergab — und immer in der Totenstille des Kiefernforstes. Der Regen begann allmählich wieder herabzurieseln, erst sanft, dann stärker. Die steilen hohen Stämme hatten aufgehört, ein junger Baumstand geleitete auf jeder Seite den schmutzigen Hohlweg, kurze Sprossen, bis fast an den Boden herab schwärzlich befiedert wie der struppige Fuß eines Raubvogels. Ein frischer Atem, der über die Kronen heranstrich, verriet die Nähe der Havel.

Der gemeinsame Schirm hatte uns wieder

enger aneinander geschmiegt, aber das Gespräch blieb geraume Zeit über matt.

„Ich bin müde, mein Freund,“ sagte Lilly, als der Weg sich endlos dehnte, „lassen Sie jetzt uns bald in ein Restaurant kommen.“

Das unbehagliche Vorgefühl verließ mich nicht, als könne jeden Augenblick wieder ein ähnliches Ereignis vorkommen wie damals die Brandvision bei Mühlendorf.

Lillys Arm lastete schwerer und immer schwerer auf dem meinigen.

„Soll ich Sie mal ein Stückchen tragen?“ sagte ich, um meiner gedrückten Stimmung selbst durch einen Scherz aufzuhelfen. Um Lillys schmale Lippe zuckte zuerst etwas wie Spott. Dann erwiderte sie mit weicher Stimme und gesenktem Blick: „Tragen, lieber Kamerad, o, das denken Sie wohl, daß das leicht ist? Ich bin aber schwer, sehr schwer, fürchtbar schwer, wie Sie gar nicht glauben können, so schwer!“

Der schwärzliche Nadelvorhang teilte sich plötzlich, — unter einem kurzen, steilen Abstieg erschien die große, lehmgelbe Uferchauffee und jenseits der Strom, die Havel.

Ich kannte auf den ersten Blick jetzt die Örtlichkeit wieder. Links ging es nach Schildhorn, rechts nach Pichelsberge. Und es kam ebenso jäh über mich wie ein alter Traum: an dieser Stelle, aus diesem Walde war ich schon einmal herausge-

treten, an einem heißen Sonntagnachmittag — mit Edmund und Therese . . . war ich ein blinder Thor gewesen, daß ich den Weg, den wir schritten, nicht längst erkannt.

Die Sonnenstrahlen hatten damals glühend auf dem Walde gelastet, — der Himmel tiefblau, die Wasserfläche glitzernd wie ein Silbermeer, die Luft voll Staub, im Walde rufende, singende Menschenstimmen, auf der Havel lustige Boote, Segel, blaugestreifte, nadttarmige Sonntagsruderer . . . dort hatten wir gegessen, jenseits der Landstraße, wo im steil abfallenden Sandsturz des Flußufers ein paar knorrige Kiefernurzeln eine Bank bildeten . . . ich starrte hin, — träumend, — weit von der Gegenwart fort verloren.

„Nun, mein Freund,“ sagte Billy endlich, „Sie wollen doch nicht hier rasten?“

Ich fühlte bei den Worten erst wieder, wie der Regenschauer auf unsern Schirm prasselte, der nasse Wind unsere Kleider peitschte.

Die unabsehbare majestätische Wasserweite, über der ich im Traum lichtblauen Sonnenhimmel gesehen, war in Wahrheit schwarzgrün, in der rundenlichen Bucht vor uns wogte ein Schaumkranz um die Binsen, eine weiße Mäwe, die Flügel haarscharf wie ein Sichelpaar, sauste darüber hin, ein einsamer Schwan schaukelte sich mit untergetauchtem Halse gleich einer einzeln losgerissenen silberhellen Schaumflocke auf der wogenden Fläche.

Am Himmel, wie gigantische Segel, hohe graue Wolkenmassen, — ein gelblicher Fled verwaschen dahinter die Sonne. Und fern draußen zu den Wolken aufgebläht ein paar wirkliche braune Segel, fast regungslos auf diese Entfernung, langsam, gespenstisch heraufstauchend hinter der Landzunge einer breit gedehnten Insel, deren windschiefer Nadelwald sich schwarz über den grell gelben Sandwänden der Ufer abhob. Der Wind heulte dumpf, eine schwarze Krähe kam riesig groß wie ein Geister Schatten mit ihm von der rauschenden Fläche herauf . . . nein, hier war heute kein Ort zum Rasten, — auch dieser Fled, wo ich einst von Thereschens Liebe geträumt, schien heute nur ein großes, wildes Gleichnis zu jenem Seestrande, wo ich Billy zuerst in ihrer Herrlichkeit geschaut . . . fort, fort mit den alten Bildern.

Ich drückte Billys Arm und zog sie rasch weiter.

„Woran dachten Sie eben, Kamerad?“

„An Thorheiten, an altes, dummes Zeug, Billy.“

„Sagen Sie doch, wie heißen Sie eigentlich, mein Freund, mit, mit, meine ich, mit, — mit Vornamen?“

„Wilhelm. Warum?“

„Nun, Sie haben mich eben Billy genannt. Das ist sehr gut, ich habe aber nun doch auch gleiches Recht, nicht wahr, Wilhelm?“

•

Die Worte klangen so harmlos, und doch gab es nichts, was mich in diesem Augenblick so hätte in Bann nehmen können, — in diesem Augenblick, da ein aufdämmerndes Lichtbild in meiner Seele mich an das Mädchen hatte mahnen wollen, das mich auch bloß „Wilhelm“ nannte.

Der Sturm hatte uns jetzt an dem offenen Ufer ganz und gar in der Gewalt. Unser Schirm trachte und bog sich unter seinen Stößen, Lilly selbst half ihn mit der Rechten stützen, ich legte meinen Arm um ihre Taille, um sie enger unter das schützende Dach zu bringen. Wir schritten jetzt so eng verschränkt wie ein wirkliches Liebespaar, aber keines von Beiden schien es als Zwang des Sturmes zu empfinden. Worte verboten sich von selbst in dem herben Kampfe wider die Elemente der Natur — und doch war es uns, als fände in dieser halben Stunde des Entlangschreitens an dem grollenden, windgepeitschten Strome ein tiefstes, glühendes Sichausprechen der Seelen statt: das Paar, das regendurchnäht, mit Wangen, die vom Sturmatem glühten wie in flammender Leidenschaft, bei dem Gasthaus gegenüber der Insel anlangte, war ein anderes geworden in seiner Stellung, seinem Gebahren zu einander, als der Mann und das Weib, die vorhin Arm in Arm unter der stillen Größe des Waldes dahingewandelt waren und sich „liebe Miß“ und „guter Kamerad“ genannt hatten.

Wir hatten, als wir die nasse Glashür an der Veranda des Restaurants öffneten, neben dem Wunsche, unsere Kleider zu trodnen und ein wärmendes Getränk zu uns zu nehmen, fast mehr noch Sehnsucht, allein zu sein. Wider Erwarten aber fanden sich Gäste vor. Eine große Gesellschaft Charlottenburger, die in geschlossenem Kreise über Westend herausgekommen war, erfüllte den Hauptsaal mit ziemlichem Lärm. Auf den Tischen eine Armee von Flaschen und Tassen, im Sofawinkel ein paar stridende Schwiegermütter, eine Gruppe älterer Herren abgeondert in einer Ecke beim Skat, um das Klavier junges Volk in bunten Sommertoiletten, ein schneidiger Jüngling mit schön durchgezogenem Scheitel kimperte gerade los. Wir setzten uns nach einem stillen Austausch lächelnden Zunidens draußen auf die Glasveranda. Zwischen blank grünem Kastanienlaub blieb uns hier die stürmische Wellenfläche des Flusses in Sicht.

Nahe am Wasser ein rotes Holzgitter mit vorhängendem bunten Blumenfled, daneben wild geschaukelt ein weißgrüner Rahn. An den hellen Scheiben mit ihren grünen Edgläsern sprühten vereinzelt Tropfen schräg hin, aber der Innenraum war warm, als sei er geheizt, und windstill. Ein freundliches Licht lag auf dem bescheidenen Hausrat: ein grünes, verschossenes Plüschsofa, gerade Platz genug für zwei eng geschniegte Menschen-

finder, — an der Holzdecke baumelnd eine blanke Hängelampe, gegenüber grell weiß, massig eine überlebensgroße Kaiserbüste auf niedrigem Tisch. Der Kellner, ein dider Kerl im Lederschurz, der heute sicher gar nicht auf Gäste gerechnet hatte, brachte uns nach ziemlich langer Erwartungspause zwei große Gläser mit dampfendem Grog. Dann blieben wir allein. Von innen Lachen und Jameraccorde des verstimmtten Klaviers, — bei uns hier draußen Stille. Ich hatte Lillys Hand gefaßt und streichelte sie. Kein Wort zwischen uns, — und doch war die engste Annäherung erfolgt. Nur die Helle des Tages und die Nähe der Menschen, deren Stimmen zu uns herüberklangen, legte noch Schranken zwischen uns.

Ich dachte wohl ein paarmal: Wie wird dieser Tag enden. Aber ich fühlte gleichzeitig ein seliges Aufgehen in der Stunde, das über alle Grübeleien erhob. Von Lillys Gedanken glaubte ich bloß den einen sicher zu lesen: sie widerstand nicht mehr. Sie preßte meine Hand leidenschaftlich zusammen, — von Troß keine Spur.

Lange Zeit saßen wir so.

Der Regen sprühte aufs Glas, die Stunden tickten im leisen Schläge der Uhr an der Wand vorbei. Ich dachte nicht an Berlin. Wir waren einsam in der Wildnis, ein Paar, das nur sich wollte, sonst nichts. Die Millionenstadt war für uns tot. Wieder wie an jenem Abend in der

Fischerhütte der Spreewaldinsel waren wir verzaubert in ein Märchenidyll, in ein Haus, um das die Wasser rannen. Aber meine Seele fühlte heute nichts von der geheimnisvollen Romantik jener Stunde, — eine heiße, unstillbare Glut loderte in mir, ich schaute nicht mehr bloß zweifelnd und bewundernd auf zu den Zauberaugen meiner Gefährtin: ihre warme Hand lag in meiner, die Sehnsucht nach dem Weibe überwog alles. Das Herbe des Kampfes war vorbei, sein Fortgang trug mich jetzt mit steter, stillströmender Welle, wie die Gewässer des schaumflodigen Stromes da draußen vorüberzogen und die fernen Segel trugen — Lilly wurde mein, das sagte mir jeder Blick, auf welche Form und welchen Segen hin, wußte ich nicht und erwog es auch nicht.

Als unsere dampfenden Gläser neu gefüllt aneinander klangen, sagte ich mit einem Lachen, in dem doch eigentlich tiefer Ernst zitterte: „Was meinst du, — wir nennen uns Lilly und Wilhelm, wozu noch das steife Sie?“

„Du bist ein böser Mensch, aber was soll Lilly thun? Alle Geister sagen du, warum nicht wir beide, die noch lebendig sind!“

Eine Sekunde, während wir tranken, zuckte es durch meinen Kopf wie verwegener Stolz, wie trotzig sich überhebende Befriedigung. Ich dachte der Stunde, da ich fast vorschnell den Schmöllisgruß in den Kreis jener stillen Denker im Spree-

walde getragen. Nun war ich noch einen Schritt weiter als sie alle.

Die Seherin selbst, das geheimnisvolle, unnahbare Weib stand mit mir auf du und du. Ich war hinausgezogen in die einsame Wildnis, zu lernen, zu büßen, mich in Demut zu beugen vor dem neuen Offenbarungsreiche jener Männer, vor einem neuen, beseligenden Glauben an ein Heil, das nicht von dieser Welt. Und ich sah mich als Sieger gerade im Irdischen, im Menschlichen dort, ich fühlte die Hand, die den Schleier jener Überwelt uns heben sollte, warm, menschlich warm mit dem ganzen Drude gewährender Erdenliebe in der meinigen ruhen, — der Strom rauschte, der Schaum seiner Wellen wogte, die fernen Segel gingen mit, — und es war abermals gut so, es mußte so sein.

Eine Minute lang lehnte Lilly ihr krauses Vodenhaar wider meine Schulter, die Augen geschlossen wie in seliger Weltvergessenheit.

Der Kellner kam, sie zog das Haupt wieder zurück. Aber es war, als weiche der Drud nicht mehr von der Stelle, als habe er einen Magnet dort gewedt, der uns beide fortan unerbittlich zusammentrieb. O . . . jetzt eine Fahrt . . . im Wagen . . . durch den dunklen, regentriefenden Wald . . . nichts, als so Haupt an Haupt . . . ich wollte ja nicht mehr, nur das, — das aber auch ganz . . . lange, lange Zeit . . .

Der Weg zu Fuß nach der Station zurück, in der Kälte, dem Sturm, über den aufgelösten Lehmboden, dünkte mir auf einmal ganz unmöglich.

Ich rief den Kellner. Nein, es gab keine Fahrgelegenheit von hier. Die Station Westend war viel weiter noch entfernt, als ich gedacht. Aber die Accorde des alten Klaviers, das tollfröhliche Lachen scholl noch immer zu uns heran, es gab doch eine Möglichkeit. Die fidele Bande da drüben war in riesigem, lederverhängtem Gesellschaftswagen angekommen, der Wagen wartete draußen. Zwischen Hauptraum und Kutscherbock, so meldete der Kellner mit pfiffigem Lächeln, gab es noch einen unbenützten Sitz, klein, aber gerade gut für zwei Leute.

Ich ging in den Saal und fragte an. Die Sache war rasch vereinbart. Wir sollten mit dem Kutscher über den Kostenpunkt reden, und auf alle Fälle müßten wir so lange warten, bis der allgemeine Aufbruch beliebt werde. Den Kutscher übernahm der Kellner; eine Minute — und ich war wieder mit Lilly allein. An dem Warten lag nichts, den Grafen fanden wir doch nicht mehr. Der Regen fuhr fort, auf das Verandadach zu trommeln, eine neue Stunde verrann über behaglichem Geplauder. Ein röthliches Licht machte sich über dem Stromspiegel bemerkbar, es wurde heute früh Abend. Ich sah eine neue Masche im Netz vor

mit dieser kommenden Fahrt. Was darüber hinauslag, erwog ich nicht, — es würde kommen, wie das andere gekommen war.

Endlich schien nebenan die Statpartie zu Ende, das Klavier schwieg, man brach auf. Wir fanden unser Plätzchen, die Fahrt begann.

Im Walde ein grauer Abend, Wasser von allen Kieferstämmen rieselnd, der Sturmflügel heulend über uns. Vor uns der Kutscher, breit, in ungeheurem nassen Mantel, die Fernsicht verschließend, schwarz vor dem fahlen Hintergrund. Neben uns ein langsam trodnender, scharf ausdünstender Regenschirm und eine rotgelbe Laterne, an die der kollernde Wagenbock anstieß, daß sie jeden Augenblick zu zerschellen, zu verlöschen drohte. Zu Häupten und hinter uns düstere Ledersegel, an deren Spalt von oben Tropfen durchsickerten und durch deren schwache Wand das Gejohle und das Gefäch der tollen Bande im Innenraume hallte. Flaschen hatten sie da drinnen mit hineingerettet, man hörte sie klirren, wenn sie die Runde machten, bisweilen, wenn ein Stoß der Räder die Fahrenden lebhafter aneinander rüttelte, stürmte das Lachen wie eine große Welle aus dem dunklen Verließ herauf, Ellenbogen prallten von innen gegen die Lederwand, der ganze Kasten erzitterte vom Getrappel.

Und zwischen Welt und Welt, zwischen der schweigenden Ruhe dieses ins Ungeheure auf-

geredten Kutschers, der gelassen fuhr und fuhr, wie wild auch immer der Regen auf ihn niederprasseln mochte — und diesen johlenden Philistern, deren Weltfreude in wüstem Geschrei und Gestampfe bestand, — zwischen diesen wir beide, die Seherin aus dem Spreewalde, die gekommen war, die Wahrheit zu erneuern, und der Geisteskämpfer, der ausgezogen war zur Nordpolfahrt nach dem heiligen Wahrheitspol, — Menschen auch wir, liebende Menschen und nichts weiter sonst in dieser Stunde.

Wir hielten uns eng umschlungen, Ruß brannte auf Ruß. Wir mußten uns küssen . . . und ob nun die Welt versank, ob die Wahrheit verflatterte wie ein irrender Stern dort drüben im Regengewölk

Ruß auf Ruß und immer wieder nur Ruß auf Ruß. Wenn ich die Lippe zurückzog, sah ich im fahlen Schein der Laterne Lillys Antlitz eben erkennbar erhellt, ein blasser Fleck, aus dem zwei große, dunkle, jetzt in dieser Beleuchtung ganz schwarze Augen glühten, das Haar zerzaust herabwirbelnd in die Stirn, die Lippen verlangend geöffnet.

Wir sprachen kein Wort, das Poltern des Wagens und der Lärm der zehenden Bande dröhnte ohne Einzellaute dumpf um uns her wie Wogengebrause eines Meeres, das tief, unendlich tief unter uns lag. Nichts mehr in unserer Welt

als unsere Küsse, kein Gedanke als diese Küsse, kein Verlangen, kein Empfinden mehr, nur Lippe auf Lippe, Kuß auf Kuß. Jetzt sangen sie im Wagen hinter uns, ich vernahm nur ein allgemeines Summen der Melodie. Und die Stirn wider Lillys heiße Brust gepreßt, fand ich mir selbst im Innern Worte dazu, — wie ein lehtes Trümmerstück der andern Welt, das irrend zwischen diesen Flammenwogen trieb, klang es durch meinen Sinn mit Versen meines Lieblingsdichters:

„Auf diesen Felsen bauen wir
 Die Kirche von dem dritten,
 Dem dritten neuen Testament,
 Das Leid ist ausgelitten.
 Der heil'ge Gott, der ist im Licht,
 Wie in den Finsternissen;
 Und Gott ist alles, was da ist,
 Er ist in unsern Küssen!“

Und aus dem Feueratem dieser Weibeslippen, aus der Glut der Küsse selbst stieg es in mir auf wie Weihrauchwirbel, wie Dampf der Feuersäule, aus der einst des Herrn Stimme zu Moses klang, auch ich vernahm es wie eine dumpfe, brausende Stimme, und diese Stimme sprach: „Wahrheit? Was kämpfst du um Wahrheit mit Geisteskraft? Wahrheit ist Liebe, ist Rausch, Wahrheit ist nur das Weib, das dein Arm umfängt!“

Und von neuem zum Klange der Melodie, die sie da drinnen sangen, tönte es:

„Gott ist in allem, was da ist,
 Er ist in unsern Küssen...“

Als meine Lippe die bleiche Wange streifte, war sie feucht, der Widerschein der Laterne weckte ein Glitzern. Ich verstand das nicht. Wie konnte dieses Mädchen weinen in solcher Seligkeit, wo die Welt mir ein Meer von Glüd erschien.

Und die Thränen erstarben auch wieder, aufgezehrt von der Glut. Ja, die Stimme hatte recht: hier war die Wahrheit, die ewige Wahrheit, nach der ich in der Wüste gelehzt, nicht dort drüben, jenseits des Grabes, — hier, hier, lebendig in meinem Arm, nicht in dem Worte, das von der Lippe kam, nein, in der Lippe selbst . . .

„Gott ist in allem, was da ist,
Er ist in unsern Küssen.“

Mochte der Wind heulen in dieser schwarzen Welt des Scheines um uns her, — ausgeträumt, erfüllt war der Messiastraum . . . Thoren ihr im Spreewald da draußen, die ihr gekniet vor diesem Wunderbild, gebetet, gefragt, in Entsagung gehofft, — lieben mußtet ihr die Göttin, die zu euch herabgesandt, als Mensch sie vereinigen mit euch, um zu empfinden, was göttlich, was selig, was erlösend in ihr war.



Bereinzelte Lichter glitten bisweilen an uns vorüber und verschwanden wieder. Ich hatte keine Ahnung mehr, wohin diese Fahrt ging. Es war mir nur, als führe sie immer tiefer und tiefer in

den grauen Zauberwald hinein, weit fort von allen menschlichen Wohnungen. Da, — ein jäher Ruck, der Wagen hielt. Die breite Masse des Kutschers regte sich, das Ledersegel fiel zurück. Stimmen lärmten: „Aussteigen! Der Bahnhof!“

Ich half Lilly, die sich fröstelnd an mich schmiegte, von ihrem Sitz herunter. Naßkalte Luft schlug an unsere Stirn, wie aus weiter, offener Ebene heraufströmend, — rechts, links, geradeaus eine unermessliche Fülle glühenden Lichtes, nicht am Himmel, dessen Nebeldüster kein Stern durchdrang, sondern tiefer unten, weit, so weit das Auge trug, über die Ferne zerstreut. „Wo sind wir?“ fragte Lilly. Am Bahnhof Westend, — an der Schwelle der Weltstadt.

Einen Augenblick war es, als banne der ungeheure Eindruck des plötzlichen Bildes uns magisch an den Platz.

Der Wagen kollerte schwerfällig wieder bergan, die lärmende Bande war in dem kleinen Stationsgebäude verschwunden, — wir standen allein. Dort drüben der Wald, aus dem wir gekommen, absolut düster wie eine versunkene Welt, nur am Himmel eine matte Lichtinsel als Reflex irgend einer Ansiedlung jenseits des Kiefernmeeres. Rechts und links aber in der Tiefe unter dem hohen Damm der Chaussee wie tausend Laternen der zahllos sich kreuzenden Bahnlinien, hier groß, hell, mit lebhaft gelbem Schein in der Nähe, dort

in der Weite verglimmend wie ein Funken am Rande eines verkohlenden Papiers, — hier einzeln, dort zu langen Linien aufgereiht, — erste flammende Maschen des Riesennetzes, das die Stadt da drüben mit der Welt verband. Und alles in beständigem Wechsel, eine wogende, treibende Lichtsee, — jetzt bunte Signale jäh aufglühend, bald rot, bald grün, bald verdoppelt, bald wieder verblässhend, sich verstedend wie die funkelnden Augen sich dudender Raubtiere in der Nacht, auf Momente weißer Dampf, von unten blutig angestrahlt vor ihnen emporkochend, lange Massen mit vieredigen Lichtflächen wie phosphorescierende Raupen jetzt dahinwimmelnd, jetzt unvermittelt bei einer Biegung aufgesaugt von der Finsternis . . .

„Wo liegt Berlin?“ fragte Lilly, — die Stimme klang wie aus dem körperlosen Nichts heraus, da dem Auge, das in diesem flimmernnden Lichtocean schwamm, die nahe dunkle Gestalt vollkommen verschwand. Ich wandte mich nach der Richtung um.

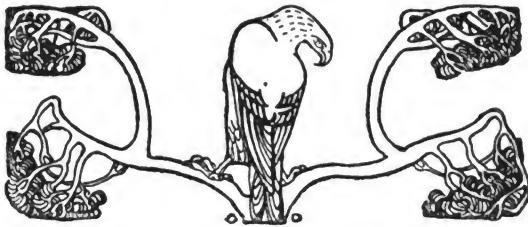
In unermesslicher Linie verlor sich hier thalwärts die doppelte Laternenreihe der Charlottenburger Chaussee, zwei glitzernde Feuerparallelen, deren Endpunkte sich einander näherten, als strebe der Funken von Leitung zu Leitung überzuspringen, sich zu verschmelzen zu einem einzigen Brand. Hoch darüber aber, in die Lüfte, in die grauschwarzen Regenwolken hinein gemalt eine unge-

heure rötliche Lichtmasse, formlos, dunstig, und ganz ruhig, ganz stet, eine riesige Nordlichtkorona, der doch das Zuden der magnetischen Wellen abging — dort lag Berlin

Kein einzelnes Licht, keine Kuppel, die von unten bestrahlt über den Horizont heraufwuchs, kein Fenster in einem Turngemach, nichts, nichts von der Welt der Millionen Lichter selbst, nur allein ihr Abglanz, der wie die brennende Gottesfadel an den Wolken hing. Ein tiefschwarzes Band schied den Himmelschein von den Enden der Laternenreihe im Thal, nur hier und dort schien es, als dampfe rotgrauer Rauchatem von unten in den helleren Glanz empor.

Eine gigantische wilde Größe lag in diesem Feuerzeichen, mit dem die verborgene Niesin sich an den Himmel schrieb. Sie traf uns wie ein banges Wunder. Wir hatten uns geliebt und gefügt in der einsamen Waldnacht, nur wir waren dort gewesen und sonst nichts. Hier, vor diesem Glutatem am Horizont wußten wir wieder, daß eine Welt um uns war, eine Welt uns erwartete, — vielleicht erwartete, um zu richten über unsern Liebesrausch.





V

Im Coupé der Stadtbahn drückte Lilly die Schläfe fest an meine Schulter und schloß die Augen.

Während der Zug auf seinen nassen Schienen den weiten Bogen von Westend bis zur Grenze des engeren Berlin zurücklegte, wechselten wir kein Wort miteinander, mein Blick irrte nur aufgereggt in die Nacht hinaus. Über die ungeheure Öde des leeren Bauterrains, die schlummernden Riefenfurchen hinweg, die noch der Saat harrten für ein neues, alle alten Grenzen ins Unendliche erweiterndes Berlin des kommenden Jahrzehntes, glimmten die Fenster und Laternen von Charlottenburg. Jäh ein blendendes Meer von blauem Licht, ein Dröhnen, als wölbe sich ein Tunnel über uns: ein Bahnhof. Und wieder die Regenacht: das verworrene Dickicht des Tiergartens. Dann klirrte eine Brücke unter den Rädern, vieredige Badsteinkolosse mit hundert grell erleuchteten

Fensteraugen spiegelten sich vorübergehend in einer Wasserfläche, die Lichtkorona des Stadtzentrums stand jetzt weißlich über allem, nicht mehr rot wie vorhin, sie sank näher und näher heran, — plötzlich, beim Austritt aus dem Lehrter Bahnhof, waren wir mitten darin.

Als habe die Nähe der Weltstadt sie gewedt, schlug Lilly die Augen wieder auf. Hand in Hand schauten wir in das Laternenmeer, das bei der raschen Fortbewegung wie eine Funkengarbe auseinander tanzte und sich hinter uns wieder zusammenschloß. Noch einmal als verfinsternde Giegentenhande eng heranstreifende Häusermauern — und nun Licht, Licht überall — die blaue Eisenkuppel des elektrisch erhellten Bahnhofs an der Friedrichstraße, — die tausend Flammenzeichen der Riesenstraße selbst, herabwogend vom Draniensburger Thor und emporwallend bis zum Belle-Alliance-Platz, — in gespenstisch fahlem Scheine, dann sich emportürmend gleich Marmortempeln der Akropolis die Giebel und Säulengänge der Museumsinsel, zuletzt in harter, greller Wölbung der ungeheure Stahlpanzer der Halle an der Station Alexanderplatz, — wir waren am Ziel.

Es war noch früh, — die schwarzen Regenwolken hatten den Tag vor seiner Stunde ausgelöscht. Aber daran war nicht zu denken, daß wir den Grafen noch in seiner Wohnung treffen würden, falls er nicht selbst seine Entschlüsse ge-

ändert hatte. Auf alle Fälle mußten wir hin. Als wir in einer Droschke die tosenden Wellen des Alexanderplatzes durchschnitten, fragte ich: „Und was thun wir, wenn er fort ist?“

„Was wir wollen doch, nicht wahr? Das genügt — ein so schöner Tag. Lilly ist nicht an jemand gefettet und nun sicher nicht an den, wenn er es auch sich so denkt.“

Der helle Schimmer aus den Spiegelscheiben des Cafés an der Ede fiel auf ihre Züge, während sie das sagte. Die Züge sprachen es aus: sie liebte den Grafen nicht. Ich empfand eine lebhaftere Freude, noch einmal brannte Lippe auf Lippe in langem Kuß. Aber es war nicht mehr die weltvergessende Seligkeit der Waldnacht: — der abwechselnd gelbe und blaue Lichtglanz, der uns bald grell, bald matter umfloß, das dumpfe Rollen und Tosen der Weltstadt, das in unser Ohr dröhnte, standen zwischen uns wie eine hemmende Macht, ein Etwas, eine Person, die unserem Lieben den Zauber nahm. Es war, als küsse man in dem Lichtschein, der auf der fremden Lippe lag, zugleich ein kaltes, trennendes Gespenst, das sich im Walde nicht bis dahin gewagt.

Als wir in dem Hause, wo der Graf seine Stadtwohnung hatte, die endlosen Teppichstufen der Treppen hinaufkletterten, mußte ich an die Stunde denken, da ich dieses Treppenhaus im

fahlen Zwieliichtschimmer des Morgens gesehen, — damals, als der blühende Flieder des Friedrichshains sein Meer von Duft über die stille, schlafende Welt ergoß. Im Dufte jenes Morgens hatten wir von der Wahrheit gesprochen, — der eine zweifelnd, der andere in freudiger Begeisterung. Heute war meine Wahrheit in Lillys Augen, im Auge des Weibes, nicht im Auge der Seherin.

Der grauköpfige Diener öffnete auf unser Klingeln sogleich. Der Graf war zur angesehenen Stunde abgefahren. Aber er hatte einen Zettel für Lilly hinterlassen. Wie in jener denkwürdigen Nacht des großen Gespräches strahlten auch heute im Salon die Kerzen des Kronleuchters, die weißen Seidengardinen der Fenster waren ebenso tief und verschwiegen herabgelassen. Auf der roten Tischdecke standen die beiden Photographien. Die Luft war schwül. Ich hatte auf dem Sofa Platz genommen, ohne Hut und Schirm aus der Hand zu legen. Lilly saß, das hell bestrahlte Profil über den Brief des Grafen gebeugt, auf der äußersten Kante des einen Plüschsessels am Tisch. Obwohl das Blatt, wie ich sehen konnte, nur wenige Zeilen enthielt, las sie auffallend lange daran. Vielleicht traf sie in dieser Zeit schon die Entscheidung für etwas, was mir erst die nächste Minute klar machte.

„Nun?“ fragte ich nach einer Weile. Sie legte den Brief hin und schob sich mit einer leichten

Bewegung etwas tiefer in den Grund des Sessels zurück. Dann blickte sie zu mir herüber, — und gleichzeitig faßten ihre beiden Hände nach dem kleinen Plüschbarett, das sie den Sommermoden zum Troß immer trug, lösten es mit raschem Ruck von den Loden und warfen es auf den Tisch.

Sie wollte bleiben?

„Er konnte nicht warten, natürlich, man braucht ihn in dem alten Kasten da draußen. Ich soll hier bleiben für die Nacht, schreibt er.“

Sie machte eine Pause und sah mich unverwandt an. Der Diener hatte uns längst verlassen, man hörte nichts als das geräuschvolle Ticken der Pendule und ein dumpfes Rollen von der Straße. Nun war es ganz das Bild jener Nachtstunde: sie saß in demselben Sessel, wo damals der Graf seine geheimnisvolle Erzählung begonnen. Obwohl die Bilder auf dem Tisch mir die Rückseite zuekehrten, glaubte ich die beiden Frauenköpfe wieder zu sehen, — der eine zart, sanft, matt wie Therese, der andere mit großen, verlangenden Strahlenaugen. Und ich sah diesen andern ja, und ich erinnerte mich, wie sie mich anschauten, daß ich diese Augen heute schon wild begehrend im Dunkeln geküßt . . . die dumpfe Wärme des großen, hellen Gemaches verstärkte sich mir auf einmal zu drückender Glut . . . wir waren allein . . . wie eine Vision dehnte sich das große, stumme Treppenhaus wieder vor mir, durch das wir

vorhin emporgestiegen . . . eine undurchdringliche Scheidewand lagen diese schweren Seidenvorhänge zwischen der dumpf dröhnenden Welt der Straße und unserem Gemach . . .

Wir schwiegen beide wohl eine Minute lang, Blic in Blic.

Kein Zweifel, daß unsere Gedanken dieselben waren. Und ohne eine Frage kam am Ende der Minute auch die Lösung, — Lilly schüttelte leise, langsam, auch sie doch wie schönem Traum entlegend, das Haupt.

„Leb wohl, mein Freund. Für heute. Nach all das Schöne ein guter Schluß, nicht? Lilly ist müde, laß sie nun allein.“

Ich machte noch einen schwachen Versuch. Wir wollten noch zusammen in einem Restaurant speisen. Nein, sie wollte auch das nicht mehr. Der Diener würde ihr das Nötige auf das Zimmer besorgen.

„Mein armer Kopf, — o, so dumpf, so tot. Nein, mein lieber Kamerad, nicht, du weißt, wer ich bin, es geht nicht, es wär zu viel, ich darf ja nicht.“

Es war das erste und einzigemal seit den Scherzworten in der „Stadt Athen“, daß sie, wenn auch nur sanft und andeutend, die Geisterkönigin wider mich auspielte, und doch war es das stärkste Argument. Ich ließ sofort vom Kampfe ab.

„Und morgen?“

„Morgen fahren wir zusammen heim.“

„Früh?“

„So früh es geht.“

Wir verabredeten uns für den ersten Zug. Ich würde sie abholen.

Sie hatte die Handschuhe inzwischen ausgezogen und reichte mir die Rechte, ohne aufzusehen. Ich drückte schweigend einen Kuß darauf.

Gut Nacht — ich bitte dich, Wilhelm — geh!“

Ich ging in der That, ohne daß wir noch einen Blick gewechselt hätten. Als die Korridorthür hinter mir ins Schloß schlug, hätte ich mich vor dieser Thür auf die Knie werfen mögen wie ein Bükler vor der Pforte des Heiligtums. Wie groß, wie herrlich war dieses Weib.



Aus meiner Erinnerung hebt sich für die nächste Stunde ein seltsam farbenschillerndes Bild, zwecklos, sinnlos für den Moment, dem Rückschauenden, Wissenden aber eine Probe bitterster Schicksalsironie.

Wie ein Trunkener irrte ich die endlose Linie der neuen Königsstraße bis zum Alexanderplatz hinab. Wie diesen Abend, diese Nacht totschlägen? All mein Sehnen und Sinnen hing an dem Morgen, da Villys Thür sich mir wieder öffnen

sollte. Konnte die Zeit, konnte mein Geist nicht stille stehen bis dahin, die Stunden auslöschen, deren öde Weite dazwischen lag? Mir graute vor der Heimkehr in mein fernes Gemach in Moabit, jenes Gemach, das ich nicht betreten seit der Schredensnacht, in der der tote Freund mir erschienen war. Ich wußte genau, daß ich dort keinen Schlaf finden würde. Und es war überhaupt noch gar nicht Schlafenszeit. Über den Riesenplatz wogte erst der Strom heimflutender Menschen. Die Farbensterne der Pferdebahnen glühten, das rötliche Auge der Rathausuhr wies noch eine verhältnismäßig sehr frühe Stunde. Wie den Geist übertäuben mit anderem Rausch, um Kraft zu sammeln für den unendlich wichtigen nächsten Tag?

Eine Plakatsäule mit ihrem buntschdedigen Narrenkleide fesselte meinen Blick. Ja, das war's, — Musik, rauschende Musik, irgend eine dumme Theatergaukelei, die das Auge fesselte, den Geist hinwegtrog über die lange Zeit.

Es war nun doch ziemlich spät für etwas Derartiges, aber gerade das Lokal, auf dessen vergißmeinnichtblauen Lodzettel mein Auge traf, dehnte seine zusammenhangslosen Vorstellungen bis tief in die Nacht. Eine Art von ins Riesige vergrößertem Café chantant weit oben in der Friedrichstraße, — eine Miß Bianka als preisgekrönte Schönheit auf dem Lusttrapez . . . ich

kannte den hohlen Flitterzauber all dieser Lokale bis zur Reige von früher her, lange hatte es mich nicht mehr hingezogen. Aber heute, in dieser Stimmung, die nach Ertöten aller Sinne lechzte und doch nicht lassen wollte von dem Bilde eines herrlichen, wilden Weibes, das ich noch nicht ganz gewonnen, heute war mir das gerade gut genug. Ich nahm eine Droschke und fuhr hin.



Die Vorstellung war zu zwei Dritteln beendigt, als ich eintrat. Ich traf auf die Pause, die dem letzten Teile vorausging. Eben jene Miß Bianka, die preisgekrönte Florentinerin vom Trapez, sollte noch kommen.

Den riesigen Saal erfüllte ein Meer von Cigarrenqualm. Vor dem undeutlichen Gelbgrün der bemalten Dede schwammen vier blaue elektrische Kuppeln wie ein vom Dunst zu vierfacher Erscheinung gebrochener Mond. Die Volksmenge, deren schlichte, verregnete Spießbürgertoilette durchweg wenig dem aufgetünchten Farben- und Goldplunder der Halle entsprach, wie eine einzige schwarze, zackige Masse, aus dem ein gedämpftes Brausen des Gespräches stieg. Kellner mit Bierseideln brachen sich mühsam zwischen den Tischen Bahn. Allenthalben wirbelten die Kleinen, vom blendenden Lichte silberhell durchsättigten Rauchsäulen der Cigarren auf, um nach oben in der

schweren Dunstwolke aufzugehen, die ohne Ausweg vor der Dede stand.

Ich teilte einen weit zurüdliegenden Tisch mit zwei niedlich aufgeputzten Ladenmädchen, deren Herren für die Dauer der Pause verschwunden waren und die den Augenblick benutzten, um zischelnd über Erfahrungen des Nachmittages und den wahrscheinlichen Beschluß des Tagesabenteuers ihre Meinungen auszutauschen. Ein paar großhülfige Jünglinge vom nächsten Tisch machten einen sehr deutlichen Annäherungsversuch, der aber mit der drolligen Würde des „Versagtseins“ abgewiesen wurde. Nach längerem Bemühen eroberte ich von einem vorübereilenden Kellner ein Glas Bier, es war den Verhältnissen entsprechend schlecht. Mit aller Ruhe, die ich besaß, konnte ich jetzt der Dinge warten, die da kommen wollten... je unsinniger desto besser, — dazu war ich ja hier.

Eine schwermütige Musik hub an und tönte eine Weile einförmig in das Geklapper der Bierseidel und das Geplauder hinein, ohne daß jemand viel darauf acht hatte. Dann wurde es wieder still und zwar gleichzeitig im Orchester wie im Publikum, die Augen wandten sich der Bühne zu. Ein paar schwarze Kerle in Kellnertracht ranneten geschäftig über die Scene und schwebten gleich darauf halb in der Luft, um die Enden des großen Netzes zu befestigen, das die freie Saalhöhe mit ihren Eisenstangen und Trapezen vom ängstlich

emporblinzelnden Publikum trennen und beim Sturze Sicherheit verleihen sollte. Die hölzernen Leitern klapperten, die Tawe und Maschen wogten und wimmelten lichtgrau vor den bläulichen Strahlentuppeln der Höhe, wie wenn ein ungeheures Gespensterschiff über uns heraufwüchse, dessen Tafelwerk der Mond versilberte. Schließlich beruhigte sich der Orkan, das Netz hing sanft gewölbt herab wie ein feuchtes Spinnweb am Morgen, die dienenden Geister verschwanden, — ein weiches Flötensolo, — und das erwartete preisgekrönte Schönheitswunder erschien trippelnd auf der Bühne, um mit zwei Sähen geräuschlos auf der Gitterfläche seines lustigen Turnbodens angelangt zu sein. Die Hälse der mutigeren Zuschauer, zumal der Männerwelt, reckten sich empor, die kleinen Mädchen und behäbigen Familienmütter duckten sich dagegen tiefer und spannten nur das Augenlid so hoch, daß die Stirn in Falten geriet.

Die Miß Bianka des heutigen Programms war weder besonders viel schöner noch sonst irgendwie merkwürdiger als alle ihre Namensschwester und Kolleginnen, die ich früher hier oder anderswo gesehen. Sie hatte einen stattlichen Körper mit ein paar prachtvollen Beinen, deren Muskelbau gelegentlich in dem grellen Lichte durch das fleischfarbige Trikot hindurchzuglänzen schien, so daß hier der vollkommene Schein des nackten Lebens er-

wedt wurde im scharfen Gegensatz zu dem harten, regungslosen Blau des kleinen Panzerkorsetts. Das Gesicht war durchaus nicht hübsch, — zu den strengen Zügen, die das gefährliche Turnerhandwerk seinen Göttinnen zu schaffen pflegt, eine dicke, aufgeworfene Nase, das gelbe Haar grob zu einem albernem Indianerpuß emporgebauscht.

Dennoch vollzog sich in mir, der ich anfangs nur teilnahmslos hingeblickt, auf einmal ein seltsamer Vorstellungsprozeß.

Meine Gedanken, die sich von Lilly hatten frei machen wollen, kehrten mit jäher Gewalt unter dem Einfluß des sinnlichen Reizes, der von dem Weibe da oben ausging, zu Lilly zurück, bloß daß das Bild vor Augen sich für den Moment untrennbar mit dem inneren vermischte.

Je höher die üppige, so wenig verhüllte Gestalt da oben von Seil zu Seil emporklimmend sich in dem zitternden Lichtdunste der Saalkuppel verlor, je undeutlicher das Profil des Gesichtes zerfloß und nur noch die weich rollenden Wellen des plastischen Körperumrisses sich herauslösten aus den staubigen, weißblauen Glanzbändern des elektrischen Lichtes, desto zweifelloser wurde mir eine Ähnlichkeit mit Lilly. Lilly war es, dieselbe Lilly, deren strafender Arm einst neben mir die weiß aufkochende See- flut geteilt . . . ich konnte mich nicht mehr frei machen, der Saal unten mit seinen tausend atemlos emporstarrenden Gesichtern, seinen tausend schwim-

menden Augensternen verlor sich mir jetzt im Nebel, wie es vorhin die leere, lichte helle Dunstbede gethan.

Die Künstlerin hatte das kleine Trapez unmittelbar unter den flammenden vier Glaskugeln erreicht und begann sich auf ihrem Sitze zu schaukeln, — erst langsam, dann stärker und stärker, bis sie endlich scheinbar frei schwebend in gewaltigen Rhythmen fast die ganze Riesenbreite des Saales von den grünen Soffiten der Bühne bis zur dunkelroten Sammetbrüstung der mittelsten Balkonloge durchmaß. Wie ein phosphorescirender Schleier floß die volle Fülle der Lichtbänder aus den vier elektrischen Sonnen über sie weg, ein scharfes, geheimnisvoll wechselndes Spiel von strahlendem Glanz und tief abgegrenztem Dunkel erzeugend. Der Schatten des Busenbouquets huschte bald einem zädischen schwarzen Nachtfalter gleich über den Schnee des nackten Armes, — dann wieder, wenn die Lichtwelle senkrecht kam, flammten die Blätter und weißen Rosen auf wie ein bunter, selbstleuchtender Stern, — das Diadem im Haare sprühte einen Goldregen zu der blauen Helle empor, und die gelben Metalleden der Trapezstangen blühten, als Iode der Stoß jedesmal einen überspringenden, im Dunst verpuffenden Funken heraus.

Die Musik spielte ununterbrochen leise fort, — sonst regte sich kein Laut in dem ganzen gewalti-

gen Raum, nur die kühner und kühner hinaus-
 schwellende Schwunglinie, die das Auge fesselte, er-
 schien schließlich wie ein Rhythmus, der alle Sinne,
 auch das Ohr, unwiderstehlich fortriß bis in eine
 Empfindung hinein, die nicht mehr zwischen
 Hören, Sehen und Fühlen unterschied.

Lilly . . . Lilly . . . was hatte Lilly zu suchen
 dort oben auf dem Trapez . . . was hatte die
 Seherin, die Wahrheitskünderin, die wir ver-
 ehrten, die stolze, freie Seele, die ich liebte, das
 Weib, das ich im Dunkel des Waldes geküßt in
 weltvergessender Liebe, — was hatte sie zu thun
 mit dem bunten Geschöpf, das dort oben seine
 Glieder schaukeln ließ und wohlfeile Cirkuskunst-
 stückchen zum besten gab!

Ein unsägliches Ekel vor einem auch nur er-
 träumten Vergleiche wühlte in mir, — und den-
 noch ließ mich das Bild nicht los. Es mußte,
 es mußte in Lillys Wesen, in Lillys Gestalt etwas
 sein, das an diese Bianca dort gemahnte. Viel-
 leicht waren es nur meine heiß erregten Sinne,
 die mich irre leiteten, — vielleicht sah mir jedes
 Weib, das ich heute sah, wie Lilly aus. Ich sagte
 mir auch das, und ich kam dennoch nicht los.
 Mein Auge sah so klar und scharf, daß ich die
 wichtigsten Einzelheiten an jener Bianca bemerkte:
 die Falte, die das Trikot bei der Beugung des
 Knies warf, den scharfen Schnitt, mit dem die
 Schattenseite der Schenkel sich abgrenzte gegen das

straff spiegelnde Rosenrot der beleuchteten Hälfte . . . es war ein lächerlicher Gedanke, sich Lilly zu denken in solcher Kunstreitermasterade . . . und doch — und doch . . .

Schwächer wurden jetzt die Rhythmen unter der Decke, ein gedämpftes Beifallklatschen brach sich hier und dort Bahn.

Indem ich nach einem versöhnlicheren Gedanken suchte, um das Geschaute und meine tolle Vision zu verknüpfen, dachte ich, daß Lilly sich über unsere bekannte Welt in eine Zauberregion erhebe, wie jene Bianca dort sich am Seil hinwegschaukelte über die Menschen unten im Saal. Aber auch das dünkte mir wieder elend und gemein. . . es waren doch wahrlich keine Cirkuskunststüchchen, die Lilly uns vorführte, — einen Augenblick lang überwand ich das Doppelbild . . . jene schlafende Lilly, wie sie sich uns in dem geheimnisvollen Halbdunkel des Gartenhauses gezeigt, trat vor mich — in der schlichten Taille, mit dem aschblonden Haar, dem bläulichen Schimmer unter den Augen . . . ich schaute ins Leere . . . nein, was hatte das Weib dort oben zu schaffen mit der großen, edlen Seele, die gekommen war, der irrenden Welt eine neue Offenbarung zu verkünden.

Unwillkürlich hatte ich den Kopf, der vorher angestrengt empor gestarrt, etwas sinken lassen. Mein Blick sah an den Netzmäschchen vorbei auf die leere Bühne. Teilnahmslos glitt er die roh

bemalten Soffiten entlang, überschritt die Ede des Proskeniums ... dann blieb er an etwas haften. Über einer hellblauen Ecksäule mit vergoldeten Ornamenten war ein weiblicher Kopf in Relief angebracht, weißgrau mit Goldverzierung, — er sollte wohl die tragische Maske vorstellen. Und dieser Kopf mit seinen geraden, strengen Zügen, die doch ein kindlich weiches, rundes Kinn abschloß, mit seinen fast unnatürlich großen, tief traurigen Augen ... dieser Kopf hatte in Wirklichkeit eine starke Ähnlichkeit mit Lilly.

Es war, als habe ich mich dort oben nur zweifelnd von dem Körper, der so ähnlich war, aber ein fremdes Antlitz trug, hinweggewandt, um hier das Antlitz dazu selbst zu finden ... ein großes, schweigendes, trauriges Antlitz, mitten in allem Goldschmuck fahl, wie das einer Toten, und doch mit dem Ausdruck schmerzbelegten Lebens ... und dieses Antlitz schaute mich gerade an ... wie der Saal unter mir vorhin versunken war, daß bloß noch die Tänzerin oben zu leben schien, so verschwand mir jetzt auch diese ... der Beifallsjubel der Menge, der bei einem letzten Kunststück tobend ausbrach, schlug an ein totes Ohr.

Was wollte diese Lilly nun dort wieder?

Ich hatte selbst schon Lillys Züge mit denen einer Marmorstatue verglichen, zumal damals in jener Geister scene, als sie im Schlafe schrieb. Es war auch hier in dieser Ähnlichkeit, die der graue

Leint zufällig verstärkte, nichts Übernatürliches, Wunderbares, — ganz im einzelnen und ohne die verändernde, belebende Lichtwirkung war sie vielleicht gar nicht einmal so groß. Aber in meiner Stimmung steigerte sich das Wenige zum Überwältigenden. Und der Ausdruck bewegte mich tief, den die Maske der ähnlichen Gesichtsforn verlieh. Ich hatte mich losgerissen von der Vision einer Lilly, die am Trapez schwebte, die ihre Kraft und Schönheit hingab für ein dummes Augenblicks-spiel. Und nun, da ich mich abgewandt, sah ich mich von neuem in Lillys Bann, nur daß sie mich jetzt anschaute in großer, in unsäglichcr Traurigkeit, gleichsam zu Stein erstarrt vor Schmerz und wie zum Karneval an eine bunte, kindlich bemalte und vergoldete Wand geheftet ... was war, was war das nun?

Die Musik rauschte plötzlich mit einer lärmenden Marschmelodie empor, Stühle wurden gerückt, — der Bühnenvorhang war gefallen, das Reß und die Stangen waren leer, die Vorstellung hatte ihr Ende gefunden. Auch der Kopf am Proscenium wurde jäh verdeckt durch aufstehende Menschen, ich erwachte aus meinem Traum.



Als einen Augenblick später die kühle, klare Nachtluft der Straße um meine erhitzte Stirn strich, dachte ich: Narr du, mit deinen Ähnlichkeiten, du

bist verliebt und wirst heute in jedem Weibe Lilly sehen.

Aber die tiefe seelische Erregung schwand nicht gleich vor dem groben Verstandeschluß. Ich schritt langsam dahin, den Kopf schwer wie von einem Stoß ins innerste Mark.

Die Friedrichstraße glänzte noch naß vom Regen und verdoppelte, wenn die Perspektive gerade offen lag, die endlose gelbe Laternenreihe durch den Reflex des Asphalts. Bisweilen ließ noch ein schwer trabender Omnibus den Widerschein seiner Lampe als düsterrote Blutlache über den Damm schwimmen, die elektrischen Kugeln der großen Restaurants strahlten, nachdem die Läden sich geschlossen, ihr hartes Weißblau als letzte Sonnen aufs Trottoir. Der Himmel ätherklar, doch kaum hier und da ein matt glimmendes Sternfünkchen, das schwere Grünblau durch und durch in Licht getränkt vom Monde, den die ungeheuren Schnörkelgesimse selbst noch nicht sichtbar werden ließen. Feucht schimmernde Equipagen rasselten von den Theatern heim, heisere Stimmen riefen die Abendnummern der Zeitungen aus, die letzten Weilschen in den fast geleerten Blumentörbchen und die gelben Apfelsinen eines fliegenden Händlers mischten ihren Duft in die laue Atmosphäre der Sommernacht. Ein paarmal das schrille Knirschen des herabausenden Ladens hinter einem Schaufenster. Aus einem Kellerlokal säuerlicher

Meeresatem von frisch aufgebrochenen Aустern. Hinter den hell erleuchteten Gardinen einer Mädelsneipe im ersten Stock huschende Schatten mit enger Taille, das Geklimper eines verstimmten Instruments. Das gewöhnliche Nachtbild . . . nichts irgendwie Neues in ihm für mich.

Aber meine Aufregung schwand nicht. An der Ecke der Leipziger Straße faßte mich die Erinnerung an die Mittagsstunde, da ich hier im Regen auf Lilly gewartet. Welche Welt zwischen damals und jetzt!

In der Nähe der Passage trat ich in eins der großen, hellen Bierlokale. Hier blieb ich fast zwei Stunden. Als ich wieder herauskam, hatten die beruhigende Nähe der vielen friedlichen Philister und der Genuß von Speise und Trank im Verein mit der Lektüre einiger Zeitungen ihre gute Wirkung nicht verfehlt. Mir war leichter und sorgloser zu Mute. Lillys Bild schwebte wieder in weich verklärter Gestalt vor mir. Aber zum Schlafen hatte ich jetzt erst recht keine Lust.

Ich bog in die Linden ein, als wolle ich allen Ernstes nach Moabit hinaus. Was ich aber dort sollte — in der öden, unheimlichen Wohnung — darüber war ich vollkommen mit mir selbst uneins.

Je weiter ich mich von der Friedrichstraße entfernte, desto mehr verstummte der letzte Wagenlärm. Das Trottoir wurde leer. Hier und da

noch eine langsam schlendernde Gestalt mit hohem Zylinder und weißem Schlips, auf den geröteten Wangen noch der Puderstaub und die schwüle Hitze irgend eines überfüllten Salons aus dem Westen. Ein paar Sicherheitswächter an einer Straßenecke, Ellenbogen an Ellenbogen schläfrig zusammengelehnt, ohne den Vorüberwandelnden eines Blickes zu würdigen. Einmal eine Gruppe schwärzlicher Gesellen, die mit einer großen Reinigungswalze gespenstisch schweigsam heranzogen und die Luft auf einen Moment mit Sumpfatem verpesteten. Die Säulen des Brandenburger Thores grau und massig wie die vier Glieder eines gigantischen Dickhäuters der Tertiärzeit, emporwachsend zu dem blanken Silberdiskus des Vollmondes, der jetzt frei strahlend im schweren Nachtblau hing und über alle Zinnen da oben wie über die freie Fläche des Riesenplatzes unten eine schaumige, grünlich funkelnde Schicht flodig zarten Lichtes ergoß, neben dem die gelben Strahlenteller der einzelnen Laternen fahl wie ein Heer von Irrlichtern auf beglänzter Wasserfläche standen.

Mir war, als sei ich ganz allein, ein letzter, irrender Hasver der schlafenden Stadt, allein mit dem düsteren Koloß des Thores, den tausend Flammen und dem einsam weißen Gestirn. Und die Empfindung wuchs, je weiter ich schritt.

Jetzt lag der Tiergarten vor mir, eine geheimnisvolle Welt von formlos düsteren Schatten und

schimmerndem Silberduft, in die das rötlich glimmende Doppelband der Laternenlinie an der Charlottenburger Chaussee hineinschnitt wie nachleuchtende Feuergeleise eines Gespensterzuges. Ich näherte mich altgewohnten Wegen, — und doch dünkte mich, mein Gang verlangsame sich mit jedem Schritt. Ein magnetisches Band schien mich rückwärts zu reißen, ein Band, das stärker als mein eigener Wille war. In der Stimmung, in der ich lebte, mußte ich unwillkürlich an ein geistiges Band denken, eine rein geistige fremde Willensvollstreckung, die in unbekanntem Kraftwellen zu mir herüber kam . . . dachte Lilly vielleicht an mich in diesem Augenblick, bannte ihr Gedanke mich zurück nach dem Osten, wo ich sie am Morgen wieder finden sollte?

Selbstbeobachtung und dumpfes Empfinden mischten sich mir zu immer stärkerem Rausch . . . die feuchte Luft des nächtlich atmenden Blattwerkes preßte schwer auf meine Stirn. Dennoch ging ich noch immer langsam weiter. In einfacher Folge der alten Gewohnheit hatte ich die richtige Allee nach rechts, nach Moabit gewählt. Die schwarzen Baummassen wichen, vor mir öffnete sich in weiter Mondeshelle der Königsplatz.

Im wachsenden Banne eines Etwas, das mein ermattendes Bewußtsein umspann, umkreiste ich den halben Rundbogen. Plötzlich standen in scharfer Silhouette die stumpfen Türme von Kroll vor

mir, — ich hatte nun doch den engeren Anschluß der Straße nach Moabit übersehen. Wie ein weißgraues Labyrinth, das ich nie gekannt, starteten mir von allen Seiten die verschlungenen Laubgruppen der Anlagen entgegen . . . ich wandte mich zurück und suchte den richtigen Weg. Dann war es mir jäh, als halte mich etwas ganz fest, als müsse ich regungslos verharren an dem Kreuzungspunkte zweier übersinnlichen Kraftlinien: meines eigenen Willens, der seitwärts strebte, und jenes straff spannenden Etwas, das in der Richtung, aus der ich gekommen, zog. Unwillkürlich startete ich empor.

Bisher hatte ich den Kolos der Triumphsäule in der Mitte des Platzes kaum gewahren können, so formlos zerfloß er in der Lichtkuppel, die darüber stand. Jetzt aber hatte ich den Mond fast genau zu Häupten der Gipfelgestalt. Der Stamm der Säule wuchs tiefschwarz hinauf. Nur am Marmor des Sockels ein matt schillernder Reflex. An der geflügelten Viktoria aber, die im übrigen sich auch jetzt im tiefen Zenithblau des Nachthimmels auflöste, trat gerade nur die eine Schwinge, vom Mondlicht perlend und funkelnd wie eine lose Glanzwolke an diesem Himmel selbst versilbert, ungeheuer groß und in überwältigender Helle hervor, — ein Komet, der nach den Planetenfernern wies, eine einzige metallfunkelnde Riesenfeder, die sich an die blaue Wölbung schloß. Wie

geblendet hing mein Auge an dem zauberhaften Beleuchtungsspiel.

Und auch dort, auch dort in der schwebenden Gestalt, die sich, je länger der Blick haftet, nun doch auch im ganzen Umriß der weiblichen Formen löste, die zu zittern, zu entflattern schien, — auch dort sah ich Lilly jetzt, — nicht elend, nicht traurig wie im Gaukeltraum der Seiltänzerhalle, sondern groß, hehr, befreit von allem Irdischen, das echte Weib, das den Himmel öffnen sollte vor der Welt, die Messiasnatur, die gekommen war, uns aus unserem Zagen, unserem Irrtum zu erlösen.

Ja, ich erkannte sie jetzt, — zweifellos. Und ich zweifelte auch nicht, daß ich in diesem Momente unter ihrem Einfluß stand, daß sie im Geiste bei mir war und dieses symbolische Bild in grandioser, raumüberwindender Willenslenkung vor mich hingestellt hatte . . . ich würde es aus ihrem Munde hören . . . morgen, wenn die Sonne, wenn das Licht, wenn der Tag kam, morgen, morgen, wenn ich sie wieder sah . . .

Ein Wagen, der hallend in der Ferne vorüberfuhr, wedte mich aus meinem Träumen auf. Ich erkannte jetzt sehr klar, wo ich mich befand. Ich sah, mich wendend, die düsterrote Laterne des Feuermeldepостens am Generalstabsgebäude, die ich mir heimkehrend oft als Wahrzeichen der Richtung nach Moabit genommen. Aber ich dachte nicht mehr daran, meine Schritte dorthin zu lenken.

Nach Osten, nach Osten zog es mich. Einsam, wie ich war, dünkte ich mich Herr über diese tote Riesenstadt. Ich glaubte in Lillys Augen zu schauen . . . über das schwarze Cyklopengerüst des werdenden Reichstagsgebäudes hinweg winkten sie mir zu . . . und sollte ich an der Schwelle des Hauses, wo Lilly weilte, die letzten Nachtstunden ausharren, ich hatte keinen Willen mehr, ich mußte hin.

Von neuem wuchs das Säulenungetüm des Brandenburger Thores vor mir auf. Mein Blick streifte die Quadriga . . . auch sie wies nach Osten, und die metallenen Rosse schienen, als ich zurückschaute, sich empor zu reden, mir zu folgen, wie nebelhafte Duftgebilde, denen der Mond die Schwere benommen . . . Silberdunst schwelte daran hin, als erregten Geisterhufe einen gespenstisch leuchtenden Staub . . . nach Osten, nach Osten!

Oder noch als vorhin dehnten sich die Linden.

Über dem nachtschwarzen Horst der Baumkronen thronte fern wie ein einsam lauernder Nachtvogel mit rötlich glühenden Augen der Rathhausturm, — die eine Uhrfläche in ganzem Rund erhellt, die andere schräg, als blinze sie nur aus halb geschlossenem Lid.

Hinter einer einzelnen, absichtlich offen gelassenen Spiegelscheibe bisweilen ein matt aufglimmendes Wirrsal undeutlicher Gegenstände, im Tageslicht vielleicht ein buntes, lustiges Reich, das

dem Auge entgegen lachte, — jetzt im gelben Laternenschein einer Alchimistenzelle gleich, über deren groteskem Museum ein Ampelflämmchen zuckt.

Weiter, immer weiter. Das aschgraue, schlummernde Pompeji der geschlossenen Läden trat zurück, die Welt der Paläste begann, — auch sie jetzt eine tote Welt. Neben dem grünlichen Säulentempel der Hauptwache grell weiß die Marmorgespenster der Feldherrnstatuen. Allenthalben die kahlen Fahnenstangen der Gesimse und Kuppeln schwarz aufgeredt, als trügen sie mit ihren tausend Armen das Azurgewölbe der Nacht. Eine verschrobene Schattenwelle, in tollen Kräuselspitzen emporgewulstet, die Bibliothek. Weiter, immer weiter. Ich hatte meinen Schritt beschleunigt, als gelte es, in Wahrheit ein festes Ziel mit Eile zu erringen. Eine Weile achtete ich der Umgebung nicht mehr, ich lauschte bloß auf den Hall meines Trittes. Unter einer Brücke gurgelte Wasser, die Museen dämmerten auf wie ein duftzerflossenes Märchen, — und noch einmal sprudelndes Gewoge an Pfeilerquadern, dann umdrängte mich das enge Straßengewirre der Altstadt, düstere Gassen, Giebel an Giebel, eine dumpfe Luft, die den Atem benahm.

Als ich um eine Ecke bog, schlug es ganz nah vom Rathhausturm drei Uhr. Ich blieb stehen, als überkomme mich plötzlich etwas ganz Neues.

Durch die Mondnacht ging es wie ein Klingeln,

wie ein unendlich zarter Chor von oben, — anschwellend, verhallend und wieder anschwellend, — es war wie ein Echo der harten Schläge jener Uhr und doch unvergleichlich anders, — süß, lieblich, voll wirklicher Melodie . . .

Es kam auch nicht von dort, wo das Ziffernblatt des Rathhausturmes jetzt groß, rot wie ein zweiter, dunstschwerer Herbstmond über den grünlich funkelnden Giebeln stand, es strich von weiter her über das ganze schlafende Stadtviertel hin. Ich erkannte den Ort und erkannte den Klang gerade, als es schwieg.

Es war das Glodenspiel der Parochialkirche, das der unmerklich hauchende Nachtwind so vernehmbar bis zu dieser Stelle trug. Und es war in Wahrheit eine andere Welt in mir, die dieser kindlich einfache und doch ein ganzes schlummerndes Riesenmeer mondheller Dächer überfliegende Choral dort oben in mir wedte, — die Welt Theresens, von deren Wohnung heimkehrend ich ein ganzes langes Jahr hindurch fast Nacht für Nacht dieses Glodenspiel gehört, — oft, unendlich oft gerade an dieser Stelle, die an meinem Wege lag.

Alles war wie sonst: die leere Straße, die alte, schwarz emporstarrende Marienkirche, die Rathausuhr, der rötliche Laternenschimmer und der silberzarte Mondesduft.

Ich hielt an, ich lauschte.

Ich meinte, es müsse wieder kommen, das Geläut.

Es kam nicht mehr.

Anderer ferne Uhren schlugen jetzt, kalte, leere Stimmen der forteilenden Zeit, ohne Beden der Erinnerung.

Ein dumpfer Schmerz faßte mich, eine Weile schien Villys Zauber ganz und gar ausgelöscht, das Alte zog zu übermächtig.

Ich eilte fast schneller noch als vorhin vorwärts, so daß der Hall meiner Schritte tönend durch die Ode klang. Aber ich wich ab vom früheren Ziel . . . ich schritt die vertrauten Straßen, in denen jener Choral mich so oft erfreut, — Straße um Straße, — enge Gassen, — achlos, den brennenden Blick nach innen gerichtet auf die Träume einer verlorenen Zeit tiefinniger Herzensglückseligkeit. Auf einmal dann war eine Häuserreihe vor mir, an der ich jede im Mondlicht aufschimmernde Brüstung, jedes Fensterkreuz zu kennen glaubte. Der Glanz des Gestirnes fiel hell darauf . . . dort, dort oben, ins Dach selbst eingesenkt, drei Fenster . . . man sah von oben auf den Bauplatz hinter mir, der einst ein grüner Garten mit rauschenden Bäumen gewesen, man sah auf die fernen Schornsteine dort drüben . . . wie ein ferner Nebelschleier legte es sich mir aufs Auge.

Ich blickte im Geiste in die beiden Zimmer selbst hinein . . . dort stand das kleine weiße Bett,

an das gelehnt wir uns den ersten, den einzigen Fuß gegeben . . . dort über dem Lager des Bruders hart, stahlblank, trotzig gekreuzt die Rapiere . . .

Vorbei, zu Ende! Über diesen Rapiere lag ein trüber Schein . . . ich starrte die große, verschlossene Hausthür mit ihrem staubigen Gitterwerk an . . . was suchte ich noch hier? Jene Zimmer dort oben waren leer oder im Besitz fremder, unbekannter Menschen . . . auf der Brust des Freundes lastete schwarze Erde . . . er hatte mich verlassen — und die Schwester ich selbst . . .

Tod und Entfremdung . . . das Haus in der kalten Mondeshelle mit den toten Fenstern, der verschlossenen Thür erschien mir langsam, je länger ich hinstarrte, wie ein großer, öder Sarg, — ein Sarg von Leben, ein Sarg von Liebe, ein Sarg von Träumen . . . nein, ich wollte und ich sollte nichts mehr hier.

Ich fühlte, wie das Bild des Hauses sich mir langsam verschob, — ich war weiter geschritten. Aber es blieb noch eine Weile vor meinem inneren Bild.

Dann mischten sich seine Formen mit anderen Häusern, die mein Auge sah, — endlich verblaßte es und verlor sich ganz.

Ohne eigentlich zu wollen und mir darüber klar zu werden, war ich den Weg, den ich gekommen, ein ganzes Stück weit wieder zurückgegangen.

Erst als das Wasser des Flußarms vor der

zweiten Brücke, die zu den Linden führte, von neuem vor mir auftauchte, besann ich mich und hielt an.

Mein Arm preßte sich auf ein schwarzes, taufeuchtes Eisengitter, — der Geist kehrte langsam wie aus schwerem Schläfe zu seiner Umgebung zurück. Lange Zeit verharrte ich regungslos am gleichen Fleck, gelähmt in jeder Willenskraft.

Es war jetzt die magischste Stunde der Berliner Nacht. Die Laternen wurden, eine nach der andern, ausgelöscht, — und doch noch keine Spur von Tag. Das Mondlicht in voller, unbestrittener Herrschaft. Jenseits des Wassers die riesige Masse des Zeughauses grau, mit schwarz vergitterten Fenstern. Die Marmorstatuen der zunächst gelegenen Brückenseite wie weiße Flammen, grell vortretend der nackte Körper eines gefallenen Kriegers, dahinter eine bunte Plakatsäule, deren Schrift der Mond klar enthüllte.

Wenn ich den Kopf wandte: die Heden am Museum in bleichem Flor, der Rasen wie bereift. Auf den Domkuppeln ein gespenstischer Anflug von staubigem Grün. Weiter drüben das Schloß, fast vollständig schwarz, eine ungeheure finstere Masse, über der die Wölbung der Kuppel mit ihrem matten Smaragdschimmer lose wie eine Rauchwolke zu schweben schien.

In langen Pausen regte sich kein Laut. Von Zeit zu Zeit das helle Summen und Antworten

der zahlreichen schlagenden Uhren des Stadtcentrums. Ein dumpfes Grollen, — ein gelber Postwagen, der über die weichen Holzbohlen der Brücke fuhr.

Das leise gurgelnde Wasser unter der Wölbung neben mir ganz dunkel, am andern Ufer ein zitterndes Spiegelbild, die Seitenfassade des Zeughauses, in der mondhellen Flut. Nach einer Weile geräuschlos, als lasse er sich im Schlafe treiben, aus der Schwärze unter dem Bogen in die grüne Spiegelfläche langsam sich vorschiebend ein grell weißer Schwan. Er verlor sich wieder hinter der starren roten Wand eines großen Rahns.

Das Herz der Weltstadt schien still zu stehen.

Die dumpfe Traurigkeit, die mich ergriffen, wich lange nicht. Ich hatte jetzt nicht mehr das Gefühl, Herr zu sein in meinem einsamen Wachen über dieses ganze schlafende Häusermeer, ich fühlte mich tot unter Toten.

Was waren jene Paläste dort, an denen das kalte Mondlicht hinfloß? Auch sie nur Särge, wie jenes stille Haus, von dem ich kam. Mir war, als stäube mit dem flimmernden Silberglanz ein fühlbares Etwas nieder, ein unendlich feiner Sand, der strömte und strömte. Begrub er wirklich das alles? Waren es nur Ruinen, was ich sah, versinkende Zeugen einer uralten, verschollenen Kultur, die Vision eines Reisenden in der Wüste, der auf gebrochene Säulen und verstümmelte Sphinx-

leiber trifft und im Mondestrug das Verlorene noch einmal lebendig sieht?

Öde die Welt . . . öde der Himmel . . . öde mein Herz . . . im Gedanken die Vision unermesslichen Sterbens . . . war das nun das Ende im ermattenden Geisteskampfe der Zeit?

Einen Augenblick bohrte mein Blick sich starr in den schwarzen Abgrund unter der Brücke . . .

Dort hinab?

Nein, das nicht.

Ans Leben, ans Leben kammerte sich ja trotz alledem mein ganzes Sehnen, — ich vernahm wieder jene Stimme, die damals aus der wunderbaren Sonntagsruhe des Spreewaldmorgens mir zugerufen: Sei ehrlich! Sei ehrlich!

Alle die Tage hindurch war ich so freudig gewesen, hatte mich so eins gefühlt mit der Wahrheit, mit dem Leben für die Wahrheit. Wozu nun jetzt wieder der Schmerz, die Öde, die Verzweiflung?

Ich fühlte, daß es nicht der Klang der Gloden, nicht bloß die Erinnerung an Therese gewesen, was sich schwer wie ein Alp auf mich gelegt. Ich dachte die wechselnden Szenen des Tages durch. Eine brennende Wunde war darin, ein Stachel, der sich mir schmerzhaft in die Seele bohrte. Was hatte ich von Lilly gewünscht, mir erträumt, — wohin war ich geraten? Lilly, die Kämpferin im Wahrheitsstreit, die hohe, reine Messiasgestalt, — meine sinnliche Geliebte . . .

Es war jetzt nichts, gar nichts von Begehren der heißen Sinne selbst in mir. Nur das fühlte ich, daß ich allerdings von Lilly nicht mehr lassen konnte. Aber ein unreiner Gedanke mußte heraus, ein Widerspruch in der Wahrheit, deren Dienst unser Heiligtum war.

Langsam sann ich weiter, die Hand noch immer auf dem kalten Metall. Auf einmal kam es dann über mich, als mischten sich mir die Namen Therese und Lilly.

In meinen Wünschen zu Therese war kein Wahrheitswiderspruch gewesen. Sie hatte meine Frau werden sollen nach allem tiefen und reinen Wahrheitsrecht, — ja meine Frau — in dem Begriff, den auch wir frei Denkenden dem Worte gaben.

Und jetzt, jetzt endlich wurde es Licht in mir. Heller und heller dünkte mich alles um mich her. Der bleiche Totenglanz erlösch, es zog ein Zittern, ein Weben herauf wie matter Rosenschimmer. Leben schien zurückzukehren in die Särge, der Sand zerstob wie emporgeblasen von neu erwachendem Atem. Die Ruinen wurden wieder Paläste. Wie ein Lächeln dämmerte es über den kalten, nachtschwarzen Spiegel des Totenstroms unter mir. Nach Lilly zu deinem Weibe, in echtem Wahrheitsbund, so, wie es Therese einst geworden wäre, das wird sie nicht verneinen mit stummem Kopfschütteln wie den andern Wunsch. Die Lösung

war wieder einmal da, es gab kein Zweites mehr.

Der Schwan, der vorhin so geisterhaft vor mir aufgetaucht, kam in diesem Augenblick zurück. Aber der harte Silberglanz war verschwunden, — wie eine dunstige Flode schwamm er jetzt, nebelhaft zerfließend, über dem grauen Strom. Ein mildes und doch starkes Licht schien von unten her um ihn aufzuströmen. Ich hob den Blick. Es war überall, dieses Licht. Noch nicht von irgend einer bestimmten Himmelsrichtung aus, von allen Seiten, vom Boden selbst wuchs es heran. Die Fassade des Zeughauses ragte in unendlich zarter, schattenloser Helle vom andern Ufer empor. An dem nackten Marmorleibe des toten Kriegers auf der Brücke floß es hin wie ein Schimmer rötlichen Lebens. Hoch im Zenith darüber dämmerte ein erstes, ganz weiches Blau. Der Mond stand noch darin, aber sein Reich war aus, er wedte schon keine Schatten mehr.

Wie vom Traume erwachend, wandte ich mich um. Die Bäume waren grün. Fern über den Gerüstbalken der werdenden Kaiser Wilhelms-Brücke flammte ein langes Band von mildem Rosenrot, das scharf auf dem tiefen Blau der Türme und der Dächer lag. Und die Stadt, die Riesenstadt selbst war erwacht. Schritte, Stimmen hallten frisch und hell über den Platz, Wagen um Wagen kollerte auf einmal die Brücke ent-

lang . . . auch durch meine Glieder rann es wie taufriſche Kraft. Ja, es war der Tag, Tag in mir und Tag draußen in der Welt. Nicht mehr mit geſpenſtiſchem Zuge fremden Willens riß es mich jezt nach Oſten, nach dem ſtillen Gemache am Friedrichshain . . . mein eigener Wuſch war ſtark genug dazu. Aus dem Grau des alten Schloſſes grühten die hundert Fenster wie hundert lichte, roſig angeſtrahlte Morgenaugen, als ich es umkreiſte. Die ſchwere Erzmaſſe des großen Kurfürſten erſchien, als ich die Brücke kreuzte, ſo feucht im Taubunſt, als ſei ſie eben friſch heraufgetaucht aus der kühlen Flut. In der Gegend des Rathauſes läuteten die Glöckchen der Parochialkirche noch einmal ihren Choral . . . mir klang das jezt wie Hochzeitſgeläut. Über die dunkle Stadtbahnbrücke an der Königſtraße donnerte ein erſter Zug. Arbeiter drängten in grauem Gewimmel dem Bahnhofe zu. Der Lärm der erwachten Straße wedte mich vollends auf. Auf den Alexanderplatz leuchtete ſchon der ganze rote Morgen wie eine ungeheure Feuersbrunſt, die dem gelben Bretterſoloß des Neubauſes an der Oſtſeite zu entſteigen ſchien. Der Weg kam mir unglaublich kurz vor. Noch eine lange Straße — dann kräuſelte ſich das lichtgrüne Blätterwerk des Friedrichshains vor mir, der ſchlankſte Kirchturm wuchs mit ſeiner blassen Fliederfarbe ſpiß in das junge Blau . . . ich war am Ziel . . . drüben das ſchwarze Kreuz . . .

die Blüentrauben waren jetzt weß, aber der Ort dünkte mir von jener Morgenstunde her noch vertraut bis in jede Einzelheit. Mein Blick suchte die hohen Fenster. Trotz des goldroten Widerscheins, den die steigende Sonne darin weckte, glaubte ich hinter einer der Scheiben ein Antlitz zu sehen, das nach mir ausschaute . . . die verabredete Stunde war auch gleich da.

Vielleicht eine Minute hatte ich gewartet, da rasselte es hinter der Hausthür, der alte Diener erschien. Er gab mir den Korridorschlüssel. Die gnädige Frau sei schon auf und habe mich gesehen. Er solle den Wagen holen, in spätestens zehn Minuten fahre er vor.

So stieg ich denn zum drittenmal dieses stille Treppenhaus hinan, — allein. Mein Geist war friedlich, fast heiter. Durch die bunten Scheiben der Hoffenster äugte fahles Licht, bis zu dieser Seite war der echte Tagesglanz noch nicht vorgebrungen. Ich öffnete die Korridorthür. Als ich sie leise hinter mir ins Schloß drückte, fiel durch den Spalt der Salonthür der einzige Lichtschimmer in den dunklen Gang . . . meine Stimmung war so mild, daß ich mich mit einem Lächeln an den Vorfall in der Dunkelsitzung mit dem Mister Thomas erinnern konnte.





VI

Sich klopfte.

Das „Herein!“ erscholl, als sei das Klopfen längst erwartet: augenblicklich und mit einem trillernden Tonfall, der sich fast wie Gesang anhörte. Und wie der Klang, der es eingeleitet, das Bild, das ich sah, als der Thürflügel sich zurückschlug.

Aus der Nacht des Korridors sah ich halb geblendet gerade hinein in eine strahlende Goldwelle von Licht. Es strömte durch die Fenster, die jetzt beide offen standen, und es umfloß Lillys Gestalt, die sich dunkler und doch an den Rändern wie in magischem Glanze durchsättigt davon abhob.

„Nun, gut geschlafen, mein Freund?“ sagte sie lächelnd, nach einem Händedruck wie unter guten Kameraden. „Du kommst spät, wir müssen den Kaffee sehr schnell trinken, komm!“

Der Duft des starken Getränkes erfüllte die ganze Philosophenklaufe. Der Bücherschrank stand

offen, ein Heft lag aufgeklappt zwischen den Lässen. Es war eine kleine Schrift, die ich selbst vor Jahren herausgegeben. Sie hatte sie aufgestöbert und darin gelesen. Als ich in der Sofaede Platz genommen und mir eine von ihren Cigaretten angezündet hatte, begann sie lebhaft von dem Inhalt des Schriftchens zu plaudern. Das Licht des heransteigenden Tages floß auch jetzt, da sie mir gegenüber im Sessel saß, fort und fort über sie hin. Ich hörte nur mit halbem Ohr zu, aber mein Blick ließ nicht von ihr, als sähe ich sie zum erstenmal. Seit ich dachte, daß sie mein Weib werden könnte, sah ich sie mit anderen Augen an. Und sie erschien mir stolzer, freier, begehrenswerter als je. Der ganze Morgen schien mir in ihr verkörpert, der Morgen, der endlich diese lange, quälende Nacht verbannt. Die Uhr auf dem Kamin tickte, die Minuten bis zur Ankunft des Wagens waren gezählt. Es war gewiß nicht der Moment, um das Wichtige auszusprechen, das ich auf dem Herzen hatte. Dennoch schien sie zu fühlen, daß ich etwas sagen wolle, ihr Geplauder erlahmte, sie begegnete ein paarmal meinem Blick mit einer fragenden Miene. Da ich schwieg, lehnte sie den Kopf weit zurück, die Linke spielte dicht vor mir an der Quaste des Sessels, der rechte Arm legte sich unter das krause Haar, sie musterte die Figuren an der Decke, träumend, wie in alter Erinnerung. „Das sind nun vier Jahre,“ sagte sie nach

einer Pause, „ich kam von Paris. Das war das erstemal, daß ich in diesem Zimmer war.“

Ihre Blicke irrten, ohne daß der Kopf sich regte, langsam von Wand zu Wand, über den Tisch, die Möbel, als suche sie Dinge, die damals hier gestanden hatten.

„Der Graf war voraus. Lilly hatte sehr gezauert, geschwanzt. Bis zuletzt. Hier, als ich da saß, da, da war's nun gethan.“

„Du hattest lange in Paris gelebt?“

Das „Du“ fiel mir heute fast schwer, als sei es zu leichtsinnig erworben worden.

„O, in Paris! Hinter mir, weißt du, lag viel, sehr viel, — viel Nichts, ach! Und das hab ich nicht geglaubt, daß irgend etwas noch Bestand haben könnte.“

Sie blies langsam den blauen Rauch von der Lippe. „O, mein Freund, mein Freund, wie toll, wie grenzenlos toll das Leben ist!“

Auf der Straße rollte ein Wagen. Ob es unserer war? Ich verwünschte ihn.

„Wenn ich so in das Zimmer sehe,“ fuhr sie langsam fort, während der Lusthauch leise sächelnd über ihr mattes Haupt wallte, „o, dann kommt alles wieder, alles wieder. O, es ist sehr dumm, so rückwärts denken hat keinen Sinn. Und doch kommt's. Lilly ist jetzt anders als damals. Damals, da war ich sehr wild — und sehr stark. Heute — o, ich bin schwach. Nein, damals hättest

du Lilly kennen sollen. Und ist doch gut, daß nicht, ja wohl.“

Es hatte etwas geheimnisvoll Bezauberndes für mich, diesen Worten zu lauschen. Das Rollen des Wagens war verhallt, es war also doch ein fremder gewesen. Nur ein Zwitschern der Vögel tönte von dem Kirchhof herüber. Sonst alles still, als gehe der Atem der Weltstadt noch einmal leiser in bewundernder Erstarrung vor dem Anblick der Sonne selbst, die jetzt in ganzer Glorie heraufkam.

„Ich weiß nicht, was vor meiner Zeit liegt,“ sagte ich, „aber ich sehe, was jetzt ist, Lilly, — und das genügt mir vollauf.“

Ich hatte in tiefem Ernst, mit bewegter Stimme gesprochen. Trotzdem glitt über ihre Züge ein Lächeln, als sie zu mir herüberschaute.

„O ja, was jetzt ist, siehst du, du weiser Ritter, du siehst so klar, so klar . . . aber es thut nichts, du bist doch besser als alle die da drüben. Hör mal, du, sag, — sag mir mal doch aufrichtig, ja, — du kennst ihn ja jetzt, du, was hältst du denn eigentlich von dem Grafen?“

Die Frage kam vollständig unerwartet. Ich suchte eine Antwort, aber indem ich das that, schoß es mir jählings wie zehrende Angst durchs Gehirn: sie liebt ihn doch — oder sie hat ihn geliebt. Da aber drängte sich alles in mir gewaltig zusammen: die heiße, hell aufblodernde Liebe zu ihr,

die ewige Verdammnis, wenn ich sie nicht besitzen sollte, die ungeheure Sehnsucht und die ungeheure Verzweiflung, — alles, alles wurde ein einziges Gefühl, der Egoismus brach wild heraus . . . ich sprang auf, faßte mit beiden Händen ihre Rechte, als müßte ich sie mir festhalten, ehe ein weiteres Wort gefallen war . . . „Lilly, werde mein, werde meine Frau!“

Ich fügte noch mehr hinzu, rasch sprudelnde Sätze, die ich nicht maß und die keiner behalten kann aus solchem Moment. Mir war dabei, als habe Lilly bereits im ersten Augenblick „Ja!“ gesagt. Und doch hatte ihre Lippe sich nicht aufgehoben. Das Lächeln stand noch darauf, aber nur, als sei es dort erstarrt, — die Wange war aschfahl, die Hand, die ich umklammert hielt, war kalt. An Ruß und Umarmung dachte keines von uns beiden.

Aber sie schüttelte auch nicht, wie gestern abend, das Haupt, ihre Augen starrten mich nur groß, mit fremdartigem Blicke an.

Einen Moment lang meinte ich etwas darin zu lesen wie Stolz, wie Befriedigung. „Also doch!“ schienen sie zu sagen. Dann wurde der Glanz matter, ein leises Erschauern ging über das ganze Gesicht, die Lider senkten sich, die linke Hand fuhr sanft streichelnd über meine fest aufgedrückten Finger. „Nein, mein Freund, das nun nicht, du weißt das nicht, weißt nicht, wer Lilly ist. Du

bist gut, ich weiß, aber das nicht, nie, kann nicht sein.“

O, ich wußte, wer sie war. Ich sagte es ihr, meine Worte bekamen etwas fast Theatralisches. Sie war mehr als wir alle, die Königin der Zeit, die Erlöserin der Menschheit. Vielleicht war ich zu gering für sie, aber sie sollte Mitleid haben mit mir.

Immer verzweifelnder, mich selbst erniedrigender wurde meine Rede, ich wollte nichts sein und sie alles, — nur ihre Liebe sollte sie mir nicht entziehen. Ich hatte meine heiße Stirn während des hastigen Sprechens unwillkürlich wider ihre Hand gepreßt. Als ich die Hand küssen wollte, war sie starr, regungslos, todeskalt, — in jäher Angst schaute ich auf. Noch immer, auch jetzt noch, ein Lächeln auf den schmalen Lippen. Aber es war, als zude mitten in diesem Lächeln jeder Muskel des Antlitzes von wühlendem Schmerz. Da überkam mich ein unendliches Mitleid, ich ließ die Hände von ihr und sagte leise: „Lilly, du liebst mich nicht?“

Das Lächeln verschwand wie weggeblasen, der Blick der Augen wanderte von mir weg ins Leere. Und ihre Stimme klang rau, während sie sagte: „Du bist ein Thor, was willst du von mir? Nicht weil ich zu groß bin, kann ich dein Weib nicht werden. Auch nicht, weil ich dich nicht liebe. Sondern ich bin zu klein. Ihr Männer wie du

sucht etwas ganz anderes im Weib, das giebt Lilly keinem mehr, weil sie es nicht mehr hat. Ich habe wild geliebt, lange vor deiner Zeit. Das genügt, nicht wahr, und jetzt laß mich also!"

Ein herber Troß lag auf ihren Zügen, und doch sah sie gerade jetzt aus wie ein Marmorwerk von wunderbarer Pracht.

Mir schien sich auf einen Moment eine eherne Last auf die Schultern zu pressen, die mich zermalmen wollte. Ich sprang auf und trat ans Fenster. Alles wirbelte vor meinem Blick, die grelle Sonnenscheibe schien ein schwarzer Fleck, über die weiße Straße unten sausten funkelnd rote Lichtbälle . . . ein Schwindel faßte mich.

Ich legte die Hand vor die Augen. Nun wurde es Nacht, aber ich konnte wieder denken.

Was war geschehen?

Das Bild der Geisterkönigin war verschwunden. Das Weib, das wie eine Göttin über mir gestanden, lag als Büsserin vor mir auf dem Knie. Als Büsserin, weil auch sie ein irdisches Weib gewesen war. Ein wilder Sturz: vom Himmel zur Erde. Und doch fühlte ich es wie stolze Freude, daß mein Fuß wieder auf der Erde stand. Feste, irdische Bilder wuchsen jäh empor. Ich sah das Antlitz von Genossen, bei denen auch Edmund war . . . wir saßen beisammen, lange, traute Abende hindurch . . . das Gespräch wogte, das ernste, gute Gespräch von Männern ohne Vorurteil.

„Wer hebt den ersten Stein auf wider ein Mädchen, das aus Liebe schuldig geworden?“

„Keiner, wenn es Liebe war.“

Das war so fest, so unerschütterlich wie ein uraltes Gebot, obwohl der hellste Blick der neuen Zeit darin war, die uns alle umfing. Und weiter:

„Wenn Jahre verrauscht sind, wenn das Vergangene tot ist bis in jede Herzensfaser, — ist das Weib dann noch unwert, die ganze Liebe, die ganze Treue eines andern zu genießen, — soll der Mann sie verstoßen, weil sie schon einmal so geliebt hat, wie sie ihn lieben soll?“ Und abermals:

„Nein, — neue Liebe ist stark, eine neue Unschuld zu schaffen, wenn es echte Liebe ist.“

Und wie ich die Worte von damals klingen hörte, war mir, als sehe ich die Augen der alten Tafelrunde hell und glänzend, aber ganz ernst auf mich gerichtet, — die Augen von Lebendigen, die Augen auch der bereits Toten, — und alle schienen zu sagen: „Die Stunde steht über dir, zeige dich als Mann, sei ehrlich, handle deiner Überzeugung gemäß gerade jetzt, wo die Frage lebendig vor dich tritt!“

O, ich wußte, ich wußte längst aus eigenem Antrieb, was thun, — was fragten sie noch.

Ich ließ die Hand sinken. Jede Spur von Schwindel war verflogen. In voller Majestät draußen der Tag, — ein echter, schöner Erdentag.

Ich wandte mich langsam um. Lilly hatte das Kinn auf die Hand gestützt, den Blick starr auf den Blumen des Teppichs. Ich legte ihr die Hand von der Seite auf die Schulter, ohne daß sie den Kopf erhob. „Lilly, es giebt also endgültig nichts mehr, was uns trennen kann. Ich will nicht deine Vergangenheit, sondern dich. Noch einmal: werde meine Frau!“

Die Schulter zuckte auf, ihre Hände preßten sich vor das Antlitz, sie begann heftig zu schluchzen.

Es pochte in diesem Augenblick an die Thür.

„Wir kommen!“ rief ich barsch, „warten Sie.“

Als habe der grelle Ton sie aufgerüttelt, zog sie die Hände zurück, ihre feuchten Augen wandten sich mir zu.

„Nein — nein, es geht nie, ich kann nicht. Frag mich nicht. Ich wußte, daß du kamst, schon gestern, gestern im Walde oben. Aber es ist umsonst, alles, alles umsonst.“

„Lilly,“ begann ich von neuem, in tiefer Bewegung über den marternden Schmerz, der aus dem Ton ihrer Rede sprach, „sei nicht thöricht, — vertrau mir . . .“

Da auf einmal riß sie sich wild los, sprang auf und stellte sich straff vor mich hin, das Gesicht verzerrt von jäh auflosender Wut.

„Zum Teufel, reden Sie nicht mehr, alles in der Welt hat ein Ende, auch meine Kraft; ich kann nicht, sag ich, und noch ein Wort jetzt von Ihnen

und der Himmel bricht zusammen über euch allen da draußen; ich will sie nicht, eure Liebe; haßt mich, verflucht mich, aber dies Knierutschen ertrag ich nicht mehr, und bald ist's auch aus, ich reiße selbst die Fesseln herunter und werfe sie euch vor die Füße, auch Lilly hat noch ihren Stolz, so tief ist sie noch nicht herunter, zum Teufel mit euch, der Graf nennt mich seine Göttin und du willst mich zu deinem Weibe machen, seid ihr denn allesamt wahnsinnig, ihr Menschen, ihr, ihr, die . . .“

Sie brach mitten im Wort ab, wie niedergemäht von der eigenen Rede, und warf sich, das Gesicht aufschluchzend in den Händen, von neuem in den Sessel. Die Brust unter der engen Taille wogte wild, das Resedaparfüm ihrer Kleider strömte heftig aus.

Einen Moment stand ich wie erstarrt. Dann wallte es heiß in mir auf. Ich hatte nichts mehr zu sagen . . . ich wandte mich und tastete nach meinem Hut.

„Nun, dann leb wohl, Lilly. Es war das Letztemal, reise glücklich.“

Ich hatte ihr den Rücken gekehrt und stand im Begriff, die Thür zu öffnen. Meine Hand fand in der Erregung nicht gleich den Griff. In diesem Augenblick hörte ich ein Rauschen, zwei Arme umschlangen meinen Hals.

„O, mein Freund, mein einziger, letzter, bester, laß Lilly nicht allein, geh nicht fort. Damals

wollt ich dich nicht draußen haben, als du wiederkamst, du weißt, heute wohl, heute wohl . . .“

Sie preßte sich fest an meine Schulter, als wolle sie so ihr Haupt verhüllen, und sagte leise: „Alles, alles, Lilly ist dein, nur nie deine Frau.“

Sie zog mich zum Sofa zurück. Ich verstand sie nicht, aber die wilde Zärtlichkeit machte mich willenlos. Eine Weile saßen wir schweigend nebeneinander, sie hielt meine Rechte und küßte sie mehrmals mit heißer Leidenschaft. Dann schlug die Uhr, durch das offene Fenster hallte das Scharren wartender Pferde herauf. Wir blickten zugleich nach dem Zeiger: die Zeit war verpaßt. Der nächste Zug ging erst nach Tisch. Ich klingelte und schickte den Wagen fort. Wieder eine lange Pause, dann begann Lilly von Gleichgültigem zu reden. Ich war todmüde. Sie erfuhr jetzt, daß ich die ganze Nacht über nicht geschlafen hätte. Sie wollte, daß ich jetzt schlief, aber bei aller Mattigkeit des Körpers war die geistige Erregung zu stark, ich hätte es nicht vermocht. Dann erzählte ich ihr von der Seiltänzerin, von dem seltsamen Bann, der mich vor der Siegessäule ergriffen. Sie antwortete nichts.

Unten begann die Weltstadt zu brausen, die Sonne wurde heiß. Das ungestörte Zusammensein in dem einsamen Zimmer hatte nach der Scene, die vorausgegangen, etwas Bedrückendes, wenigstens für mich. Ich schlug eine Fahrt nach dem Tier-

garten vor. „Wie du willst!“ Sie hatte jetzt ganz und gar daselbe unterwürfige Wesen an sich wie damals, als wir das seltsame Abenteuer der Branddivision erlebt.

Wir stiegen hinunter und nahmen an der Kirche eine Droschke. Die Augen brannten mir, ich sah alles wie durch einen Schleier. Unter den Linden ein Meer von Staub und eine Gluthitze. Billy hielt meine Rechte fest, und dieser leise Druck der Hände war fast unser ganzes Gespräch. An der Friedrichstraße wurden Extrablätter verkauft, es wogte von hellen Sommerhüten in dem engen Eingang der Straße, selbst durch die raube Staubatmosphäre drang der Duft von frischen Rosen und Veilchen. Die hohen gelben Etagen der Riesenhäuser glitten an mir vorüber wie eine große Wandeldekoration, der Himmel darüber immer derselbe, hart, grellblau. Dann eine Stunde lang die schneeweißen Fahrwege des Tiergartens mit ihrem Rahmen von schlaffem Grün, schließlich ein halb dunkles Restaurant, dumpf zum Ersticken, voll Fliegen und voll Speisedunst. Und abermals eine endlose Wagenfahrt nach dem Görlitzer Bahnhof, vorbei an den rötlichen Kirchen des Südostens, die in dem warmen Mittagsbrodem wie zarte Sämen über dem stahlblauen Kanalspiegel standen, durch endlose Straßen, endlosen Staub.

Der Perron öde, in den Coupés eine Glut wie in einem Kessel trotz der herabgezogenen Vor-

hänge. Mein Kopf sank schwer wider Lillys Schulter. „Schlaf dich aus, mein Lieb.“ Es kam wirklich über mich wie süße Erlösung. Sehr bald wußte ich nichts mehr von der Fahrt. Es kam mir vor, als läge ich auf einem großen, großen, schillernden Seidenteppich, ringsum ein blaues Zelt, dessen Wände sich leise knisternd bewegten. Irgendwo draußen plätscherte eine Fontäne, einförmig, mit ewig gleichem Gesprudel. Bisweilen lugte auf Momente ein blonder Mädchenkopf durch einen Spalt herein, meine Stirn empfand einen warmen Druck wie von einem Kusse . . .

Als ich bei der Ankunft an der Station erwachte, fühlte ich ein neues Leben. Die Ereignisse des Morgens schienen weit, unermesslich weit zurückgedrängt. Wie schön, daß Lilly bei mir war.

Wir waren auf ihren Wunsch eine Station weiter gefahren als sonst. Man konnte von hier auf einem verwickelten Pfade zwischen den Kanälen durch zu Fuß bis zum Schlosse vordringen und vermied so die endlose Wasserfahrt in der Nachmittagshitze. Trotz der Sonnenglut schien es mir, als sei mit diesem Boden unter unseren Füßen ein süßer Zauber wieder mächtig geworden.

Arm in Arm, mit einer sanften, aber langsam wieder wachsenden Vertraulichkeit schritten wir durch die staubigen Straßen des kleinen Ortes.

Hier war noch keine Spreewaldlandschaft. Fabrikshöte, deren weißer Dampf hart wie ein

Eisblod vor dem Himmelsblau stand, und eine elegante Villa mit flimmernden Scheiben und puppenhaften Türmchen, — die Gegensätze der Großstadt. Die Kornfelder in ihrem jungen Grün wogten fast bis in den Ort hinein. Dicht hinter den letzten Häusern lag schon mitten in der warmen Ährenflut ein winziger Kirchhof, ein paar Duzend Kreuze ohne Schmuck, ohne Zaun, die kraftstrotzende Garbenmauer selbst als einzige Umfriedung, nur hier und da aus diesem großen Kranze zwischen das versengte Gräbergras verirrt ein Büschel grellroten Mohnes.

Wir sprachen von Pšhipolniza. Ob sie daran glaube? „Nein, mein Freund. Die Gespenster, die den Menschen schlecht thun, steden in ihnen selbst.“ Dann, wie sich besinnend: „Übrigens, sonst mag's ja wahr sein. Der Graf hat seine Theorie davon, der muß es wissen.“ Nach einer Weile, während wir den Feldweg durch die glühenden Garben schritten, fuhr sie langsam fort: „Weißt du, so im Korn, da möchte ich ein Haus, ganz für sich, nirgendwo ein Weg und nie Menschen. Ich habe so was in einem Buche gelesen, das macht, daß es mir im Kopf stedt. Dann hätte man die Sonne und die ganze Welt für sich. Ein dummer Traum, was? Am besten haben's doch die vorhin auf dem Kirchhof, die sind im Korn und sind tot.“

„Aber der Tod ist ja kein Ende!“

„Sagt Hamlet. Meinetwegen, ja wohl. Und wir wollen ja noch leben.“

Sie lehnte ihren Kopf auf meine Schulter. Wir küßten uns unter der tiefen, wolkenlosen Bläue des Himmels, wie berauscht von der Siedehitze über dem grünen Korn. Zum erstenmal fand sich die volle, weltvergessende Hingabe im Russe wieder, die uns gestern so tief erregt.

Der grelle Schein der Riesenstadt mit ihrer unbittlichen Wahrheitsforderung war ausgelöscht, — in diesem zitternden Duft des offenen Landes schienen die Widersprüche in Lillj wie in unserem ganzen Bunde verschleiert und verwischt.

Aus den Garben wuchs inselartig ein Dorf. Dann eine weite, hartgrüne Sumpffläche mit gelben Irisblüten, der öde Spiegel von keinem Lüftchen gekräuselt. Und nun endlich die Anfänge der großen Wendenkolonie, deren weit entfernte Ede auf der andern Seite die Mühle am Schloße war. Nur selten einmal ein Dach, fast immer parkartige Gelände, dazwischen Kanal an Kanal, mit steilen Holzbrüden, von denen winzige Wiesenpfade sich fast unmerklich weiterschlangelten bis zur nächsten Wasserbahn. Kein Mensch, so weit der Schall trug, eine große Sonntagsruhe, obwohl kein Feiertag war. Bisweilen das Bellen eines Hundes, — im Buschwerk ein Gezirp der kleinen Vögel, — das Summen eines Müdenschwarms.

Wir sprachen von den Schicksalen dieses Wenden-

volks, dem langsam absterbenden Rest einer fremden Welt, der in dem üppig grünen Naturrahmen lag wie jener kleine Kirchhof im Ahrenwald. Und wie zwischen den Saaten selbst, so fanden wir auch jetzt wieder nichts Besseres, als uns zu küssen, — die Macht des Lebendigen über den Tod, die Wahrheit des Augenblicks wider alles Dunkel des Ganzen in uns. Lange standen wir traumverloren in inniger Umarmung auf dem schwankenden Steige einer der hohen Brücken, — unten der tiefblaue Kanal, der unsere Liebe spiegelte, nach beiden Seiten schnurgrade sich verlierend, — rechts und links am Ufer die weißlichen Silberblättchen der Weiden über dem Goldrot der Stämme und dahinter die Wiese, groß, heiß, schwirrend und blinkend im Glanz des Nachmittages. Eine alte Frau mit hochgeschürzten Röden, das Gesicht im vorstehenden Kopftuch, die Füße in unförmlichen, faltigen Wasserstiefeln störte uns auf, aber sie verschwand geräuschlos wie ein Phantom der schräg glühenden Sonnenstrahlen wieder im Gebüsch. Dann lief der Pfad lange Zeit einer großen Stromader parallel, an Kreuzungspunkten sprangen von den Uferbäumen weiße Holzschilder mit Namen und Zeitangaben vor, — Wegweiser für die Ruderer im Nachen, die hier vorbei mußten. An beiden Uferseiten drängte sich ein Urwald von blühendem Vergißmeinnicht, die Spiegelbilder lagen auf dem tiefen Reflex des Himmels wie verschlossene

Randfleden in strahlend blauem Sammet. Jäh, als ein Erlenhain sich lichtete, ein niedriger roter Badsteinbau, ein Schulhaus, ganz eingesponnen in ein Meer von Goldblat und abblätternen Pfingstrosen. Und nun, jenseits einer düster beschatteten Brücke, ein großes weißes Haus mit rotem Dach, Tische und Bänke unter einem Eichenkoloß: ein Gasthaus, wo wir rasten konnten, das größte in weitem Umkreis. Unter der natürlichen grünen Halle des Riesenbaumes saß eine Touristenbande aus Berlin, junge Leute in Hemdärmeln, die in zwei Rähnen von der Station herüber gekommen waren. Sie tranken Champagner und schäkerten mit der blassen, blauäugigen Kellnerin, einem abgegriffenen Pflänzchen, das auch vom Trottoir der Großstadt hier in die Einöde verschlagen sein mochte.

Hier blieben wir bis in die Abendkühle hinein. Wir saßen noch und plauderten, als über den dunklen Erlen bereits ein erster weißer Stern aufblitzte. Die lärmende Bande an den anderen Tischen plante eine Nachtfahrt mit weitem Umweg durch den Wald. Wir mieteten einen Kahn und fuhren hinterher, es war am besten so, der Weg zu Fuß zwischen dem Labyrinth der Kanäle hindurch war im Finstern zu beschwerlich. Bis zum Waldrande konnten wir ruhig den Vorausrudern den folgen, das Stüd im Wiesenthal bis zur Mühle war dann offene Bahn, die im Mondschein kein Hindernis bot.

So hatten wir denn als Abschluß des Tages eine ähnliche Situation wie gestern, bloß auf Spreewaldmelodie gestimmt. Heiter wie gestern sangen unsere Zechkumpane. Aber es waren frischere Kehlen, die Studentenlieder rauschten seltsam in die schwarze Landschaft hinaus, über das gurgelnde Wasser, das im hängenden Erlenlaub zischte, die schlafenden Wiesen, in die bisweilen, wenn das Gespinnst der Blätter sich öffnete, der blaßrote Mond wie eine fahle Riesenblüte sah. Ein paarmal stodten die Ruderstangen, die Fährleute stritten sich über den Weg, einer kletterte ans Ufer, schlug ein Streichhölzchen an und beleuchtete einen der angenagelten Wegweiser.

Als es eine längere Strecke hindurch absolut finster wurde unter fest ineinander verschränktem Erlendom, langte einer der Führer einen Armvoll Heu von einem feiernden Kahn, der am Wege lag, und zündete den trodenen Stoff in kleinen Proben als Leuchte an. Die brennenden Büschel trieben lange auf dem trägen Strom, ohne zu verlöschen, und erzeugten ein rotes Farbenspiel auf Welle und Blätterwerk, das dem ganzen Bilde einen magischen Zauber lieh, wie wenn Irrlichter tanzten.

Als unsere Wege sich vor dem großen Wiesen-
thal trennten, sangen die da drüben gerade: „Es
ist bestimmt in Gottes Rat . . .“ Noch eine ge-
raume Zeit hindurch hörte man die Worte, ehe
der Klang sich langsam nach dem Walde zu verlor.

Auch die blutigen Streifen des glimmenden Heues glänzten noch lange herüber, sie verloschen jäh, als der letzte Rahn zwischen die Bäume eingelenkt hatte.

Hier draußen in der Dichtung war es merklich kühler.

Auf den Wiesen lochte der Nebel und verschob die Ufer, der ferne Wald schaute wie ein kohlschwarzes Auge darüber weg. Im Westen tauchte noch ein allerletzter Rest von Abendrot auf, er lochte fahl in die weißen Dämpfe hinein. Die Flut grau, — nur unser Boot gespenstisch weiß darauf.

Lilly ließ die Ruderstange schleifen, der Rahn drehte sich langsam halb im Kreise und stieß dann mit leisem Prall wider das nasse Ufergras. Einen Moment lang lag er ganz still, ehe Lilly das Ruder von neuem einsetzte. Eine letzte Stimme von den fernen Sängern, verhallend wie ein Klang, der aus den Tiefen des Wassers kam. Dann das Schnattern eines Vogels in den verhüllten Wiesen.

Der Nebel wallte fast zusehends höher. Ganz vorne düster zackige Schilfarme, ins Riesige vergrößert. Weiterhin die Wiesenufer, begraben im Weiß, an dessen oberer Grenze hier und da ein einzelner Baumwipfel kohlschwarz wie eine losgerissene Wolke schwamm. Hoch darüber ein einsamer, grell weißer Planet. Bisweilen war es, wie wir so langsam weiter ruderten, als schneide der Rahn in eine am Wasserspiegel festgebannte

Dampfsäule ein, das Auge gewährte dann auf Momente gar nichts. Die Ruderstange sank hier eingestoßen tief in Moorgrund, Perlen von Sumpfgas quirlten beim Losreißen mit herauf, die an einem weggeworfenen brennenden Zündhölzchen mit blauem Geisterflämmchen verpufften. Eine wilde Ente fuhr aufgeschreckt dicht vor uns nieder, aus dem weißen Nichts aufs Wasser aufspatschend, wieder ein Stück weiter fliegend, dann von neuem aufspatschend, um endlich wie eine schwarze Bombe hoch über den Nebel weg in den Wiesengrund hineinzusaufen. Je weniger man von dem Walde sah, desto deutlicher fühlte man an seinem Atem die Nähe des geheimnisvollen Sumpfbüchels, das ich bisher noch immer nicht besucht. Ich glaubte in der unbestimmten Beleuchtung doch zu sehen, wie Lillys Augen hinüberwanderten nach dem verschleierte Rätsel. In ihrem Blick glühte eine Flamme, als sie mich dann anschaute, — wie damals in der Gewitterwohle des Sees. Aber sie sagte heute nicht: „Es ist genug, laß uns nun umkehren und wieder verständig sein.“ Sie fragte nach der Zeit. Ich ließ ein Streichhölzchen flammen und beleuchtete meine Uhr. „O, ist das noch früh! Sollen wir hin, in den Wald? Ich rudere gern noch ein Stück.“

„Gut, die Stunde ist gewiß schön für den Wald.“

„Wilhelm, höre, ja?“

„Ich höre.“

„Du wirst bei Lilly stehen — später — wenn es ihr einmal sehr, sehr schlecht geht, — ja, das wirst du? Trotz, trotz dem von heute früh?“

„Ich bin dein, Lilly, das weißt du. Der ganzen Welt zum Trotz.“

Es war jetzt gerade so dunkel, daß ich kaum sah, was sie that, aber ich fühlte, daß der Nachen sich schneller bewegte, das leise Plätschern erscholl verstärkt am Kiel. Sie hatte in einen Seitenkanal eingelenkt. Nach einer Weile wurde die Wasserfläche fast um das Dreifache breiter. Der Nebel wich. Nach der weißgrauen kam eine absolut schwarze Finsternis. Über uns wölbte sich dunkles Blätterwerk wie die Spitzbogen eines uralten gotischen Domes.

Ein schwerer Duft wallte von den Ufern . . . da war er denn also endlich, der eigentliche mystische Spreewald.

Man sah ihn kaum — schwärzer und schwärzer wurde es ringsum — nur das Holz des Nachens blieb gleichmäßig hell. Aber man empfand seinen Schauer, man hörte seine Stimmen, die anders klangen als die der Wiese. Es raschelte und rauschte wie von großen, unsichtbaren Vögeln in der Dunkelheit, es duftete von Blumen, die das Auge nicht fand, die vielleicht erst die warme Nacht selbst erschlossen. Hier und da das grüne Lichtauge eines Glühkäfers, oder ein unbestimmtes Schimmern wie

von faulendem Holz. Plötzlich ein Anprall. Vor uns lagerte eine große feuchte Masse. Aber der Rahn bohrte sich weich hinein, — ein betäubender Duft stieg auf.

„Ein verlassener Graskahn,“ sagte Lilly, „er hat sich hier festgefahren.“

Ich tastete in die Nacht. Wir waren dem Ufer ganz nahe. Meine Hand rührte an taunasse Dolden, deren Duft sich mit dem des frischen Grases mischte.

„Kommen wir hier nicht weiter?“

„Gewiß, wir müssen uns nur ein Stück zurückarbeiten. Wir sind von der Mitte abgekommen. Hier mündet ein Seitenarm, den der fremde Rachen sperrt.“

Ich erwartete das Plätschern von neuem zu vernehmen, das leise Gleiten, das mich einschläferte wie ein berückender Zauber.

Aber sie hatte die Stange sinken lassen und einen überhängenden Zweig ergriffen. Jetzt knirschte unter dem Kiel der Sand.

„Was willst du, Lilly?“

Der Name klang geheimnisvoll in all den Duft.

Ich fühlte wieder die großen, schweren Dolden, sie griffen mir jetzt ins Gesicht. Am Tage hätte ich als Botaniker gewußt, was es war. Jetzt empfand ich nur den berausenden Anhauch.

Auf einmal ein heftiger Ruck, — der Rachen schaukelte jäh erleichtert auf.

„Du gehst ans Land?“

„Ich bin am Lande.“

Ich tastete wieder. Dicht neben dem Holzrande des Bootes hohes Gras. Ich ergriff einen Zweig und schwang mich hinüber. Der Zweig brach, aber ein darum gesponnenes Schlinggewächs spannte sich zäh, ohne zu reißen, — ich schwankte, Boden fassend, mitten in die Dolden hinein. Ein Krachen, ein Kniden ringsum . . . noch wilderer Duft, als lodere aus den gebrochenen Stengeln erst die ganze, heiße Glut. Durch die Finsternis brach es sich schwer Bahn, wie ein aufgeschrecktes Wild, vielleicht irgend ein riesiger Sumpfvogel . . .

Jetzt legten sich zwei Arme um meinen Hals. Und nun war die Nacht auf einmal verflogen . . . ich wußte nicht mehr, was rauschte, was brach, was weich sich schmiegte um mich her . . . ein unendliches Feuer kam über mich . . . ich küßte die Brust, die einst an meiner geruht in jener tollen Stunde im Gartenhaus, die ich dann hatte herausleuchten sehen aus den Schaumbergen des Gewittersees . . . in dieser vollkommenen Nacht, in diesem hüllenden Gewirre des Urwaldes, der sein lebendiges Gewand über uns warf, war unsere glühend und schrankenlos sich auslobernde Liebe wie ein heißer Pulsschlag der dumpf ausatmenden Natur selbst . . . mit jeder Wendung des Körpers brach eine Welt von Blütenköpfchen, als feiere ein barbarischer König hier sein Totenfest . . . und die

großen Dolden fielen ins Wasser, ins Boot hinab, glitten mit der leise fortströmenden Flut dahin, lautlos, klagelos, als streue die Natur, in deren Schoß wir uns begeben, mit sorgloser Hand ihre Rosen über unser Hochzeitsbett . . .

Langsam kroch dann ein Neß von Silbermaschen zu uns heran, der Mond glimmte im Blätterdach und warf einen schmalen Heiligenschein über den Rücken des Heukahns. Hier und dort bligte ein Ast auf, ein feuchtes Blatt, eine kleine Welle im Kanal. Dann, als drehe eine ferne Hand eine Blendlaterne wieder um, von neuem die große Finsternis, kein Tröpfchen mehr von dem Silberregen, nur das leise Anknirschen der beiden Röhre verriet die Welle noch, die neben unserem Blütenversteck weiter und weiter rann. Der große, tappende Vogel, der vorhin erschreckt geflohen, schien wieder näher zu kommen, als fürchte er uns jetzt nicht mehr. Vielleicht war sein Brautlager auch unter diesen Dolden . . .

Bisweilen streiften uns weiche Flügel, irgend ein großer Falter oder eine Nachtschwalbe, die zum Wasser Spiegel niederstrich.

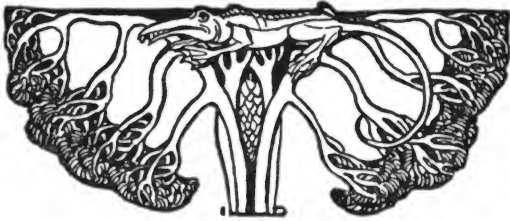
Der Duft preßte schwer auf unsere Stirnen. Blumentot in der Brautnacht . . . es wirbelte mir durch den Kopf mitten im Rausch, aber wie etwas unendlich Seliges. Sterben in der Liebe, im Genuß, im Duft . . . sterben, wenn man Leben zeugte . . . Lippe auf Lippe, Herz an Herz.

Die Nacht war weit vorgeschritten, als wir unsere Heimfahrt antraten. Alles ein einziges Nebelmeer, selbst der Mond über uns im Dunst. Lilly bewegte das Ruder nur matt, zwei, dreimal fuhren wir uns am Ufer fest, die kurze Strecke dehnte sich endlos lang. Wir sprachen fast nichts. Es war geschehen. Was nun kam, war verschleiert, wie diese Nebelnacht. Ich hatte gesiegt und fühlte doch ein Bangen. Lilly war mein, — und war doch nicht meine Frau. Der Wahrheitskampf wurde zum Rausch. Und dennoch war in diesem Rausche eine Süßigkeit, die meinen Körper jetzt noch nachzittern ließ bis in jede Faser hinein.





Sechstes Buch



I

Seit dem heißen Waldabenteuer waren vier Wochen verflossen. Eine Hitze zum Ersticken brütete über der Welt, selbst der Spreewald mit seinen tausend Wasseradern lag wie begraben im Staub. Ungeheure Schwärme von Stechfliegen machten tagsüber das Rudern im Rahn zur Unmöglichkeit, das Laub dörnte, das grüne Saftgrün wurde fahl, als gehe es schon auf den Herbst zu.

Meine spiritistischen Studien rüdten in diesen Wochen nur sehr langsam vorwärts. Nicht weil etwa nach einem ersten Anlauf die Begeisterung bei mir nun bereits abgenommen hätte. Im Gegenteil: die Lust war im vollsten Maße da, mich auch jetzt noch ganze Tage bei meinen Büchern einzuschließen. Das Hindernis lag auf einem ganz andern Gebiete.

Es steckte in meinem Verhältnis zu Lilly. Fast täglich, wenn in den Abendstunden die Glut etwas nachgelassen hatte, holte sie mich auf meinem Zim-

mer ab und wir trieben uns dann bis in die Nacht hinein auf den einsamen Wegen herum, um meist spät in einem irgendwo gemieteten Kahn zum Schloß zurückzukehren.

Bald war kein Winkel in der ganzen Landschaft, den wir nicht durchstöbert hätten. Wir kletterten auf den Grasberg, wo das trigonometrische Zeichen stand, und genossen dort einen entzündenden Sonnenuntergang. Auf einsamen Bauernhöfen ließen wir uns ein frugales Abendmahl bereiten, ein Gericht Hechte, wie sie die Flußarme in unerschöpflicher Fülle lieferten, in einer Sahnensauce, die Küchegeheimnis des Spreewalbs war. Mehrfach verirrten wir uns zwischen den Kanälen und fanden nur mit größter Mühe und einem Riesenaufwand von Streichhölzchen zur Erhellung der Wegweiser unser Ziel. Einen Sonntagmorgen verbrachten wir vor der Kirche des Wendendorfes und belustigten uns an dem prächtigen Farbenbilde der versammelten Wendinnen im Nationalkostüm. Die heißen Nachmittagsstunden dieses Tages verschließen wir in einem Buschwinkel am Abhang des garbengekrönten Sandhügels, wo der Sage nach der letzte Wendenkönig in unterirdischem Gemache verzaubert sitzen sollte und die Wissenschaft prähistorische Funde gemacht hatte. Wir fragten wenig nach diesem Zauber und dieser Wissenschaft: der vollkommen einsame Ort mit seinem Wall von Brombeerranken erschien uns bloß als unüber-

treffliches Versteck für die Wünsche von Liebenden. Den eigentlichen Sumpfwald mieden wir, der blutdürstigen Insekten wegen; am liebsten waren uns die kleinen grünen Erlenhaine, zu denen überhaupt kein Pfad führte und bei denen, von außen gesehen, die Buschäste unmittelbar auf dem kniehohen Sumpfgraße der Blumenwiese lasteten.

Diese zügellose Liebe inmitten einer Natur, die in ihrer Hitze, ihrem üppigen Pflanzenleben und ihrer ewigen Feiertagsruhe selbst schon etwas Berausches hatte, ließ mir die Wochen hinfliegen wie einen Traum. Ernste Gespräche vermied Lilly sorgfältig, von den spiritistischen Dingen lenkte sie stets so schnell wie irgend möglich ab. Zuweilen war mir mitten im vollen Genuß, in der absoluten Hingabe, als wären wir uns eigentlich noch nicht einen Schritt näher gekommen. Von ihrer Vergangenheit sprach Lilly nie, und doch fühlte ich als Beobachter aus gelegentlichen Zügen heraus, daß sie reicher und wechselvoller gewesen sein müsse, als ich selbst und auch wohl der Graf wußten. Aber ich scheute mich, an gewissen Schleiern grob zu zerren. Der Rausch war zu süß, und andererseits bangte mir vor mystischen Anfällen: das alte Ereignis bei der Heimkehr vom See stand mir beständig lebhaft in der Erinnerung.

Ein einzigesmal, nach einer besonders wilden Orgie im Grünen, während ich bei der Heimfahrt

im Rahn die Ruderstange führte — ich hatte es inzwischen gelernt — zu Häupten die Sterne in der wunderbaren Entfaltung des flachen Landes und unter mir das gurgelnde Wasser, kam mir der Gedanke, daß es doch gut sei, daß Lilly mein Weib nicht hatte werden wollen. Sie taugte zur Geliebten, nicht zur Frau. Die Leidenschaft kam auf Momente über sie wie ein Sturm. Dann war sie von hinreißendem Zauber. Aber es verslog ebenso rasch, die feuchten Augen wurden eisig kalt, eine Mauer stand jäh zwischen uns. Wir sprachen und handelten dann als Kameraden, ihr Urtheil war scharf, wie das eines Mannes, und ich mußte mich mühsam darauf besinnen, daß diese Brust noch vor fünf Minuten an meiner geruht in weltvergessender, alle Sinne im innersten aufwühlender Liebestrunkenheit. Im ganzen hatte ich wenig Zeit zu solchen Gedanken, ich lebte mehr, als daß ich dachte.

Der einzige Ort, wo wir uns niemals bisheran irgend eine Vertraulichkeit erlaubt hatten, war das Schloß selbst. Lillys Zimmer hatte ich noch kein einzigesmal auch nur gesehen, in meinen kleinen Salon kam sie nur auf Augenblicke. Notwendige Verabredungen gelangten stets durch Ernestine herauf und herunter, die kleine Französin war in diesen Dingen bis ins Kleinste geschult, sie hatte ein Geschick darin, geradezu allgegenwärtig zu sein und sich ebenso gewandt auch wieder unsichtbar zu

machen, wenn es geraten schien. Trotzdem — und wohl wesentlich durch meine Schuld, weil ich persönlich nicht das geringste Gewicht auf die Heimlichkeit in meinen erotischen Beziehungen zu Lilly legte, glaube ich kaum, daß bis zur Dienerschaft herunter jemand im Schlosse war, der nicht allmählich eingesehen hätte, wie die Sache stand. Die Genossen wahrten nur ein anständiges Stillschweigen gegenüber dem Thatsächlichen. Der Graf erschien mir bisweilen kühler in seinem Verhalten zu mir; aber ich wußte nicht, ob gerade das Liebesverhältnis ihn dabei bestimmte. Er war überhaupt schlechter Laune, schloß sich tagelang in sein Zimmer ein und sprach bei der Tafel fast kein Wort. Seine Alltagsstimmung, die er in dem Feuer der Befehrstage abgelegt, war zweifellos eine grauere, mehr einsiedlerische, als ich gedacht, die Freunde bestätigten mir das. Im übrigen gaben diese Freunde mehr oder minder das Grau grau wieder, die Laune ihres Gastgebers war entscheidend auch für sie. Der Hauptmann blieb mir nach einem kurzen Anlauf zur Freundschaft endgültig fremd. Ich achtete ihn als guten Kerl und rauchte gelegentlich eine von seinen Cigarren zur Gesellschaft mit, aber debattieren konnte man nicht mit ihm. Ganze Mittage über sprach er von Politik, die mir fern stand, und er vertrat dabei einen Standpunkt, der mir noch ferner war. Einen Abend, den ich bei weitem lieber irgendwo im

Busch mit Lilly verlobt hätte, versalzte er uns durch Vorlesen einer von ihm verfaßten Broschüre, die der Sache des Spiritismus mit solchem Ungeschick das Wort redete, daß selbst der Graf nachher zu Walter und mir sagte: „Himmlicher Vater, mit was für Geschöpfen wir manchmal pflügen müssen, — es ist nicht zu glauben! Wenn das schon am grünen Holz geschieht . . .“

Frey wiederum wollte aufgesucht sein, und wenn man hinkam, war er in drei Fällen zweimal so einsilbig, daß man nichts thun konnte, als bei ihm auf dem Sofa eine Cigarette rauchen oder ein Nachmittagschläfchen halten. Seine Stimmung wurde verschlechtert durch ein Unterleibsleiden, das er jahrelang verschleppt hatte oder auch wohl in seiner Armut nicht hatte pflegen können und das ihm jetzt die Mußestunden verdarb. Er schmolte mit Lilly, die des ewigen Modellsitzens überdrüssig war, und schimpfte, wenn er überhaupt einmal den Mund aufthat, auf die Kunst, die Weiber und die Welt im ganzen. Schließlich wurde für uns seine Klause bloß noch ein bequemer Rendezvousplatz, wo wir uns den denkbar geringsten Zwang auferlegen konnten, wir führten mit Liebhaberei gerade seinen Kahn aus und ketteten ihn dann spät in der Nacht wieder neben dem Hause an, ohne daß er je davon Notiz zu nehmen schien.

So blieb als letzter, mit dem ich engeren Verkehr unterhielt, Herr Walter der Poet. Er hatte

sich vom ersten Tage an mit so viel Wärme, als ihm verliehen war, an mich angeschlossen, er kam gern auf mein Zimmer, wo ich jetzt meist in den Morgenstunden arbeitete, und plauderte, nicht gerade hervorragend geistreich, aber doch in angenehmer Form. Trotz des Berliner Skeptikers, der in ihm steckte und sein Bestes verdarb, hatte er Begeisterung für landschaftliche Schönheit. Wir gingen bisweilen zusammen spazieren, einmal begleitete er Lilly und mich bis zu dem Gasthose, wo wir an jenem wilden Abend gerastet, wir tranken ein paar Flaschen sauren Weines miteinander, harmlos und ungeniert alle drei wie junge Bohémiens, von denen einer seine Liebste mit hat. Nachher ruderte er uns im Schweiß seines runden Angesichts nach Hause, wir waren beide von dem Tranke munter geworden und küßten uns im Nachen nach Herzenslust. Er starrte dabei ernsthaft mit seinen großen Augengläsern in den Mond und gewährte uns im übrigen reichlich Zeit zu unserer Liebe, denn er fuhr wenigstens sechsmal in den Schlamm und verlor schließlich bei einem Anprall des Kiels seinen Aneifer, so daß wir nun doch ihn ablösen und als blinden Passagier im wörtlichsten Sinne nach Hause bringen mußten.

Wenn so unser Lieben fast ungestört blieb, so gab es doch ein Etwas, das, zumal gegen Ende der vier Wochen, anfang, auf alle zu drücken und

nicht am wenigsten auf mich. Lillys mystische Kraft schien in ein Stadium des vollkommenen Stillstandes getreten zu sein: in dem ganzen Monat gelang nicht eine einzige Sitzung.

Nun sollten ja in früheren Jahren, vor meiner Zeit, ähnliche Pausen sich geltend gemacht haben. Aber kleine Vorfälle hatten dann doch immer das Interesse wach gehalten, an die schlummernde Kraft gemahnt. Ein so absolutes Versagen, verbunden mit einer so merkbaren Umwandlung in Lillys Wesen, war bis jetzt nicht festgestellt. Der Graf schien ganz besonders unter dem Eindruck zu leiden. Das Mißlichste verknüpfte sich für ihn.

Nachdem ihm das Bekehrungswerk bei mir so überraschend gut gelungen, war er gerade in letzter Zeit zweimal von seinem Vorsatze des Geheimhaltens unserer Experimente abgegangen und hatte aus Berlin fremde Herren mitgebracht, die einer Sitzung im Gartenhause beiwohnen sollten. Beidemale hatte Lilly sich lächelnd in der Kammer anbinden und ansiegeln lassen, es war aber weiter durchaus nichts erfolgt. Wir hatten eine volle Stunde auf ihr Erscheinen gewartet, — als wir dann die Thür öffneten, lachte sie uns aus großen Augen an, es war nichts verändert. „Sie sehen doch, ich bin heute nicht stark. Ein andermal.“ Bei dem ersten Mißerfolg dieser Art galt wenigstens der Trost, daß unser Gast, ein älterer Standesgenosse des Grafen, schon längst überzeugungs-

treuer Spiritist und überhaupt ein unendlich harmloser Greis war, der alles zum Besten auslegte und schließlich reichlich so viel Wohlgefallen an unseren Getränken als an unserm Spiritismus fand. Der zweite Fall dagegen gestaltete sich im höchsten Maße peinlich für alle Parteien. Die Geladenen waren zwei junge Berliner Ärzte, tüchtige Männer, die aber doch den Dünkel der eben angelernten wissenschaftlichen Erkenntnistheorie reichlich zur Schau trugen und den Mißerfolg mit den schärfsten gesellschaftlich möglichen Spottworten kommentierten. Nach dieser letzteren Sitzung ließ der Graf sich geradezu hinreißen, Lilly Vorwürfe zu machen. Es war ein unangenehmer Moment, wir traten sämtlich sofort lebhaft für sie ein, und er bat denn auch in aller Form um Entschuldigung. Aber es war ein Beweis dafür, wie fürchtbar ihn die Sache mitnahm. Bei Lilly schürte der Vorfall nur den bitteren Haß, den sie ohnehin, wenn wir allein waren, ganz offen gegen den Grafen zur Schau trug und den ich ihr vergebens auszureden suchte. „O, du kennst ihn nicht,“ brach sie bei einem Gespräch dieser Art los, „du weißt nicht, wie gern er den echten Grafen herauskehren möchte, wenn er sich nicht vor euch schlichten Leuten schämte. Mit Peitschen, weißt du, mit Peitschen möchte er Lilly zwingen, daß sie Experimente macht, ja, glaub es mir.“

Dafür hatte ich nun nur ein Lächeln. Aber

auch mich quälte seit dieser zweiten Sitzung ein Gedanke, so oft ich allein war.

Lag die Schuld an Lillys Kraftmangel nicht am Ende in dem erotischen Verhältnis? Wenn nun die Geschlechterregung die mediumistische Fähigkeit dauernd aufhob?

Ich durchwühlte einen langen Morgen hindurch die spiritistische Litteratur nach einem analogen Fall, einem Ausspruch über Sachen dieser Art. Ich traf zwar auf massenhafte Angaben über verheiratete Medien, aber ich fand doch auch ein paar gute Aufsätze, die von der Heranbildung zum Medium sprachen und äußerste Enthaltbarkeit als Erfordernis nannten. Die indischen Fakirs, die besten Medien der Welt, lebten in strengster Aseze, im vollkommenen Eölibat. So war ich möglicherweise selbst der Schuldige! Ich verbrachte eine schlaflose Nacht. Als ich Lilly eine Andeutung machte, lachte sie wie toll. „Laß doch die Geister, die kommen schon wieder.“ Und der Rausch über-täubte meine Bedenken für den Augenblick, — dauernd verbannen konnte er sie nicht.



Alle diese Dinge, das gesamte Ergebnis gleichsam der vier Wochen, zogen mir mit besonderer Lebhaftigkeit an einem schönen Morgen nach einer Gewitternacht durch den Sinn.

Wir hatten — Walter und ich — in dem ver-

wünschenen See gebadet und waren dann in den Riefenwald hinauf gelleitert, um ein schattiges Plätzchen zu einer Siesta zu finden. Die weite blaue Wasserfläche glich heute in nichts der kochenden Schaumflut von damals. Die Sonne lag mit voller Glut darauf, die grünen Halme der Schilfinfeln ragten wie starre Metallspitzen aus dem glitzernden Spiegel. Wir hatten uns an einer offenen Halde gelagert, die schräg gegen den zurückweichenden Forst anstieg, ein paar fleischrote Holzstöbe gaben Schutz gegen den Brand. Rechts und links der Uferaum des Nadelholzstandes eine ausgedehnte Wüstenei, über den mehligigen Sandboden die trockenen Arme der Brombeeren wegangelnd wie Spinnenglieder, hier und da die bläulich aufglühende Innenfläche einer geöffneten Doppelmuschel, auf einer kleinen Lache, die ein sammetweicher Schlammrücken von der leise ziehenden Strömungswelle des Sees trennte, winzige Insekten, deren pfeilschnelles Aufundabhuschen man mehr durch den Strudel sah, den sie erzeugten, als durch ihre kleinen Körper selbst. Aus dem Walde hauchte eine staubige Luft, der Nadelteppich schien zertretene Asche. An der Halde dicht vor uns wuchs Labkraut in dicken, blagelben Büscheln, dazwischen wölbten sich kreisrunde Polster von kurzem, violett blühendem Thymian. Wie eine farbige Wolke schillerte es über diese Blumen hin, ein Schwarm Schmetterlinge, die der heiße Duft

angelodt, — große Kaisermäntel mit ihrem brennenden Gelbrot der Feuerlilie, Sandaugen in ihren schmutzig grauen Schuhtönen und ein Heer von Bläulingen, die durcheinander wirbelten wie ein vom Winde losgerissener Strauß Vergißmeinnicht.

Wir lagen in Hembärmeln auf dem warmen Sande, ohne Kragen und Schlips, das Haar noch naß an die Stirn gefleht. Lange Zeit sprach keiner ein Wort. Ein unausgesetztes Zirpen und Summen erscholl von allen Seiten, — wenn ein Fuß oder Arm die Lage änderte, schwirrten große lehmfarbige Heuschrecken, die unbemerkt nahe gekommen, mit geräuschvoll gespreizten himmelblauen Unterflügeln den Abhang hinab. Das feuchte Holz und die Kräuter dufteten einschläfernd stark.

Nach einer Weile wühlte der dicke Poet neben mir eine Cigarre aus seinem als Unterlage ausgebreiteten Rod und erbat sich mein Messer. Während er dann das Käppchen der Savanna sorgsam abschnitt und als gewissenhafter Wohlthätigkeitsvereinler in ein leeres Streichhölzerdöschen zu andern seinesgleichen warf, sagte er: „Du, Bester, was mir einfällt, — was ist denn eigentlich aus der kleinen Dame geworden, die damals zu der zweiten Gesichts-Geschichte bei dir gehörte?“

Ich wußte allen Ernstes nichts über Theresens Schicksale. Ich hatte ihr nicht geschrieben und sie mir auch nicht. Es traf mich wie ein Stich, als

Walter fragte. Ich hätte ihr unbedingt längst schreiben sollen, nicht bloß um ihrer selbst willen, sondern vor allem auch im Interesse der Wissenschaft. Der Graf drängte mich fast täglich, ich solle endlich einen ganz genauen Bericht über die so unendlich wertvolle Vision der Schredensnacht niederschreiben und in einer Fachzeitschrift veröffentlichen. Das versiegelte Dokument über den Hergang lag auch längst in meinem Schreibtisch im Schlosse bereit: eine ganz alberne Scheu, eine Art Schauer, hatte mich bis jetzt nur daran verhindert, es von neuem vorzunehmen. Wenn aber etwas Erspießliches zu stande kommen sollte, so war vor allem ein exakter Bericht von Theresens Hand erforderlich. Ich hatte mich ein paarmal damit getröstet, es werde wohl demnächst ein Protokoll der Gerichtsverhandlung bei mir einlaufen, der Better werde es schicken oder die Zeitungen würden davon berichten. Aber das konnte in Wahrheit noch lange dauern und war herzlich überflüssig, so lange Therese existierte. Ich gelobte mir bei Walters Frage innerlich sofort, nun energisch an die Sache heranzutreten. Noch heute schrieb ich hin.

Wir plauderten eine Weile von der Vision selbst.

Walter fragte nach Einzelheiten, sehr nüchtern, wie er in solchen Momenten war.

Ich mußte einmal über das anderemal darüber erstaunen, wie blaß, wie verworren meine Er-

innerungen schon waren. Ich hatte die Geschichte in der Zwischenzeit wenigstens ein Duzendmal erzählt, — Lilly, den Genossen, Ernestine, den fremden Besuchern, dem Gastwirt in dem wendischen Wirtshause an dem bewußten Weinabend, einem Bauern, mit dem ich mit Lilly Hecht in der Spreewaldsauce gegessen, einem alten Herrn, der in einer Schenke am Walde wohnte und archäologische Studien trieb . . . und es war, als habe gerade dieses oftmalige Wiederholen der Hauptsache das Gedächtnis für die Einzelpunkte vollkommen lahm gelegt.

„Daß es eine Hallucination im Wachen war, scheint mir nicht bewiesen,“ sagte Walter, „der Wert bleibt ja, auch wenn's ein Traum war.“

Ich bestritt das. Ich hatte das Zimmer zu deutlich gesehen, die Lexikonbände. Nein, ich war hell wach gewesen

„Na, ob so was nicht auch im Traum vorkommt? Ich weiß nicht.“

Er ging die anderen Punkte durch. Das Beweisendste sei die Übereinstimmung in der Zeit.

„Dieses Elf hier und Elf dort hat etwas wirklich Fascinierendes, das muß ich sagen. Dagegen läßt sich nicht ankommen.“

Wie er das so betonte, fiel mir mein alter Professor ein. Ich sprach sonst nicht gern von dieser peinlichen Scene, aber im Moment überwog die Genugthuung das Beschämende. Walter,

der auf diesen Gebieten völlig fremd war, kannte ihn übrigens kaum dem Namen nach.

„Der Mann wollte mir grade dort die Kreise verrücken. Er kam mir mit dem Unterschied der Ortszeiten von Magdeburg und Berlin. Du weißt: so lange wir noch keine Einheitszeit für Mitteleuropa haben, fällt Elf in Magdeburg nicht genau mit Elf in Berlin zusammen. Ein ganz dummes Argument, denn die Vision hatte ja wirklich auch bei mir etwas vor Elf stattgefunden. Es schlug erst Elf, als sie vorbei war. Der Zwischenraum ist nicht festzustellen, mag sein, daß er sogar mathematisch genau die Magdeburger Zeitdifferenz ausfüllt. Also eine Bestätigung statt eines Einwurfs, so verblüffend die Geschichte klang.“

Eine kurze Pause entstand.

Dann sagte Walter mit einem unsicheren Schielen durch die Brille: „Warte mal, wie ist das gleich mit dem Unterschied der Ortszeiten? Also ich stelle meine Uhr nach Berliner Zeit richtig, fahre nach Magdeburg, — so geht sie dort vor, wegen der westlicheren Lage von Magdeburg, nicht wahr?“

„Ja wohl, Berlin hat eben eher Elf als Magdeburg.“

„Ne, also das stimmt dann aber nicht, — du hättest die Vision nach Elf haben müssen, nicht vor Elf, wenn sie mit Magdeburg stimmen sollte.“

„Ich bin ein Esel!“ sagte ich mit guter Laune.

Die Sache war wirklich zu offenbar. Aber sie gab mir doch zugleich einen Stich. Ich hatte also in jener Scene bei dem Professor doch auch selber eine kleine Dummheit gesagt. Wahrscheinlich hatte er den Schnitzer allerdings selbst ebenso so wenig gemerkt, denn geantwortet hatte er nur auf die Form, wie ich seinen Einwurf überhaupt aufnahm. Solche Vertauschungen stecken ja geradezu an. Mir jedenfalls hatte sich unter der Wucht der übrigen Scene die einzelne Sache unkorrigiert durchgeschmuggelt bis heute.

„Kinder, wie kann man bloß. Natürlich ist es so. Aber ich werde jetzt ganz konfus — vor Elf, nach Elf . . . ne, also die Vision selber war auf alle Fälle vor Elf, das steht fest, vor Berliner Elf —“

„Und also vollends eine ganze Weile vor Elf für Magdeburg. Das wollte ich übrigens bloß konstatieren. Die Sache ist nämlich so für meinen Geschmack noch viel interessanter. Wir haben einen Fall von vorausschauendem zweiten Gesicht. In der Überlieferung spielt das, meine ich, immer die Hauptrolle. Es beweist so recht die Gleichgültigkeit von Zeit und Raum bei diesen mystischen Dingen. Was real erst später ist, kommt mystisch schon so und so viel Minuten früher. Was kümmert sich das Absolute um unsere Uhren, das selber zeitlos ist. Die Dummen werden freilich diese Finessen gerade nicht begreifen. Auch dein Professor nicht.“

Zum Spiritismus gehört doch noch etwas mehr als ein Endchen Physik und zwei Uhren. Ein Stück Schopenhauer und Kant gehört dazu.“

Ich war trotzdem etwas eingeschüchtert und hatte nicht übel Lust, für einen Stimmungsaugenbild selber den Dummen zu spielen.

„Es könnte aber auch eine der Uhren verkehrt gezeigt haben. Therese kam aus Berlin, ihre Uhr wies also Berliner Zeit. Wer denkt in der That an Uhrenstellen. Sie wird den Tod nach ihrer Uhr datiert haben.“

„Möglich. Das sind diese Zeitkleinigkeiten, auf denen in Prozessen Menschenleben geopfert werden und die rückwärts nie ein Mensch wieder ins Reine kriegt. Ein letzter Rest in allen Dingen muß eben doch immer geglaubt werden. Deine Geschichte hat übrigens noch einen zweiten famosen Punkt, in den ich förmlich verliebt bin.“

„Und?“

„Ich meine das mit der Art des Todes. Mit dem Duell. Darauf konntest du doch beim besten Willen nicht aus dir selbst kommen?“

„Nein, das war in der That das Allermerkwürdigste, ganz gewiß.“ Ich sagte das in gutem Glauben, mit der Sicherheit, die eine oft erzählte Sache giebt.

„Edmund war gerade in letzter Zeit so ruhig, fast etwas hausbaden geworden. Wer konnte da an ein Duell denken. Keine Möglichkeit, partout nicht.“

Eine Zeit lang träumte wieder jeder schweigend vor sich hin. Aufgerüttelt hatte mich das Gespräch doch. Nein, es that not, daß der Liebesrausch etwas in den Hintergrund trat. Der Roman im Grünen war gewiß köstlich, aber die große Forderung ging doch über alles. Den Kopf im Thymian und die Augen im klaren, mit glänzenden Wölkchen wie großen Taupropfen besprengten Himmelsblau dachte ich daran, daß mit dem ersten Schritt in die Öffentlichkeit ein neuer, großer Kampf für mich anhebe. Wie würde man diese Dinge anfechten. Wie würden die kleinen Duzendjournalisten, deren geistige wie materielle Misere ich so gut aus der Praxis kannte, über das gefundene Fressen herfallen, diese hohlen Menschenkinder, die nie der Schauer des Gewaltigen, des Übermenschlichen auch nur in der gewöhnlichen, bekannten Welt gepackt, geschweige denn, daß sie diesen Riesenflug über alle Grenzen hinaus begreifen sollten. Unwillkürlich suchte ich in Gedanken meine Waffen zusammen. Der Vorfall mit Lilly im Walde kam mir in den Sinn.

Ich erinnerte Walter daran, indem ich mit der Hand nach der Richtung des Ortes hinüberwies.

„Ach, dort war das?“ sagte er, den Kopf aufrichtend und den Kneifer einklemmend; „ich hatte die Lokalität nicht so im Kopf. Hier war ja denn auch wohl das Theater für die famose Schwimmpartie, was?“

„Allerdings. Lilly muß nahezu am Fled, wo wir sitzen, ins Wasser gegangen sein.“

Er schwieg wieder eine Weile und rauchte, die kleinen Kugeln in der Landschaft.

„Na, weißt du,“ begann er dann, „schlau wart ihr auch nicht in der Wahl des Ortes für die Brandvision. Die Skeptiker kriegt ihr nun mal sicher auf den Hals. Die werden sich hieher stellen und sagen: Miß Lilly hat den Feuerschein schon gesehen, als sie noch hier am Ufer war. Für dich lag er hinter den Bäumen. Das Prophezeihen post festum war nachher billig. Verlaß dich drauf, daß man uns damit kommt.“

Dieser neue Einwurf schien mir jetzt wirklich nur mehr albern.

„Ich bitte dich, — Lilly sollte . . .“

„Na ja, eben — Lilly. Das Ganze muß es immer herausreißen und wird's schon.“

Wir gingen zu anderem über, sprachen von der Litteratur. Schließlich nahmen wir unsere Röde und machten uns auf den Weg, ohne noch einmal auf die ersten Fragen zurückzukommen.



Nach der Mittagstafel stieg ich in mein Zimmer hinauf und schrieb einen langen Brief an Therese. Ich stellte eine Liste von Fragen auf, und weil ich es als etwas Beschämendes empfand, daß ich eigentlich bloß dieser Fragen wegen unsere Korre-

Spöndenz wieder einleitete, fügte ich warme Worte der Theilnahme hinzu. Lilly war heute nicht mehr so unumschränkt die Herrscherin in mir wie vor vier Wochen, ich merkte es, als sich diese Worte für Therese so leicht fanden. Das schloß nicht aus, daß ich, als Lilly nun nach zwei Stunden selbst an die Thür klopfte, willig und voll Zärtlichkeit mit ihr ging.

Wir machten einen weiten Ausflug, weiter als je. Unterwegs bekannte mir Lilly, heute sei ihr Geburtstag. Das gab Anlaß zu einer besonderen Verschwendung, wir tranken in der verschwiegenen und versteckten Laube eines obsturen Wirthshauses eine Flasche Champagner und begingen so viel Unsinn, wie in diesem abgeschiedenen Weltwinkel nur irgend möglich war. Bei der Heimfahrt scheiterte unser Kahn, ich mußte Lilly ein Stück weit durch überschwemmte Wiesen tragen, selbst durchnäht bis auf die Haut. Aber wir waren berauscht genug, um das Abenteuer äußerst spaßhaft zu finden, die Kleider trockneten am Leibe, und die Sommernacht war entzündend, weich, warm, voll Blütenduft wie jene andere, die unsere Brautnacht geworden war. Wenn uns die Müden nicht schließlich verjagt hätten, so wären wir vor Tag überhaupt nicht nach Hause gekommen. Als wir über den öden Wirthschaftshof an der Mühle schritten, krächten die Hähne, der Osthimmel schwamm in Rosenglut. Jetzt fühlten wir doch, wie übernächtig

unsere Augen dreinschauten, wir paßten nicht mehr in das junge Licht, wir beschleunigten unsern Schritt und fühlten uns erst sicher, als im Walde noch einmal die Nacht begann.

Als ich in meinen Salon trat, waren die Kastanien drüben vollkommen grün, die Vögel zwitscherten. Ich empfand auf einmal eine ungeheure Leere in mir, eine Sehnsucht nach Geist, der emportrug über dieses Sinnesspiel . . .





L

Am folgenden Mittwoch reiste Lilly nach Berlin und blieb bis zum Ende der Woche fort. Sie hatte sich jede Begleitung verboten, nur Ernestine ging mit. „Toilettengeheimnisse!“ sagte sie lächelnd zu mir, — und es war richtig, die rote Seidentaille war beim äußersten ihrer Leistungsfähigkeit angelangt, sie riß bei jeder Gelegenheit, morsch wie Zunder.

Zufällig wurde ich im Moment vor der Abfahrt Augenzeuge einer geschäftlichen Scene zwischen Lilly und dem Grafen, er händigte ihr eine größere Geldsumme ein. Ob er ihr Vermögen verwaltete? Ich sprach mit Walter darüber, dieser aber bestritt lebhaft, daß Lilly überhaupt einen Pfennig besitze. Er hatte eine ganze Reihe kleiner Beobachtungen darüber gemacht. Ich sagte, daß doch nach der Erzählung des Grafen Lilly eine reich-

Erbin sein müsse. Er zuckte die Achseln. „Vielleicht hat sie Verluste gehabt. Jedenfalls sorgt der Graf für sie, das steht bombenfest.“

Ich fühlte bei der Kleinen, an sich so unwesentlichen Sache wieder, wie fremd uns allen im Grunde genommen Billy war. Und es war schließlich der letzte Trost, daß wenigstens der Graf um die Dinge wußte, er würde stets sicheren Aufschluß geben können, wenn es bei späteren öffentlichen Debatten einmal nötig wurde.

Die Tage gingen rasch hin, da sich ein gewandter Hypnotiseur gemeldet hatte, der uns eine lange Kette guter Experimente vorführte. In diesen Sachen steckte absolut nichts Mystisches, sie gelangen, wie sie überall, in Zürich, in Paris, in England, unter der Kontrolle der besten Autoritäten, gelungen waren. Gedankenlesen wirkte nur durch Muskelübertragung, niemals ohne körperliche Berührung. Hypnotisieren über größere Raumstrecken weg oder von hinten her ohne Sichtbarwerden des Hypnotiseurs für den Hypnotisierten gelang in keinem Falle, obwohl unser Mann einen Eid darauf leisten wollte, daß er auch das anderswo, mit noch empfindlicheren Naturen, mühelos erreicht habe. Auf die Dauer hatten übrigens diese Experimente etwas fürchtbar Aufregendes, meine Nerven, die ohnehin durch den wilden Sturm der letzten Monate bedenklich gelitten hatten, wurden vollends rebellisch. Ich konnte nachts nicht schlafen.

Bei der Arbeit bemerkte ich eine wachsende Unfähigkeit, scharfe logische Ketten zu verfolgen. Es war zweifellos nicht leicht, diese ganzen Studien jahrelang ohne Schaden an der Verstandeskraft fortzusetzen. Aber ich sagte mir, daß es sich eben um eine Polarfahrt handle, — wer erfror, erfror, die Wissenschaft schritt unentwegt über seine Leiche.

Als ich am Sonnabend kurz vor der Dinerstunde auf die Veranda trat, fand ich den Grafen und den Hauptmann in einer ganz umgewandelten, fast ausgelassen fröhlichen Stimmung. Lilly war vor einer Stunde im Rahn zurückgekehrt. Sie hatte über nervösen Kopfschmerz geklagt und sich sofort auf ihr Zimmer zurückgezogen. Dem Hauptmann, der sich nach ihrem Befinden erkundigt hatte, war durch Ernestine die Meldung geworden, niemand möge heute das Schloß verlassen, es bereite sich ein Anfall vor.

Das mystische Centrum regte sich also wieder — endlich! Mir fiel ein Stein vom Herzen. Sehr bald erhielt ich auch eine besondere Bestätigung.

Ernestine tauchte mit ihren geräuschlosen Trippelschrittchen auf, zog mich auf die Brücke hinaus und bat mich im speziellen Auftrage ihrer Gebieterin, doch möglichst heute jede, auch die diskreteste Annäherung an Lilly zu vermeiden. Morgen sei der Melusinenbann vorüber, sie sei wieder mein.

Melusinenbann Klang reizend. Nein, ich würde

allerdings nicht den närrischen Grafen aus der Sage spielen. Der Forscher ging mir heute himmelweit über den Liebhaber, ich hätte mich auf Verlangen verpflichtet, auf Wochen hinaus allem intimen Verkehr zu entsagen, wenn es etwa nötig war. Aber das wurde gar nicht verlangt. In unserem ganzen Kreise herrschte eine Spannung wie bei Kindern vor dem Weihnachtsfest.

Der Graf selbst holte Frey in seiner Mühle zum Mittagessen ab, — es war seit vierzehn Tagen das erstemal, daß unser Apelles der Mystik die Pantoffeln mit Stiefeln vertauschte und von seiner Gewohnheit abging, sich irgend ein winziges vegetarisches Gericht über der Spiritusflamme zu bereiten und einsam, ohne Kaltwerden der Pfeife, hinunter zu hasten

Wir saßen schon vollzählig bei Tisch, als wider Erwarten Lilly erschien. Sie hatte sich gepudert wie jemand, der geweint hat, sprach wenig und aß fast nichts. Der Diener hatte eben den ersten Gang abgetragen, das Gespräch bewegte sich in sehr gemessenen Bahnen, weil jeder die Nervosität unseres Gastes sah . . . da plötzlich ließ Lilly die Arme schlaff niedersinken, lehnte den Kopf mit krampfhaft geschlossenen Augen fest an die Lehne und stieß einen schweren Seufzer aus

Kein Zweifel: der Anfall begann, unvermittelt diesmal, unvorhergesehen in seinem Auftreten, wie der Ausbruch einer Krankheit, die zu lange unter-

brückt worden ist und den Menschen jäh umwirft. Der Graf schickte sofort die Dienerschaft hinaus und ließ die Läden schließen. Eine Weile schien es, als wolle der Krampf sich doch nicht zum echten somnambulen Schlafe steigern, die Spannung ließ nach, die Gesichtshaut rötete sich wieder. Aber die Zerrung im Nervensystem kehrte verstärkt zurück, plötzlich hob sich die rechte Hand tastend in die Luft, die Finger krümmten sich wie zur Bewegung des Schreibens. Alle wühlten in ihren Taschen nach einem Stück Papier, Walter warf als erster eilig ein Blatt auf den Tisch, der Graf reichte einen Bleistift. Aber das Tischtuch hinderte, vielleicht hatte auch das notwendig entstehende Geräusch, mit dem Teller und Gläser zurückgesetzt wurden, den Geist gestört . . . die Hand ließ, anstatt zuzugreifen, langsam ab, zugleich aber begannen die Lippen sich zu regen.

Längere Zeit hindurch sah man nur die Bewegung des Sprechens, hörte aber keinen Laut. Dann, in heiseren, schnarrenden Lauten, mehr wie von einer künstlichen Sprechmaschine herrührend als von einer weichen menschlichen Kehle: „Seht doch — seht — um Mitternacht — o — was ist das — am See — wo das Boot liegt — Boot liegt — ist das ein Geist? Geht — hört — geht hin um Mitternacht — Mitternacht — ja — seht selbst — ich kann nicht mit — nicht — kann — kann — — kann — o —“

Hier wurden die Worte undeutlich, die Lippen hauchten noch allerlei, was man nicht verstand, dann traten unzweifelbare Zeichen des Erwachens ein.

Es war eine kurze Offenbarung gewesen, kurz der Zeit nach, aber merkwürdig genug durch den Inhalt. Der Hauptmann hatte die abgerissenen Worte auf seiner Manschette mitstenographiert. Nachdem Lilly, auf Ernestines Arm gestützt, den Saal verlassen hatte, las er das Geschriebene noch einmal laut vor. Eine kurze Pause des Staunens, — dann brach ein Sturm von Verwunderungsrufen los. Eine nächtliche Manifestation im freien Park — anscheinend ohne Lillys Gegenwart — irgend etwas ganz Neues, ganz Unerwartetes — — und dazu wohl die Pause von vier ganzen Wochen — — erstaunlich, erstaunlich!

Die Diener servierten den nächsten Gang, die Gläser und Bestede klapperten wieder, aber niemand hatte mehr Sinn für den Reiz der Tafel.

„Streng genommen habe ich so etwas längst erwartet,“ sagte der Graf, dessen Auge heute wieder das alte Blitzen zeigte. „Ich will es nicht fest behaupten, aber wenn nicht alles trügt, so bekommen wir eine Geistermanifestation unabhängig von Lilly. Lillys Kraft ist in eine neue Phase eingetreten, sie strahlt nach außen, wird weckende Kraft für das sonst Unsichtbare. Dieser Wendenwald ist voll von mystischen Gewalten. Denkt bloß an die Pšhipolniza-Sage! Ich habe

stets gehofft, daß wir eines Tages davon hören würden. Lilly bestritt ja früher die Möglichkeit, aber die Dinge sind nun einmal stärker als sie. Verlaßt euch darauf, es kommt das Allermerkwürdigste, der Anfang einer ganz neuen Welt.“

Ich dachte an den ersten Spreewaldmorgen, da der Graf mir im Kahn von Pšhipolniza, der Mittagsgöttin, gesprochen. Und ich dachte an Lillys Worte in jener Nachmittagsstunde, da die Sonne auf dem Ahrenmeer brannte . . .

Nie vorher hatte die Ahnung des Mystischen solche Macht über mich gehabt, ich erwartete allerdings von dieser Nacht die höchste aller Offenbarungen.

Keiner im Kreise konnte in den Stunden bis zum Abend die rechte Ruhe finden.

Ich versuchte auf meinem Zimmer zu arbeiten, aber ohne Erfolg. Die Berichte, die ich las, erschienen mir matt gegen das, was uns erwartete. Als ich später wieder in die Halle hinunterstieg, war die ganze Gesellschaft ausgeflogen, ich fand sie im Park am See. Auch Ernestine hatte sich angeschlossen. Lilly hatte sich zu Bett gelegt, sie ließ sagen, daß sie heute nicht mehr erscheinen, auch in der Nacht nicht an der Exkursion teilnehmen werde.

Der Himmel hatte sich etwas bewölkt, aber der Wind trieb die Wolkenfetzen vorbei, es war noch nicht mit Sicherheit zu prophezeien, ob es Regen

geben würde. Man stritt sich, ob nasse Bitterung auf die Geistermanifestation von störendem Einfluß sein könne. Der Hauptmann meinte, unbedingt; der Graf führte aus der Litteratur Fälle für das Gegentheil an. Ziemlich nahe der Uferstelle, die der für uns angewiesenen genau gegenüber lag, rechte eine ungewöhnlich große Rhabarberstaude ihre faltigen Riesenblätter über die Grasböschung. Eben als ich ankam, hatte der Graf ungefähr in ihrem Centrum unter den schweren grünen Schwingen eine innen berußte und an den Rändern versiegelte Doppeltafel mit Bindfaden befestigt. Die Knoten wurden, soweit es an dem unbequemen Fled thunlich war, an die fleischigen Stengel angesiegelt. Die Möglichkeit war nicht ausgeschlossen, daß man im Innern der Tafel den Abdruck eines materialisirten Geisterfußes erhalten würde. Ähnliches war tausendfach in spiritistischen Sitzungen geglückt, der Graf bewahrte selbst eine Platte dieser Art, die er vor Jahresfrist in einer Dunkelsitzung mit Bily erhalten hatte, allerdings hier ein Unikum, das sich nicht wiederholt hatte.

Als nach einer Weile zufällig einer der Jagdhunde des Grafen, unseren Spuren folgend, in den Park kam, faßten wir den weiteren Beschluß, diesmal auch die in der Litteratur des Mystizismus so oft behauptete Einwirkung von Geisternähe — selbst wenn der Geist dem Menschenauge noch ver-

hüllt blieb — auf Tiere zu erproben: Hektor sollte zur angesehenen Stunde mit an den See kommen.

Die Zeit des Abendessens war inzwischen herangerückt, wir schritten langsam, je zwei und zwei in eifrigem Gespräch, dem Schlosse zu. Der Graf und ich waren die letzten. In der Nähe der Brücke mähigte der Graf absichtlich noch mehr seinen Schritt, bis die Voraufwandelnden außer Hörweite waren, und sagte dann: „Du, was ich dich noch fragen wollte. Walter hat mich eigentlich darauf gebracht, ich habe aber keine rechte Stellung dazu. Der heutige Fall wird gewiß ein außergewöhnlicher werden, wenn wir ihn mal veröffentlichen, müssen wir gegen alle Kritteleien gewappnet sein. Nun meint Walter, es könnte zu Mißdeutungen Anlaß geben, daß Lilly sich während der Sache selbst unsichtbar macht. Man würde — und das ist immerhin wahr, wenn's auch fürchtbar gleichgültig ist — man würde behaupten, auch in diesem Phantom stecke Lillys Körper. Man müßte, sagte er, um dem zu begegnen, eine feste Garantie haben, daß Lilly während des Aktes tatsächlich auf ihrem Zimmer ist. Was meinst du zu dem Ganzen?“

Ich überlegte einen Augenblick. Die Sache kam mir unendlich wertlos vor. Aber schließlich . . . wenn man so exakt bis zur Thorheit sein wollte . . . wir redeten die Einzelheiten durch. Sollte

jemand im Schlosse zurückbleiben, heimlich Lillys Thür bewachen? Es war hart, einen von einer Scene ausschließen, die ihm vielleicht nie wieder im Leben geboten wurde, einer Vorsicht zu liebe, die fast lächerlich war. Für jemand aus der Dienerschaft war die Mission andererseits viel zu heikel. Und wenn Lilly etwas merkte?

„Das ist nun nicht so schlimm,“ sagte der Graf, „sie ist das von früher her gewohnt. Und der Aufpasser könnte sich in dieser Kumpelkiste mit ihren tausend Schlupfwinkeln und Hintertreppen mit Leichtigkeit so verstecken, daß kein Gott ihn fände, zu allen geheimen Kunststücken ist das Schloß prädestiniertes Terrain von alters her.“

Wir standen dicht vor der Brücke, er wies nach Lillys Fenstern hinauf, die genau über denen meines kleinen Salons lagen.

„Schließlich, wenn einer wollte . . . gesetzt, in Lillys Zimmer brennt Licht, so braucht er bloß hier auf die Kastanie zu klettern, das weiß ich aus alter Dummenjungenerfahrung, wie nett man von der obersten Astgabel in die Stube da drüben sieht. Aber du hast recht, die Geschichte ist eigentlich zu dumm!“

Wir redeten noch etwas hin und her, dann entschieden wir uns dafür, das ganze Projekt fallen zu lassen

„Wer uns glaubt, glaubt uns, die Narren bekehren wir doch nicht. Es ist ein Glied in einer

Rette und es trägt auch so, was wir heute erleben sollen.“

Wir traten in die Halle und setzten uns zu Tisch. Die nervöse Aufregung, die in allen nagte, spiegelte sich in den erregten Wellen unseres Gespräches. Der Hauptmann schien seine kolossalen Cigarren zu verschlingen, so rasch verschwand eine nach der andern. Fren warf die verwunderlichsten Paradoxe in die Unterhaltung, ohne sich die Mühe irgend welcher logischen Beweisführung aufzuerlegen. Walter, der vielleicht zeigen wollte, daß er trotz seiner skeptischen Anwandlungen nicht im Glauben wankte, hob zuerst das Glas auf Lillys Wohl

„Treu in Ewigkeit!“ sagte der Graf mit bewegtem Ernst, als die Gläser klangen. Als er mit mir anstieß, glaubte ich in seinem besonders herzlichen Blicke etwas zu lesen wie Zurücknahme eines unausgesprochenen Vorwurfes. Ich ahnte wohl, was es war. Nun, die Dinge zwischen Lilly und mir hatten ihren Lauf nehmen müssen, die Zukunft würde sich schon regeln . . .

Sin und wieder trat einer auf die Brücke hinaus und teilte seine Beobachtungen hinsichtlich des Wetters mit. Gegen halb zehn, als wir eben die Lampe angezündet hatten, ging ein leichter Schauer nieder, der die Blätter naß machte, aber kaum fünf Minuten anhielt. In den Kastanien blieb ein starkes Wogen trotz ihrer geschützten Lage, und

bisweilen hörte man das ferne Heulen des Windes im Erlenwald. Um halb elf brach der Mond flüchtig durch, verschwand aber wieder und glimmte fortan nur mit röthlichem Hof hinter einem großen, weißgrünen Wolkenfelde, das nach und nach wie eine langsam rollende Schneelawine fast den ganzen Himmel überzog. Als der Zeiger der altertümlichen Wanduhr bei halb zwölf stand, brach die ganze Tafelrunde auf ein gegebenes Zeichen auf. Die Ungebuld hatte ihren Höhepunkt erreicht, man wollte in den Park. Der Graf wedte seinen Hund, der neben dem Sofa geschlafen hatte, und sagte: „Los! Zu früh kann man nicht kommen.“

Der Kanal zu beiden Seiten der Parkbrücke verlor sich im Nebel. Es war, als sei der frisch gefallene Regen wärmer als die Luft und verdampfe in leichten Wölkchen aus dem nassen Ufergras.

Ich empfand nach der schwülen Hitze des Saales ein Frösteln, dessen Ursache wohl mehr in meiner Aufregung lag als in wirklicher Kühle, das in mir aber doch im Moment, da ich im Gefolge der anderen den feuchten Sandweg einschlagen wollte, den Wunsch wach rief, meinen Sommerpaletot zu holen, der in der Halle hing. Ich lief rasch zurück, verlor aber doch damit einen Augenblick Zeit und hörte die Stimmen der Voraufschreitenden schon fern im schwarzen Park, als ich zum zweitenmal die Brücke überschritt.

In dieser Minute des Alleinseins blühte mir der Einfall durch den Sinn, was Lilly wohl jetzt beginnen möge. Ich schaute zurück. Jenseits des Kanals ragte das Schloß im matten Zwielicht des weißen Wolkenbaldachins als riesige, formlose Masse empor. Lillys Fenster waren die einzigen erhellen der ganzen Parkfront, eines der beiden stand offen und warf einen schmalen Lichtkegel in das naß schimmernde Laub der gegenüberliegenden Kastanienkrone. Ich glaubte den Schatten einer Gestalt im Innern vorbeistreichen zu sehen. Die Worte des Grafen von der günstigen Stellung eines Kletternden in diesen Zweigen kamen mir in die Erinnerung, und gleichzeitig faßte mich eine unbezähmbare Lust, einen Blick in die Tiefe des Gemaches da oben zu werfen. Es war zwanzig Minuten vor zwölf . . . ich konnte im Parke immer noch zurecht kommen

Ich stellte mir auf einmal sehr lebhaft vor, daß eine Gewißheit darüber, was Lilly gerade in diesem Moment treibe, doch von großem Wert sein könne. Das eigentlich zwingende Element lag aber nicht in dieser etwas verspäteten Erkenntnis, sondern ganz wo anders. Ich war ja trotz des engsten Verkehrs noch nie in Lillys Zimmer gewesen. Ein übermächtiger Wunsch riß mich fort, es wenigstens einmal zu sehen. Ich überlegte nicht mehr, ich warf den Paletot bei Seite und arbeitete mich an der Kastanie empor. Obwohl die Rinde durch die

Feuchtigkeit glatt war und das erzitternde Laub mich bis auf die Haut durchnäßte, kam ich unerwartet leicht bis zur niedrigsten Astgabelung, und von da konnte ein Blinder weiterfinden. Ganz plötzlich geriet mein Kopf in den Lichtschweif von drüben, ich sah zwischen den nächsten hell bestrahlten Gerippen abgewellter Kastanienkerzen fast greifbar nah das offene Fenster. Es lag schon innerhalb der Schieferwölbung des mehrstöckigen Riesendachs. Im Innern gewahrte ich zunächst nur die blaßrote Papierglobe einer Lampe. Auf der Tischplatte darunter lagen ein paar offene Hefte und ein dicker Band mit dunklem Lederrücken. Im Hintergrunde schimmerte in der Lücke des halb zurückgeschlagenen Alkovenvorhangs ein aufgedecktes weißes Bett.

Ich dachte: Was studiert das Mädel so spät noch?

Jetzt strich an den Gardinen des benachbarten Fensters ein Schatten hin, im nächsten Moment trat eine Gestalt in den engeren Lichtkreis der Lampe — Lilly. Sie trug einen weichfaltigen, grauweiß gestreiften Morgenrock, das Haar hing gelöst über den Rücken. Zweimal schritt sie schnell schwebend im Zimmer auf und ab, dann trat sie ans Fenster, nicht in ganzer Front, sondern so, daß ein Abglanz des roten Lichtscheins auf einem Teil des Gesichtes blieb.

Eine Weile stand sie regungslos.

Der Wind rauschte vernehmlich in den Bäumen und warf Tropfen in die schwarze Nacht des Kanals. Von der Parkseite her glaubte ich unbedeutlich die Stimmen der anderen zu vernehmen.

Lilly sah starr herüber, wie mir schien, genau nach der Stelle hin, wo ich mich befand. Ich sagte mir, daß sie mich unmöglich vom Hellen aus in der dunklen Krone sehen könne, und doch fühlte ich den Blick wie einen Bann. Ich wagte mich nicht zu regen. Lillys Züge waren tiefernst, fast schmerzlich düster. Die Ähnlichkeit mit der tragischen Maske an der Seiltänzerbühne war eine vollkommene. Das Abenteuer im Park existierte in diesem Augenblick nicht mehr für mich, ich wäre eine Stunde lang regungslos an meinem Platze geblieben. Ich fühlte mit jeder Faser, wie ich Lilly liebte — liebte über alles in der Welt. Alles andere war mir gleichgültig. Aber sie selbst machte eine Bewegung, trat ins Zimmer zurück. Sie hob das Buch vom Tische auf, starrte einen Moment auf die offene Seite und warf es dann wie in jähem Unwillen zurück. Es glitt über den Rand, und ich hörte den dumpfen Schlag, als es, für mich unsichtbar, hinter dem Tisch auf den Teppich fiel. Sie bückte sich nicht darnach, sondern nestelte an den Knöpfen ihres Gewandes. Der Schnee des Hemdsfaums blinkte auf einmal auf . . . sie stand jetzt dicht vor dem Bett . . . ich verstand, sie wollte sich zur Ruhe begeben . . .

Und in diesem Moment überfiel mich, der ich den Leib dieses Weibes in brennendstem Liebesgewähren in meinen Armen gehalten hatte, ein tiefes Gefühl der Scham — Scham, daß ich hier als Lauscher saß, den ein Mißtrauen hergelodt... geräuschlos ließ ich mich an dem Aste niedergleiten, der Lichtstrom hörte auf, über mich hin zu fließen, und sobald mein Blick wieder in die schwarze, nasse Blätterwildnis des Parkes tauchte, kam das Bewußtsein von meiner Pflicht zurück, die mich dort hinüber an den See rief, ich kletterte so eilig, als nur irgend thunlich war, hinab. Die Uhr des Schloßgiebels gab, als ich gerade den Grasboden berührte, den ersten Schlag der Zwölf. Ohne weiteres Nachsinnen schlug ich den offenen Pfad ein und eilte, so schnell mich meine Füße trugen, nach dem See

Der schmale Parkweg war ziemlich dunkel gewesen, und die Dichtung erschien mir deswegen, als ich heraustrat, verhältnismäßig hell. In den schneeartig geballten Massen am Firmament webte noch immer das weißgrüne Licht, aber es war jetzt greller, der Mond konnte jeden Augenblick aus einem Spalt der langsam sich fortschiebenden Fläche hervorbrechen. Die Gruppe der Genossen am Seeufer bildete einen geschlossenen schwarzen Körper vor dem allgemeinen Grau des Bildes, in dem Weiher und Wiese miteinander verschmolzen.

Trotz der Mitternachtsstunde herrschte eine ge-

wisse Unruhe in der Natur. Der Wind wühlte und blätterte vernehmlich in den dunklen Eichen- und Ahornkronen hinter uns. Unablässig erklang das leise Schrillen der Citaden von einem Birkenbäumchen, das sein zitterndes Laub über uns bis ans Wasser heranredete. Von der unsichtbaren Sumpfwiese am wilden Erlbusch her tönte wie der Baß in dieses Konzert hinein das harte Krad-Krad des Wachtelkönigs. Zu beiden Seiten des Weihers aber zirpten und schnatterten im dicken Schilfwalde die Rohrsperrlinge, für die es keine Nacht gab, bald traumhaft leise, als hätten sie die Schnäbelchen ins Wasser getaucht, bald wieder so hell aufjubelnd, als begrüßten sie schon den neuen Tag.

Von uns sprach keiner ein Wort, nur die glühend roten Cigarrenmündungen dampften fahle Leuchtwolken empor. Einmal rief der Graf halblaut seinem Hunde, der sich etwas entfernt zu haben schien, aber ohne Erfolg. Der Ort, wo wir standen, war genau der, an dem ich Lilly zum erstenmal gesehen hatte. Unwillkürlich suchte mein Blick den Kahn. In diesem Augenblick sagte der Graf dicht an meinem Ohr: „Da — da — seht!“

Im Dunkel der Nacht hatte ein derartiger Hinweis auf etwas Unheimliches, das einer zuerst sah, schon allein eine herzbeklemmende Wirkung.

Ich starrte angestrengt nach dem andern Ufer des Sees. Man unterschied dieses Ufer selbst nicht

deutlich, aber in dem schwachen Nebel, der daran hindampfte, schimmerte irgend etwas auf. Zuerst meinte man, ein Mondreflex. Aber die Wolkensbank war noch vollkommen geschlossen. Es war etwas Selbstleuchtendes, aber auch wieder kein eigentliches Licht, keine Flamme. Der Nebel schien an einer bestimmten Stelle sich zu ballen und dabei ein mattes Phosphorescieren zu erzeugen, das weiter und weiter griff, gleichsam aus dem Wiesensboden gerade unserem Standorte gegenüber heraufqualmte und vom Winde in schräger Säule etwas nach links gewirbelt wurde. Plötzlich zeigte sich im Innern ein leicht bestrahlter Kopf von menschlicher Form, der rasch höher hinan und zur ganzen Gestalt auswuchs, die nun gespenstisch hell und vollkommen deutlich da stand, — eine weibliche Gestalt mit losem Haar und nackten Armen, der Körper eingehüllt in ein langes weißes Gewand. Das eigentlich Unheimliche war, daß alle entblößten Teile, vor allem die Arme, einen grünlichen, ziemlich lebhaften Glanz ausstrahlten, so lebhaft, daß die nächste Umgebung davon erhellt wurde.

Nachdem das Phantom eine Weile regungslos am Plage verharret hatte, hob es langsam den rechten Arm hoch und beschrieb mit einem kleinen, glühenden Gegenstand einen Kreis durch die Luft. Der Gegenstand glich einer Sichel, der Arm erschien bei der Bewegung wie schillerndes Glas, man meinte durch und durch zu sehen.

Das dauerte aber nur einen Moment. Der Mond brach jäh und unerwartet durch. Der wirkliche Uferrand wurde jetzt silberweiß, das Selbstleuchten der Gestalt trat nicht mehr hervor, und ein langer kohlschwarzer Schatten, der, allen deutlich sichtbar, zur Linken über die helle Fläche fiel, gab der Erscheinung plötzlich etwas unverhältnismäßig Konsistenteres, Menschlicheres. Und das steigerte sich übermächtig im nächsten Augenblick.

Aus dem Nebel zur Rechten schoß ungestüm eine zweite Gestalt, die beim Eintritt in den Lichtkreis des Gestirns grellweiß wurde . . . über den schallleitenden Spiegel des Sees klang Gebell . . . es war Hektor. Er hatte in vollem Anlauf auf das Gespenst losrennen wollen. Aber er stutzte, es schien ihn etwas zu stören, das Gebell verstummte, er duckte sich, prustete und nieste ein paarmal und kroch dann langsam halb im Bogen um die Gestalt herum. Plötzlich aber mußte ihm von neuem Mut kommen, er machte Halt, wedelte, tastete mit den Vorderbeinen vor bis dicht an das Phantom heran. Die Erscheinung, jetzt durchaus menschlich im Gebahren, suchte ihn abzuwehren, darüber entglitt der Rechten der sichelartige Gegenstand . . . der Hund sprang danach, und eine seiner Vorderpfoten verwickelte sich darüber in ein Stück des am Boden schleppenden Gewandes, er nieste abermals, er zerrte, wollte sich zurückziehen, man sah, wie der dünne Stoff zerriß . . .

„Henter!“ schrie der Graf plötzlich in rauhem Tone. „Wir werden betrogen!“

Wer zuerst den Anstoß gegeben, man wußte es kaum, aber in der nächsten Minute schon war eine wilde Jagd im Gange

Fren, der Hauptmann und Walter rannten rechts um den Tisch, der Graf und ich links. Die Gestalt drüben hatte, als sie uns kommen sah, die Flucht ergriffen, sie stürzte, von dem jetzt laut bellenden Hunde verfolgt, nach links in die Büsche, wir beide dicht auf ihren Fersen hinterher. Das Gefläß des Tiers wies nur zu deutlich den Weg, einmal, als ein beschatteter Pfad kreuzte, sahen wir auch das Leuchten der Haut wieder, das verrätherisch unser Wild zeigte. Im übrigen galt uns kein Weg, wir brachen durch Dick und Dünn. Die nassen Zweige peitschten unser Gesicht, wir machten uns nichts daraus, es war ein Knaden, Prasseln, Knittern, als rase ein entfesselter Stier durch den Wald. Keine Spur mehr von Gespensterfurcht in mir. Aber eins klang mir unablässig durch den Sinn mitten in allem Gewaltsturm: mag uns betrogen haben, wer will: Lilly ist es nicht! Und das hatte etwas so Tröstliches, daß mir die Jagd fast lustig erschien.

Jetzt lag die Dichtung am Gartenhause vor uns. Eben am Waldrande angelangt, sahen wir im taghellen Vollmondscheine noch deutlich, wie der leichtfüßige weibliche Schatten in der Mittelthür ver-

schwand, das Zutrallen, bei dem der Holzladen hart wider die Scheiben klirrte, scholl laut über den Platz. Drei Säße, und wir waren selbst bei der Thür. Der Graf riß sie zuerst auf, ich sah, als ein Lichtband über sein Antliß glitt, daß die Züge verzerrt waren vor Zorn. Die Halle im Innern finster. Ich schlug ein Streichhölzchen an: leer. Aber die Pforte zum Kabinett stand offen. Auch dort niemand, aber die Fallthür war aufgehoben, eine Kelleröffnung gähnte, unten ein mattes Schimmern wie von faulendem Holz und ein leises Stöhnen, Klagelaute eines Weibes . . .

„Sie hat sich hinabgestürzt,“ sagte ich. Mein Streichholz erlosch, wir standen wieder im Dunkeln. Das Stöhnen hatte plötzlich aufgehört, der Schein unten aber war jetzt stark genug, um die Umrisse einer menschlichen Gestalt erkennen zu lassen, die flach auf dem Kellerboden lag, halb von einer Leiter bedeckt. Übrigens war die Tiefe gering, und wir waren beide gute Turner, die in der Bewegtheit des Moments noch weit größere Hindernisse überwunden haben würden. Der Graf ließ seinen Körper frei auf den Armen schweben, ich kletterte an seinem Leibe hinab.

„Wer?“ fragte er von oben.

„Ernestine.“

Ich richtete die Leiter auf, und wir beförderten die Ohnmächtige empor. Ihr weißes Mullgewand hing in Fetzen um sie her, von dem entblößten

rechten Knie rann das Blut. Auf Gesicht und Armen lag noch immer in dicken Floden eine phosphoreszierende Schminke, die sich beim Anfassen auch unseren Händen mitgeteilt hatte. Es war ein jammervoller Anblick. Ich hatte unten eine Kerze gefunden und angezündet, sie leuchtete fahl und gespenstisch durch die offen stehende Thür in die kahle Halle hinein.

Der Graf sagte kein Wort. Nachdem wir das Mädchen auf die Strohmatte gelegt, regte er sich nicht mehr zu weiterer Hilfe und lehnte starr an der Wand, den Blick am Boden. Bei mir überwog das Mitleid. Ich machte aus Streifen des zerfetzten Geisterkleides einen Rotverband für die blutende Wunde am Knie. Darüber kamen die Freunde, die der Lichtschein am Fenster auf die richtige Spur gelenkt. Es herrschte ein allgemeines peinliches Schweigen. Jeder trat nahe heran und warf einen scheuen Blick auf die Ohnmächtige; als er sah, daß es nur Ernestine war, ging es wie eine Milderung über die Züge.

Walter lief hinaus und benehnte in einem Regensack sein Taschentuch. Das Bewußtsein kam zurück. Als das Mädchen sich halb nackt vor unseren Blicken sah, hob sie wie ein Kind die Hände vors Gesicht und verfiel in einen Weinkrampf, der jedes Gespräch unmöglich machte. Der Hauptmann war der erste, der etwas sagte. „Das war unerwartet, Fräulein Ernestine auch ein Medium . . .“ Es war

der Gipfel des naiven Entgegenkommens, unter den Umständen!

Und doch . . .

Aber der Graf fuhr sogleich barsch dazwischen:

„Pah, bilden wir uns doch nichts ein. Diesmal ist's Betrug. Ich habe die Schminke an meinen Händen, Geister färben nicht ab!“

Er sah entsetzlich aus in dem Moment, das Gesicht hohl wie das eines Toten und weißer als Ernestines Kleid.

Keiner wagte etwas zu entgegnen, das Mädchen schluchzte bloß noch lauter vor sich hin.

„Aber Billy ist unschuldig!“ sagte ich nach einer Pause. Der Graf machte einen Ruck, als wolle er etwas Heftiges erwidern, er trat einen Schritt vor, die Augen groß und starr auf mich gerichtet. Aber er sagte nichts, er strich sich über die Stirn, verschränkte die Arme über der Brust und lehnte sich wieder an die Wand zurück.

Aus Ernestine war nichts herauszubringen. Sie heulte immerfort. Als Walter fragte, ob Billy sie zu dieser Rolle veranlaßt habe, sah sie ihn an wie geistesabwesend. Dann schüttelte sie heftig mit dem Kopf. Das Blut siderte durch den Verband, man konnte das so nicht länger mit ansehen. Frey half mir den in Krämpfen zitternden Körper aufnehmen, es blieb nichts übrig, als sie ins Schloß zu bringen. Als wir sie durch die Halle trugen, fiel aus dem losen Gewande ein ediger Gegenstand

Wirrend zu Boden. Mitten in ihrem Augenverdrehen und kraftlosen Hinsinken hatte Ernestine Geistesgegenwart genug, danach zu greifen. Aber Walter hatte ihn schon aufgenommen . . . es war eine Doppeltafel, durchaus jener gleichend, die wir in der Rhabarberstaude des Parkes verborgen.

„Es ist dieselbe!“ sagte der Graf, der bei dem Anblick zusammengezuckt war, sie dann aber selbst zur Hand nahm und hastig musterte.

„Schaut her, die Siegel unverleht.“ Der Hauptmann leuchtete mit der Kerze, gerade über seinem Haupte erschienen an der Wand die großen Lettern des „Veritas“ . . . Jeder hatte wohl den gleichen Gedanken: Ob im Park eine neue Tafel eingeschmuggelt ist?

Es wurde hell, unheimlich hell in der Hexenküche dieser Nacht.

Und doch fühlte ich noch immer eine gewisse Ruhe in mir: Lilly war an alle dem gänzlich unbeteiligt. Nur das Gefühl des Betruges überhaupt — einerlei, woher er kam — lag auch auf mir wie ein Alp.

Vor der Thür des Gartenhauses schieden wir uns in zwei Parteien. Walter und der Hauptmann wollten den Fleck besichtigen, wo die Tafel versteckt gewesen war. Frey und ich trugen Ernestine. Der Graf folgte uns in kurzer Entfernung, in finsternem Schweigen. Der Mond leuchtete jetzt hell in die Pfade, wir fanden den Fußweg

zum Schloß ohne Mühe. Als wir unter den Kastanien am Kanal entlang schritten, fiel es mir plötzlich wie eine Last auf den Sinn: Lilly hatte ja diese Mitternachtszene prophezeit. Wenn sie also doch . . .

Ich drehte unwillkürlich den Kopf nach dem Grafen um . . . der Mond schien ihm hell ins Gesicht . . . ich wußte auf einmal, daß er diesen Gedanken gleich zu Anfang gehabt hatte, lange vor mir. Die Arme wurden mir so schlaff, daß ich die warme Last fast hätte fallen lassen. Gott wußte, wie das enden sollte

Lillys Fenster glänzten, aber es war nur Mondsilber, innen war es dunkel.

Als ich dann in der großen, langen, hellen Halle einen Moment mit der im Fieber lallenden Kranken allein blieb, — der Graf wollte einige von seinen Leuten weden, Frey war den anderen entgegen in den Park — da fühlte ich eine Umwandlung wie von plötzlichem Kindischwerden aus Verzweiflung. Auf meine Lippen drängten sich unwillkürlich Gebetworte, die mir als Mann doch so hohl waren und in denen unter dem lähmenden Druke des Geschehenen wirklich die Gewohnheit des Kindes wiederkam . . . die Hände auf die Stuhllehne gepreßt, sagte ich fast laut mehrmals: „Lieber Gott, lieber Gott, laß Lilly unschuldig sein!“ Als gleich darauf der Graf mit verstörten, aschfahlen Zügen wieder eintrat, war mir, als er-

wache ich aus einer vorübergehenden Geistesabwesenheit.

„Ich habe Billy weden lassen,“ sagte er mit leise vibrierender Stimme, „sie wird gleich hier sein.“

„Du zweifelst?“ sagte ich voll Angst.

„Ich weiß nicht,“ antwortete er düster aus der offenen Balkonthür, „ich weiß nicht, ob ich zweifle. Aber Licht kommt, das weiß ich.“

Man hörte die Tritte der aus dem Park Heimkehrenden

„Hier ist allerdings noch eine Tafel,“ sagte der Hauptmann, als sie in den Lichtkreis der Lampe traten. „Es ist ungeheuer merkwürdig, auch das andere.“

Er berichtete. Das Gras hinter der Rhabarberstaube war niedergedrückt, als habe ein Körper eine Weile flach am Boden gelegen. Dicht am Wasser waren zweifellos Phosphordämpfe erzeugt worden, es fanden sich die verschiedensten Vorbereitungen und Überreste, unter anderem auch ein Wachsstock und eine Stange Siegellack. Die Befestigung der Tafel zwischen den Stengeln war anscheinend genau der von uns angewendeten nachgeahmt, auch die Siegel der vorgefundenen Tafel selbst sahen an den gleichen Stellen wie die der ursprünglichen, das Petschaft schien identisch in beiden Fällen, es wies das gräßliche Wappen hier wie dort.

„Nun, wir werden ja sehen!“ sagte der Graf,

indem er die Tafel vergleichend unter die Lampe hielt, „heute geht die Welt unter, aber wir bekommen Licht.“

Walter fragte, was zunächst geschehen sollte. Als er hörte, Lilly werde erscheinen, trat er scheu zurück. Kein Zweifel, wir hatten alle Angst vor dieser Begegnung. Frens Augen schienen geisterhaft vergrößert, der Hauptmann lief an der einen Seite des Saales auf und ab, mit zaghaften Blicken nach der Thür.

Der Graf hatte hinter dem Tisch, auf dem noch die Gläser standen, mit denen wir vorhin auf Lilly angestoßen hatten, Platz genommen. Ein Knirschen machte uns hinsehen, er hatte die Siegel der eingeschmuggelten Tafel gebrochen, die Schieferwände geteilt.

„Immer besser!“ sagte er, den Kopf hinter dem roten Schirm der Lampe, „der Abdruck eines nackten rechten Fußes.“

Keiner trat hinzu, sich die Sache anzusehen, die Mitteilung genügte. Aber im Verlauf einer Minute glitt der Blick eines jeden über die Füße des Mädchens auf dem Sofa. Sie waren bloß mit Strümpfen bekleidet, der eine davon sehr schmutzig. Wahrscheinlich hatte sie an diesem den Schuh schon auf der Flucht verloren. Aber es war der Linke.

Jetzt ein Ruck, die Gläser klirrten . . . der Graf hatte sich erhoben. Er schritt schweigend quer durch

das Zimmer, die Tafel in der Hand. Vor Ernestine angekommen, zog er mit einem kurzen energischen Griff den schon halb herabgesunkenen roten Strumpf vollends vom rechten Fuße. Der Fuß zuckte bei der Berührung zusammen, aber die Gestalt wagte weiter keinen Widerstand.

„Hier! Seht her . . .“

Die Fußsohle war schwarz, von der Kohle der inneren Tafelfläche geschwärzt. Es war unnötig, erst noch die Größe zu prüfen . . .

Der Graf warf den Strumpf auf den Teppich, schritt zum Tisch zurück und setzte sich wieder hinter die Lampe. Der rote Strumpf blieb auf dem Teppich liegen, ohne daß einer sich die Mühe machte, ihn wieder über den entblößten Fuß des Mädchens zu streifen. Die ganze Handlung hatte etwas Gewalttames, fast Rohes gehabt, das fühlte jeder. Und doch war sie vielleicht nur Vorspiel einer noch weit entsetzlicheren Scene . . .

Wieder trat ein langes Schweigen ein. Bloß die Uhr tickte

Endlich öffnete sich geräuschlos die Thür, Lilly erschien.

Sie trug den gestreiften Morgenrock, in dem ich sie in dieser Nacht schon einmal gesehen hatte. Das Gesicht war bleich, aber es lächelte. Die Augen groß und hell, mit dem ganzen Zauber der besten Stunden.

Sie nickte leicht mit dem Kopfe, wir verbeugten

uns alle, bloß der Graf nicht, der sich auch nicht von seinem Plaze erhoben hatte. Er schob die Lampe beiseite, sein Antlitz hatte jetzt in dem gedämpften roten Licht des Schirmes etwas Steinernes. Es war das Antlitz eines Richters, der entschlossen war, durchzugreifen um jeden Preis.

Nachdem Lilly zuerst einen Moment an der Thür gewartet und jeden einzelnen mit den Augen begrüßt hatte, trat sie ein paar Schritte näher, bis etwa in die Mitte des Saales. Ein Knittern erscholl vom Tische, der Graf hatte den roten Schirm von der Lampe gehoben, als sei es ihm nicht hell genug für die entscheidliche Frage, die er stellen mußte. Der verstärkte Glanz floß strahlend über Lilly, man sah jetzt, wie vollkommen ruhig und heiter ihre Züge waren. Der frische Ton, den das Lampenlicht ihrem Teint verlieh, überwand die Blässe, sie schien mir entzüdend schön, wie sie so vor uns stand. Ich zitterte bei dem Gedanken, daß diesem herrlichen Weibe etwas von uns geschehen könnte.

„Miß Lilly,“ sagte der Graf langsam, mit Pausen zwischen den einzelnen Worten, „Sie — stehen — vor Ihren — Richtern.“

Als er zu sprechen begann, hatte Lillys Blick gerade ein bestimmtes Ziel gefunden. Halb im Schatten des Hauptmanns, der daneben stand, lag auf dem Sofa ja noch immer Ernestine. Das Licht beleuchtete hell den Strumpf am Boden,

dunkle, nasse Fleden schimmerten darauf, es tropfte unaufhörlich von dem nackten Fuße nieder, der darüber an der Kante hing . . . Blut.

Plötzlich wandte sich Lilly und schritt rasch auf das Sofa zu. Ihr Kopf bog sich dabei nach dem Grafen hin und sie sagte sehr ruhig, fast freundlich: „Nein, Herr Graf, ich stehe vor einer Kranken.“

Der Graf trat schreckhaft eilig zurück, Lilly beugte sich über das Mädchen und rückte an dem Verbande, der vorhin, bei dem barschen Vorgehen des Grafen, halb herabgerutscht war, ohne daß einer von uns die momentane Lähmung so weit hatte überwinden können, Hilfe zu leisten. Lillys Worte übten jetzt die mächtigste Wirkung aus, das Gewissen des Mitleids regte sich in jedem.

„Sie lassen das Mädchen ja verbluten,“ fuhr Lilly mit schärferer Betonung fort, indem sie, sich aufrichtend, den Blick uns wieder zuwandte. Ihr Auge traf auf mich.

„Wilhelm, hol den Verbandkasten!“

Es war das erstemal, daß sie mich vor den andern „Wilhelm“, daß sie mich „Du“ nannte. Aber niemand schien es zu beachten. Walter und der Hauptmann sprangen gleichzeitig mit mir vor, um dem Wunsche zu gehorchen. Wir wußten alle, wo die Hausapotheke stand. Der Graf war sehr genau in diesen Dingen, es war vielleicht der erste Fall in seinem Hause, daß ein Patient auch nur

fünf Minuten lang ohne Hilfe blieb. Als ich mich durch den dunklen VorSaal nach der Korridorthür tappte, schließlich ein Streichhölzchen anschlug und mit Walter zusammen aus dem Krankenzimmer das Kästchen brachte, beherrschte mich ganz und ausschließlich das Bestreben, keine Zeit zu versäumen, an den Betrug dachte ich nicht.

Billy war vor der anscheinend Bewußtlosen niedergekniet. Sie öffnete die Karbolflasche und rollte den Streifen aus dem Kasten auf. Während ich ihr behilflich war und der Hauptmann die Lampe hielt, sagte sie mit der kalten Ruhe des Arztes, der keine Vorwürfe macht, sondern handelt: „Die Schminke ist giftig, die sie an sich hat. Die Wunde ist entzündet, vielleicht ist etwas davon hinein gekommen. Nimm dich in acht, auch deine Hände riechen nach dem Zeug.“

Es fiel mir ein, daß die Hände des Grafen besudelt seien wie meine und daß er ihr den Strumpf ausgezogen habe.

Eine ganze Weile dauerte es, bis die Waschung beendet war und der neue Verband saß. Niemand sprach, der Graf, der jetzt im Halbdunkel saß, hatte den Kopf auf die Hand gestützt und schien in finsterner Unthätigkeit das Ende dieser langen Samariterscene abwarten zu wollen.

Billy forderte mich schließlich auf, den Mägden zu klingeln. Die ganze Dienerschaft im Schlosse war doch schon in Aufruhr. Ernestine wurde in

das Krankenzimmer getragen, ein Bote mußte den Arzt im Städtchen heraustrommeln.

Mehr als eine halbe Stunde verfloß, bis Lilly endlich wieder in den Saal trat, unbefangen, als sei nichts vorgefallen, mit demselben Lächeln wie vorhin. Sie kam jetzt nahe an den Tisch heran, auf den man auch die Lampe wieder gesetzt hatte. Die Uhr schlug gerade halb zwei.

„Nun, Herr Graf, nachdem das Nötigste geschehen ist, das Sie vergessen hatten, nun bin ich hier für Ihre anderen Fragen. Lilly weiß nur, daß hier was geschehen ist, nicht was. Erzählen Sie. Was hat Lilly gethan, nun?“

Sie lächelte. Es war das Lächeln eines unschuldigen Kindes.

„Miß Lilly,“ begann der Graf von neuem und man hörte seiner Stimme an, daß ihn wenigstens äußerlich nicht mehr der ganze Groll von vorhin beherrschte, die Scene hatte zweifellos ihre Wirkung nicht verfehlt, wenn er auch selbst dem widerstrebte. „Allerdings, Miß Lilly, muß ich Ihnen heute eine Frage vorlegen — Miß Lilly — es ist das erstemal in all den Jahren unseres Zusammenlebens, daß ich so vor Ihnen stehe —“

Er zögerte, er schludte an seinen Worten . . . die Erinnerung an diese Jahre mußte ihm auch gerade in der unthätigen halben Stunde gekommen sein, vorhin hätte er gewiß nicht damit begonnen.

„Miß Lilly, hören Sie mich an. Wenn ich

unrecht habe, will ich auf den Knien vor Ihnen Abbitte thun, aber fragen muß ich. Sie haben uns in den Park gesandt — um zwölf Uhr sollten wir etwas erleben — wir waren um zwölf Uhr draußen — eine Gestalt erschien — und es war Betrug — Ernestine steckte dahinter, die uns läppisch anschwindeln wollte . . .“

Seine Stimme schwoh wieder an, das Erzählen der Sache wedte den verhaltenen Zorn, er mußte einen Moment inne halten, aber man sah, wie sein Auge sprühte.

Lilly hatte beide Hände flach auf den Tisch gestützt. Sie stand noch immer. Das Licht floß hell über ihre Züge. Und sie lächelte, lächelte immerfort. Ich dachte, was dieses Lächeln sie kosten müsse, selbst wenn sie sicher unschuldig war — vor dieser Beschuldigung aus dem zornigen Munde des Mannes, von dem ich allein hier wußte, wie sie ihn haßte.

Ein paar Sekunden lang war es so still, daß ich durch die offene Balkonthür, neben der ich zufällig stand, ganz fern wieder jenes harte Krad, Krad des Vogels auf der Sumpfwiese vernehmen konnte.

„Nun — und?“ sagte Lilly endlich, „und was geschah weiter?“

„Diese Tafel,“ der Graf hob die bei Ernestine gefundene empor, „diese Tafel verbargen wir am See. Ich habe sie selbst gesiegelt. Sie fand sich

bei Ernestine vor, als wir sie gefangen hatten. Die Siegel waren unverfehrt. Diese zweite Tafel lag am alten Fled. Ernestine hatte sie hingelegt. Sie enthält den Abdruck eines nackten Fußes — Ernestines Fuß — Ernestine trägt die Spuren des Fußüberzuges noch an sich. Und diese Tafel ist gesiegelt gewesen mit einem Pestschaft, gesiegelt genau an denselben Stellen wie die andere.“

Er hatte von Satz zu Satz Pausen gemacht, immer wie erwartend, daß Lilly etwas einwerfen werde. Daß sie ihn ausreden ließ, schien ihn sicherer und zugleich zorniger zu machen.

„Miß Lilly, hier liegt ein ganz raffinierter Betrug vor. Ernestine hat sich einen Abdruck meines Pestschafts verschafft, Ernestine hat bewußten Betrug geübt — Betrug, Betrug — Miß Lilly — zum Henker — reden Sie, verantworten Sie sich, ich sage Ihnen, Miß Lilly, wenn — wenn — wenn . . .“

Dieses „Wenn“ grollte, knirschte, donnerte heran wie ein sich nähernder Orkan, die Worte rissen den Sprechenden empor, er ging um den Tisch herum, näherte sich Lilly.

„Wenn?“ sagte Lilly mit einem tiefen Frieden der Stimme, der so heilig klang wie der Ruf einer Glode im Gewittersturm, „wenn ich Sie nun auch betrogen habe, immer betrogen habe . . . wer macht Sie, Herr Graf, zum Richter über mich? Ich bin ein einfaches, stilles Mädchen gewesen —

damals — in Paris — wer hat mich hieher gezerrt, wer hat die Wunder meiner Kraft verlangt — wer hat mir den Gedanken eingeflößt, mein Thun und Treiben sei von Wert für die Wissenschaft . . . wer, wer? Ich setze dieses Wer? entgegen Ihrem Wenn . . . was wollen Sie gegen mich? Wenn ich nun sage: Ja, ich habe betrogen — ich, ich — auch ich . . . und wenn ich mich dann von Ihnen wende, so, wie ich gekommen — was wollen Sie, was soll mir Ihr ganzes Gericht?“

„Das Gericht des Staates, das allgemeine Recht rufe ich wider Sie an!“ knirschte der Graf mit zitternder Stimme, noch einen Schritt näher tretend

Jeder von uns machte unwillkürlich den Schritt mit, wir wußten selbst nicht: zu Lillys Rettung oder um dem Grafen zu folgen.

„O nein,“ fuhr Lilly langsam, mit leise bewegter, zauberhaft tiefer Stimme fort, sie sprach jetzt fast ganz ohne fremden Accent, „man verbrennt heute keine Hexen mehr. Beweisen Sie mir doch, daß ich betrogen habe! Beweisen Sie es mir . . . gut, ich war im Park, mein Kranksein war eine Ausrede, ich habe selbst die Tafel zusiegeln helfen, ich habe Ernestine sich opfern lassen, um mich selbst zu retten . . . o, es ist alles so einfach — hören Sie doch — ich erzähl's Ihnen ja . . . nur das verlange ich einzig: beweisen Sie's

mir . . . bedenken Sie, die Justiz des Staates, die Sie anrufen wollen, glaubt Ihnen nicht ohne das, sie glaubt Ihnen so wenig, wie die Wissenschaft Ihnen aufs Wort glauben wird, daß Lilly nicht betrogen hat und ihre Wunder wahre spiritistische Wunder waren.“

„Die Beweise werden sich finden!“ rief der Graf. „Wenn Sie im Parke waren, dann . . .“

Jetzt konnte ich mich nicht mehr bezwingen, ich trat vor und sagte mit fester Stimme: „Ich bin Zeuge, daß Lilly nicht im Parke war. Ich beschwöre euch alle, haltet ein. Wir lassen uns zum Wahnsinn fortreißen. Lilly führt uns selbst jetzt auf falsche Bahn, sie beschuldigt sich selbst, im Zorn über uns, im Zorn, weil sie unschuldig ist!“

Der Graf drehte sich mit wildem Blick zu mir um.

„Du . . .?“ sagte er, „du . . . trittst für — Lilly — ein — du weißt . . .?“

„Ja, ich weiß!“ fuhr ich fort. Ich erzählte in kürzesten Worten mein Abenteuer im Baum. Die Wirkung war eine vollkommene. Obwohl die Erzählung keines der großen Argumente aus der Welt schaffte, nicht die Tafel, nicht die Prophezeiung, nicht Ernestines zweifellosen Betrug, so war die psychologische Wirkung doch ausreichend zum vollkommenen Umschlag. Keiner zweifelte von diesem Moment ab mehr an Lillys tatsächlicher Unschuld.

Eine Pause entstand.

Der Graf hatte das Haupt gesenkt, seine Rechte stützte sich schwer auf die Tischede. Endlich sagte er mit gedrüktem Tone: „Miß Lilly, Sie wußten nicht um Ernestines Betrug?“

„Nie!“

„Und Ernestine hat betrogen?“

„Ernestine ist ein armes, dummes Kind. Sie hat die Meisterin spielen wollen, und sie hat sich benommen wie ein Schulknabe. Sie verdient es jetzt nicht besser.“

„Und wie konnten Sie, Lilly, prophezeien . . .“

„Was habe ich prophezeit?“

Der Hauptmann zog seine Manschette vor, trat an die Lampe und las.

„Seht doch, seht, um Mitternacht, o, was ist das, am See, wo das Boot liegt, Boot liegt, ist das ein Geist? Geht, hört, geht hin, um Mitternacht, Mitternacht, ja seht selbst, ich kann nicht mit, nicht, kann, kann, o!“

Lilly lächelte, sah lächelnd im Kreise von einem zum andern — und schwieg. Jeder fühlte für sich das Gleiche: in den Worten war thatsächlich bloß auf ein Ereignis hingewiesen. Lilly hatte hellsehend die Thatsache erfaßt wie jenen Brand in Mühlendorf. Die Thatsache war eingetreten, menschlich, nicht mystisch, das war alles. „Ist das ein Geist?“ konnte beim besten Willen nicht einseitig ausgelegt werden, es paßte, so oder so.

Die Sache, die so grob, so entsetzlich einfach geschehen hatte, wurde wieder unendlich verwickelt. Ein direktes Argument lag nicht vor. Gleichzeitig mit dieser Erkenntnis empfanden wir alle eine tödliche Abspannung.

Der Graf nahm noch einmal das Wort.

„Und wie kommt Ernestine an mein Petschaft?“

Es war eine wertlose Frage.

„Wohl sehr einfach,“ sagte Billy, „sie hat in einem unbewachten Augenblick einen Wachsabdruck genommen und sich ein Petschaft danach anfertigen lassen. Es war alberner Ehrgeiz. Sie wollte auch Geisterkönigin spielen. Vielleicht dachte sie mir helfen zu müssen, das arme, dumme Kind. Sie ist bestraft. Aber auch Sie haben eine gewisse Strafe erlitten, ich habe seit Jahren das Gefühl, Herr Graf, daß Sie unvorsichtig sind. Ihr Petschaft wie ihre Papiere liegen offen auf Ihrem Tisch, bei unverschlossener Thür, und es gehen viele Leute im Schlosse aus und ein. Hüten Sie sich, das Beispiel mahnt.“

Sie sprach, indem sie das sagte, wieder als eine der Unseren, die Gegenüberstellung von Richtern und Angeklagter war zu Ende. Und es klang so überzeugend wahr, was sie zuletzt sagte. Ich wußte selbst am besten, wie Ernestine überall herumgestöbert hatte, ich hatte allerdings gedacht, es geschehe nur im Interesse eines Liebespaars.

Die freudige Empfindung, das Aufatmen dar-

über, daß die Dinge so sein könnten, war bei uns allen zu stark, um nicht willig zum raschesten Einlenken zu mahnen. Zum weiteren Erörtern von Einzelheiten war in dieser Nachtstunde die Ermattung zu groß.

Nach einer ganz kurzen Pause des inneren Schwankens reichte der Graf Lilly die Hand. „Miß Lilly, verzeihen Sie uns, es war ein letzter Irrtum.“

Sie nahm die Hand und ließ sie rasch wieder los. Ihr Auge schaute jetzt kalt.

„Darf ich nun gehen, mich schlafen legen?“

„Gehen Sie in Frieden, Miß Lilly, möge dieses Schloß nie mehr Zeuge solcher Scenen sein.“

Sie ging mit gesenktem Haupte, langsam, mit schleppendem Schritt zur Thür. Dort wandte sie sich noch einmal halb um, ohne uns anzusehen.

„Das noch, meine Freunde. Vergessen Sie nicht, daß Ernestine eine Kranke ist, vielleicht eine Schwerkranke. Quälen Sie sie wenigstens jetzt nicht mit Fragen.“

„Nein, nein,“ sagte der Graf hastig, „ich will sie überhaupt nicht wiedersehen, die Sache sei begraben, jede weitere Untersuchung ist mir zuwider. Wenn die Person gesund ist, soll sie bloß mein Haus verlassen, so schnell, wie ihre Füße sie tragen. Dagegen haben Sie doch nichts, nicht wahr?“

„Es geschieht.“

Die Thür schloß sich hinter der hellen Gestalt.

Ein Alp war von uns allen genommen. Und doch blieben wir zunächst wie gelähmt. Keiner sprach. Die verstörten Gesichter, die jeder bei den anderen sah, hatten etwas Gespenstisches. „Schlafen! Es ist Schlafenszeit!“ dachte jeder und wußte doch, daß er jetzt nach diesem schwerlich würde schlafen können.

Wir reichten uns wortlos die Hände und gingen auseinander.



Im Treppenhause war es wieder still geworden, als ich hinaufstieg, durch die kleinen Scheiben äugte ein fahles Grau, es wurde Morgen.

Die Luft in den beiden Zimmern dünkte mir unerträglich. Ich öffnete die Fenster. Der frische Hauch, der jetzt aus dem Park herüberkam, hatte etwas Aufwedendes und zugleich Beruhigendes. Nachdem ich eine Weile un schlüssig gestanden, zog es mich stärker und stärker hinaus. Ich wollte das Morgenrot sehen, das über dem Thalgrund auf der anderen Seite bereits herauflodern mußte. Ich besaß einen Haus Schlüssel und konnte ins Freie.

Vor dem Schlosse auf den Wiesen ein ungeheurer Frieden. Es war schon hell, die Rohrspähen trillerten lebhaft. In der Tiefe des Wiesengrundes über Nebelflöden eine lange, strahlende Röte, genau darüber ganz weiß der Morgenstern. Es war, als schwimme eine große Wasserrose auf

einem Purpurstrom langsam herauf, sie schien zu zittern, sich zu schaukeln. Bei einer Wendung schrat ich zusammen. Hinter mir, in der Ede zwischen Schloß und Wald, glözte wie ein lauerndes Ungetüm der sinkende Mond. Er lag schon halb im Nebeldunst, der ihn rot färbte. Der stiere Blick hatte etwas Menschliches und doch Versteintes wie das gedunsene Antlitz eines Trunkenen

Lange stand ich und starrte, bald dort zu dem untergehenden Gestirn mit seinem gespenstischen Glühen, bald in das milde Farbenspiel der Frühe im Osten. War das Natur, was ich sah, oder waren es Symbole? Dort die Morgenröte unsere neue Erkenntnis — Lilly der weiße Stern. Dort das Blutauge der niedersteigenden Wissenschaft, das Antlitz des kalten Greises, der mich damals so herb von sich gewiesen.

Und wieder dann war mir, ich wußte selbst nicht warum, als lägen die Dinge umgekehrt. Dort der Mond war Lillys Antlitz, trüb, nebelhaft, versteinert wie die tragische Maske der Seiltänzerbühne in Berlin. Und der Morgen war dennoch die Wissenschaft, eine goldrote Welle, auf der die weiße Rose der ewigen Wahrheit schwamm.

Jetzt hob es sich aus dem Wiefennebel, klein, undeutlich, aber wie eine menschliche Gestalt. Schritte hallten, ich erkannte Frey. Er ging langsam vorwärts, den Kopf gesenkt. Erst als er dicht vor mir war, sah er mich.

„Du kannst auch nicht schlafen?“ fragte ich.

„Altes Übel! Altes Übel!“ sagte er mit großer Ruhe und zog die kurze Pfeife aus dem Mund.

„Ein Morgen zum Malen, was?“

„Na ja, aber zu schwer. Alles zu schwer. Kommt erst noch die Zeit, die das kann. Es hat überhaupt keinen Zweck.“

Er klopfte seine Pfeife an einem der Birkenstämmchen aus.

„Nein, keinen Zweck. Übrigens, kennst du die Mark, die kleinen Seen, jenseits Erfter?“

„Wenig. Warum?“

„Dachte. Es ist meine Gegend. Grünheide. Ich bin dort zu Hause, mein ich.“

Er schwieg eine Weile und fuhr dann, den Blick in der hellen Morgenröte, langsam fort:

„Ich bin lange nicht mehr dort gewesen. Man scheut die Orte nachher, die ‚alten Leidensstationen‘, du weißt, Heine? ‚Wo ich getragen das Jugendkreuz und meine Dornenkronen‘ . . . aber es wird nun Zeit. Sieh dir den Ort an, wenn du mal hinkommst. Rechts und links ein blauer See, wie zwei Augen. Der Ort dazwischen. Oben steigt die Landzunge bergan. Da ist der Kirchhof, ein paar Birken, die der Wind zerzaust, die Gräber ganz am Scheitel liegen so, daß man beide Seen überblickt. Etwas tiefer, schon am Kiefernwald, ist das Schulhaus. Da bin ich als Junge hingegangen. Sonderbar — wie kurz der Schritt

ist — und so viel Umwege — so viel Umwege! So viel Meilen und so viel Philosophie! Du mußt im Spätsommer hingehen, wenn die Erika wieder blüht. Den Bahndamm lang ist's am schönsten, ein einziger flammender Streif. Und es ist die A sternzeit für die Gräber oben, A stern und Sonnenblumen.'

„In dir steckt auch ein Poet!“ sagte ich lächelnd.

„Bah, Poet! Das ist noch schlimmer heute. Wollen und nicht Können. Moses. Es wird übrigens kühl, der Nebel kommt. Gehn wir heim.“

Ich begleitete ihn durch den öden Wirtschaftshof, wo die Hähne krächten, bis an das offene Gitterthor des Parkes.

„Guten Morgen. Schlaf noch ein paar Stunden. Schlaf ist das beste für die Lebenden.“

„Du solltest nicht so allein da draußen sitzen. Kommst du morgen ins Schloß?“

„Morgen — na — aber nächstens, ja nächstens jedenfalls . . . höre doch, du, das sind die Rohrspäken nicht mehr . . . das ist eine Lerche.“

Ich horchte.

„Ja, es scheint.“

„Nun, guten Morgen.“

„Ich dachte, er werde in seiner gewohnten Weise ohne weiteren Gruß davongehen. Wider Erwarten reichte er mir die Hand. Man sah das Morgenrot jetzt auch von hier, die Lerche trillerte ganz deutlich zu ihm auf. Ich fühlte auf einmal,

wie sterbensmatt ich war. Auch Frey sah in dem Momente aus wie ein grauer Geist, seine Hand war feucht und kalt.

Als er in den Park eingetreten war, hörte ich in der großen Stille noch, wie er stehen blieb und ein Streichhölzchen anstrich. Er zündete sich seine Pfeife wieder an. Das hatte etwas Beruhigendes. Ich stieg in mein Zimmer hinauf und verfiel sogleich in einen schweren, nervenheilenden Schlaf.





III

Als ich erwachte, fühlte ich eine seltsam weiche Stimmung in mir wie nach schwerer Krankheit — matt, resigniert und doch zugleich durchdrungen von einem gewissen müden Frieden. Die Sonne schien hell ins Gemach, es mußte draußen ein schöner Tag sein. Aber ich hatte noch keine Lust, aufzustehen, längere Zeit blieb ich mit offenen Augen liegen und dachte nach.

Die Ereignisse der Nacht zogen an mir vorüber. Sie erschienen mir wunderbar, aber im ganzen doch sehr harmlos, was die Sache selbst anbetraf. Wir hatten Lilly gegenüber gehandelt wie im Rausch.

Wir, die wir uns einen so freien, geläuterten Standpunkt erkämpft zu haben glaubten, wir waren abermals der plumpen Versuchung unterlegen, „entlarven“ zu wollen

Lilly entlarven . . . ein Wahnsinn ohnegleichen.

In diese Gedanken mischte sich aber nun doch

etwas Bitteres, das mich persönlich anging und mit keinen Mitteln zu verleugnen war. Lillys zufällige Rechtfertigung hatte allerdings ihre äußere Veranlassung gefunden in einem Vorgang, der mit unserem Liebesbunde verknüpft war. Aber entsprang nicht ein großer Teil der Schuld an Lillys ungerechter Erniedrigung ganz demselben erotischen Verhältnisse, das sich seit Monatsfrist jetzt immer mächtiger zwischen alle Fäden und Kreise der unbefangenen Forschung hier im Schlosse drängte?

Zu der Angst über ein fortgesetztes Versagen von Lillys mediumistischer Kraft infolge der erotischen Erregung trat heute noch der drückende Zweifel, ob nicht auch Lillys moralisches Ansehen bei ihrer Umgebung hier in letzter Zeit gelitten habe. Es war möglich, fast wahrscheinlich, daß der traurige Versuch Ernestines, selbst an Lillys Statt Geist zu spielen, zum Teil ein Akt blinder Gutmütigkeit gewesen war: sie hatte, da durchaus nichts wirklich Mystisches sich mehr einstellen wollte, in plumper Weise nachhelfen wollen. Ich wußte sehr gut, wie das Mädchen an Lilly hing, ich wußte, daß sie so viel Mut wie Leichtsinns besaß, der tolle Gedanke war ihr allen Ernstes zuzutrauen.

Aber das Peinliche war die Auffassung, die sich darin ausdrückte. Ernestine konnte weder eine hohe Meinung von Lilly noch von mir haben. Sie sah in den mystischen Dingen ein Spiel, wie in der

Liebeständelei. Hatten wir bei dieser ihre Hilfe, ihre Verschlagenheit willig angenommen, nun, so fühlte sie sich berufen, auch dort einmal ungefragt unsere Sache zu bessern. Das war beschämend bis zum Äußersten. Der ganze Fluch der sinnlichen Liebe offenbarte sich mir plötzlich. Ja, bei mir lag die volle Schuld. Und aus dem Gefühl der Schuld erwuchs sogleich dunkel die Vorstellung von einer Sühne. Ich mußte Lilly zurückgeben, was ich ihr genommen, und kostete es das Opfer unserer erotischen Beziehungen. Seltsam, wie ich das dachte, schien mir das Opfer gar nicht einmal so groß, es wühlte ein dumpfes Bewußtsein in mir, als würde ich es über kurz oder lang doch gebracht haben, auch ohne jene bitteren Erfahrungen.

Während ich in verhältnismäßig stiller Seelenruhe und umspielt vom schönen Sonnenschein des Tages frühstückte, kam der Graf. Gleiche Ursachen hatten gleiche Wirkungen gehabt. Er war ernst, aber mild und freundlich gestimmt. Die blauen Ringe unter den Augen bewiesen, daß er wohl kaum geschlafen hatte, aber auch auf ihn schien der lichte Sommertag seinen beruhigenden Zauber auszuüben. Die Ereignisse der Nacht erwähnte er gar nicht. Er trat ans Fenster und sagte: „Ach, der herrliche blaue Himmel. Komm, machen wir einen Spaziergang.“

Als wir aus dem Schloßthor traten, fragte ich, wohin er wolle.

Er wies nach den fernen Thürmen des Städtchens.

„Ich will dir was zeigen, dort drüben in der Nähe, komm nur mit.“

Wohl eine halbe Stunde lang gingen wir schweigend durch den mittagsstillen Wald. Es war heute nicht eigentlich heiß, die Natur hatte eine wunderbare Frische und Milde, die man besonders stark empfand nach dem Seelensturm der Nacht. Zwischen dem lichten Erlengrün die dunkelblauen Schattenwinkel wie Grotten der Seligen. In dem leise angehauchten Eschengefieder, den zitternden Hopfenguirlanden, dem lautlosen, weltentrückten Wiegen der bunten Falter auf den Lichtungen ein Frieden, der wie ein guter Traum auf alle Schmerzen sanft. All dieses weiche Grün mit seinen tausend Abstufungen erschien mir wie ein großes, stetes Feuer, das langsam, langsam, feierlich emporbrannte, ein allmähliches, schweigendes Sichselbstverzehren ohne jede Wunde, ohne jedes Zuden und Sträuben, zu tiefem, unergründbarem Zwed. Wir Menschen jagten hindurch wie ein greller Funken, eine verpuffende Rakete, das Feuer, das dort wie die Glutsäule eines Altars zur Himmelsbläue stieg, war in uns eingeeengt zu verheerendem Explosivstoff, — stürmisch, wie das heiße rote Blut in uns freiste, brandeten unsere Wünsche, unsere Gedanken; kaum daß unsere Sehnsucht etwas verstand von jenem feierlichen Pflanzenfrieden,

der nur einen Gott kannte, das Licht, nur eine Mutter, die Erde, aus der die Wurzel ihr Leben sog

Eine Zeit lang ließen wir uns tragen von solchen Bildern. Dann begann die Erinnerung lebhafter zu gären, jeder erwartete, daß der andere zu dem gleichen Punkte das Wort ergriff.

„Lieber Freund,“ begann der Graf endlich, „laß mich dir eine Frage stellen — die schwere. Was hältst du von alle dem — von dem heute nacht?“

Ich antwortete kurz, aber fest. Lilly war unschuldig, zweifellos. Ernestine hatte betrogen, vielleicht mehr aus übel angebrachter Dienstfertigkeit als aus Eigennuß, doch traf das Lilly in keiner Weise.

Er hörte mir schweigend zu, den Blick auf einem Erlenblatt, das er langsam zerfaserte. Als ich zu Ende war, blieb er stehen und legte mir die Hand auf die Schulter, ohne mich anzusehen.

„Wilhelm, noch eins. Du bist — bist — in — in deinem Urteil ganz frei? Ich meine — du — du entlastest Lilly nicht, weil — du sie liebst?“

Ich lächelte. Nein, das war es nicht. Ja, ich liebte Lilly, hatte sie geliebt. Aber das machte mich nicht blind. Ich schenkte ihm heute ganz klaren Wein ein. Ich erzählte von meiner Leidenschaft, wie von meinen Bedenken.

Er nahm auch das ganz ruhig, fast mit Gleich-

gültigkeit hin. Sein Interesse schien ausschließlich dem einen Punkt zugewandt.

„Nun, das laß nur mal, das andere. Ich weiß ja. Es ist Privatſache zwischen euch. Die Hauptſache iſt, wenn ich dein Wort habe, daß du nicht beeinflugt biſt.“

Wir gingen langſam weiter, ſeine Hand blieb auf meiner Schulter, als müſſe er ſich ſtützen.

„Ach, lieber Kerl du,“ fuhr er leiſe in weichem Tone, fort, „nimm mir das nur alles nicht übel. Siehſt du, ich habe dir ja kurze Zeit dieſe Dinge nachgetragen. Ich dachte an eine Tändelei, und du ſagſt ja ſelbſt, vielleicht habe Lillys Kraft bei der Sache Schaden genommen. Aber das iſt vorbei, reden wir nie mehr davon. Ich hab's auch nur erwähnt in meiner verzweifelten Angſt. O, du begreifſt nicht, was ich gelitten habe in dieſer Nacht. Ich habe gezweifelt, ich, ich! Zum erſtenmal, ſeit Lilly bei mir wohnt. Ich gebe jetzt alles zu. Ich bin Stunde um Stunde nachher noch in meinem Zimmer aufgeblieben, habe mir alles geſagt, was du mir eben geſagt haſt — nein, es liegt nicht der Schatten eines Verdachtgrundes vor gegen Lilly — es war ein Wahnsinn des Zufalls, der mich genarrt hat. Und doch fühle ich es wie eine Bergeslaſt auf meinem Gehirn bei dem bloßen Gedanken, daß ſo etwas noch möglich war, daß ich zweifeln konnte. Eine entſetzliche Scham faßt mich, wenn ich denke, daß ich einem

Zweifel in dieser Sachlage, nach fünf Jahren des Zusammenseins mit Lilly, überhaupt Raum gegeben habe. Aber diese Scham ist ein Nichts gegen das Furchtbare, wenn der Zweifel Wahrheit enthalten hätte. Es wäre das Ende meines Denkens, meines Lebens gewesen, der absolute Bankerott — es ist nicht auszudenken.“

Ich suchte ihn zu beruhigen, ich stellte noch einmal alles aufs beste dar.

„Gut, gut,“ sagte er, „ja es ist ja so, ich weiß. Es könnte ja nicht sein, hätte nie sein können. Aber die Stimmung ist nun einmal da bei mir, ich muß etwas thun dagegen. Mein großes Heilmittel. Weißt du, wohin wir gehen?“

„Nein.“

„Zu Nellys Grab.“

„Ja,“ fuhr er nach einer Pause fort, „sie liegt hier auf dem Kirchhof des Orts. In der Nähe meiner Ahnengräber, aber nicht dazwischen. Bei armen Leuten, wo sie hingehört. Wo der Spruch steht: ‚Denn ihrer ist das Himmelreich,‘ weil sie auf Erden nichts besaßen. Ich habe den Sarg vor Jahren herüberholen lassen. Ich weiß, es war ein Kinderspiel. Die Asche ist ja nicht das Leben, der Geist ist an keinen Ort gekettet. Aber die Theorie war aufgestellt, daß die Wirkungssphäre des Geistes in der Nähe des Grabes stärker sei. Lilly meinte so. Und da hab’ ich’s eines Tages ausgeführt, mit allerlei Mühen, aber es gelang.

Du wirst mich einen Narren schelten. Ich hatte doch Lilly, und Nelly sprach so oft durch sie. Ich weiß. Ich habe auch viel Glück darin gefunden. Und doch — am nächsten meinte ich mich Nelly in den einsamen Stunden am Kirchhofshügel. Hier habe ich immer ganz reinen Trost gefunden. Das ist menschlich, siehst du, menschliche Schwachheit, man muß es eben begreifen. Kirchhofskultus bei dem Verfechter des Auferstehungsglaubens — Dienst an der Staubhülle mit dem Bewußtsein, daß der Geist entflohen — das ist gewiß Schrulle, das ist harte Inkonsequenz. Und doch, du wirst sehen, das Grab ist so hübsch, es steckt so viel Poesie darin. Und seine kleine Dummheit hat jeder, das Leben ist ein Kompromiß. In dem grauenhaften Kampfe dieser Morgenstunden war es mir wie eine Erlösung, als ich dachte, ich wollte heute hier hinauswandern. Dann war's mir vorhin, als sollte ich noch jemand mitnehmen, als Zeugen gleichsam, mit dem ich vor Nelly träte. Denke dir, wenn das alles mit Lilly Wahnsinn gewesen wäre... alle die Jahre durch... und wenn Nellys Name in solcher Weise mißbraucht... o, es ist ja gut, daß es nicht ist. Sei mir nicht böse, weil ich heute so kindische Gefühlsanwandlungen habe. Ich bin krank, tief innerlich krank, ich fürchte, ich habe mich überarbeitet, mein Nervensystem ist zerüttet bis aufs äußerste. Das muß sich erst wieder geben, und nun solche Sachen... du verstehst.“

Wir gingen an einem schnurgeraden Kanal hin. Ich dachte daran, daß es der Wald war, durch den ich einst an jenem Gewitterabend rein zufällig den Weg nach dem rätselhaften See gefunden hatte. Wie unermeslich fern das bereits hinter mir lag, ein romantisches Märchen. Es reizte mich nicht mehr, weder mit Sinnenglut, noch mit der Gewalt des Dämonischen.

Dann öffnete sich der grüne Vorhang, es kam freies Wiesenland. Die Kanäle wurden hier schon spärlicher. Ganz nah ragte der Grasberg mit seinem trigonometrischen Holzzeichen auf, daneben die weißen Kirchtürme des Fledens.

Wir verließen den großen Weg und wandten uns nach rechts, auf einem schmalen Pfade zwischen Feldern. Eine Fahrstraße lief von der Gegend des Sees auf das Städtchen an. Dicht vor den ersten Häusern, an ihrer rechten Seite, lag der Kirchhof. Gegen den staubigen Fahrdamm eine rote Ziegelmauer mit altem Gitterthor, die Grabkreuze schauten zum Teil darüber weg, da der Boden hügelig aufstieg. Ein paar dünne Lindenbäumchen an der Straße warfen zu dieser Stunde kaum Schatten. Die Pforte stand offen, wir traten ein.

Der Kirchhof zerfiel gleichsam in zwei Rangstufen. Oben auf dem Scheitel der kleinen Anhöhe eine schwarzgrüne Cypressenwand, aus der ein Glodentürmchen ragte. Die Gräber der Spreewaldgrafen, wie mein Begleiter erläuterte.

An der Hügelwand bis zur Grenzmauer herab bildeten zu diesem dunklen Allerheiligsten die kleinen, schmutzlosen Gräber mit ihrem niedrigen Buschwerk gleichsam einen bäuerischen Vorhof. Dort oben hatte zweifellos jeder seinen feierlichen Platz. Hier herrschte ein zwangloses Gedränge, Grab drückte auf Grab, wie die Menschen untereinander in den niedrigen Bauernstuben, wo es nicht so genau auf Ordnung ankam und alle sich gleich fühlten in ihrer Dürftigkeit. Meist schwarze Holzkreuze mit plumper Goldverzierung, nur selten einmal ein weißer Stein. Wenige Blumen, nur Epheu in großer Fülle. Er schien von selbst gewachsen, wenigstens wurde er nicht gepflegt. Ein paar Gräber hatte er ganz zugedeckt, so daß man die Inschriften nicht mehr lesen konnte. Nur auf einem frischen Grabe ein paar blaßrote Rosen. Ein kleines Wendenmädchen, das die Blumen begoß, war in seinem bunten Röckchen und Halstuch der lebhafteste Schmutz. Es lief scheu beiseite, als wir kamen. Die lebendigen Menschen in der städtischen Kleidung machten ihm Angst, mit den Toten allein schien es sich nicht gefürchtet zu haben. Die Sonne funkelte auch so grell auf allem, daß man an nichts Schauriges gemahnt wurde. Ein paar Azazienbüsche leuchteten im hellsten Lebensgrün. Selbst die Moorerde, wo sie vortrat, wie an dem frischen Grabe, hatte eine fette Schwärze wie warmes Leben.

Der Graf schritt mir schweigend voran, durch den Mittelpfad, dann links zwischen zwei enge Reihen hinein. Eine Gruft war vor Alter eingesunken, das morsche Kreuz stand schief. „... Ehefrau des Kossäten...“ las man noch in undeutlichen Lettern, der Rest war verwischt. Dann unter einem Fliederbusch mit weißen Dolben ein Stein. Ein „Schneidermeister und Handelsmann“ ruhte hier. Das nächste Grab war unser Ziel. Eine schmutzlose, aufrechte Marmorplatte, im glänzenden Weiß nichts als die großen Goldbuchstaben „Nelly“. Kein Datum, kein Spruch. Mehr ein Denkmal für Wissende als ein Sargzeichen. In dem hohen, weichen Gras blinkte der Stern eines wilden Gänseblümchens, der einzige und freiwillige Blumenschmud. Auf dem kaum fußbreiten Pfade, der diese Reihe von der nächsten trennte, lagen winzige Erdhäufchen, ein schmaler Zug schwarzbrauner Ameisen wimmelte in zwei einander entgegengesetzten Kolonnen daran hin, und es war so öde, so still ringsum, daß sich die Bewegungen dieser kleinen Wesen über den sonnenbeglänzten Raum dem Auge fast aufdringlich bemerkbar machten.

Der Graf hatte einen Moment mit verchränkten Armen schweigend auf das Grab niedergestarrt, dann wandte er mir das Antlitz zu, als erwartete er, daß ich etwas sagen würde. Wir hatten so viel vom Tode gesprochen seit jener ersten Nacht am Friedrichshain. Und doch war es, als habe

im Angesichte dieses wirklichen Friedhofs, dieses Grabes, an dem das Herz des einen von uns hing, keiner dem andern etwas zu sagen.

Ich sah im Geiste wie in weiter Ferne rasch noch einmal die Bilder, die mir damals die Erzählung gewedt: das kleine Gemach, wo das arme Mädchen den fremden Mann liebte, wo die beiden lebten wie Mann und Frau, dann die weiße Dampfwolke der bremsenden Lokomotive, ich glaubte aus der Seele des andern heraus noch einmal den Schrei zu vernehmen.

Mein Blick glitt darüber von dem Grabe selbst fort, ich wandte mich, sah den Abhang hinab über die grünen Hügelchen, die alte rote Mauer weg zwischen den Lindenstämmchen in die Felder hinaus. Gelbgrünes Korn im Vordergrunde, dann die Wiesen, rötlich und gelb von Blumen, hier und da als Merkszeichen einer sumpfigen Stelle ein Erlbusch, ganz fern in weichen, grünblauen Ruppen der Wald. Ein Schaf bähte, in den Linden zwitscherten die Spazier. Nach einer Weile schlug das Gitterthor klirrend zu, hinter der Mauer flatterte auf einen Moment das weiße Kopftuch des wegstoppelnden Mädchens. Die grüne Gießkanne war auf dem Grabe, das nur ein paar Schritte unter uns lag, stehen geblieben. Die Sonne brannte aus dem Zenith mit einem leuchtenden Fleck auf dem Blech. Eine Wespe kam und setzte sich mit gekrümmtem Leib flügelzitternd ge-

rade oben auf den Henkel. Die kleine Ameisen-
 bastion am Rain hatte einer unserer Tritte platt
 gedrückt, die Tierchen wimmelten jetzt in unregel-
 mäßigen Bahnen zerstreut um den Platz.

„Das ist nun der Fled,“ sagte endlich der Graf,
 „wo ich schon in so vielen Stimmungen gestanden
 bin, erst drüben überm Meer und dann hier, mit
 Unsterblichkeitsglauben und ohne. Jetzt so lange
 Zeit mit. Und doch hab ich heute wieder meine
 Gedanken. Halt mich nicht für schwächer, als ich
 bin — nicht, als wenn ich zweifelte. Aber gerade
 hier muß ich an eins denken. Hör's mal an, wie
 du das wohl faßt. Jedesmal, wenn ich hier war,
 hab ich mich gemüht, alle die Erinnerungen an
 mein armes Weib als Ganzes zu fassen, zusammen-
 zuschließen in einen einzigen Kern. Es glückt nicht.
 Ich denke immer nur Momente, bald den, bald
 den, eine Situation, eine andere, noch eine. Und
 da sind so viel schöne, so viel unsäglich schöne im
 einzelnen. Nellys Seele ist nun unsterblich. Wohl!
 Als Ganzes. Wenn wir uns dereinst wiedersehen,
 werden wir ein neues Leben beginnen, vielleicht
 ein noch glücklicheres. Aber wo sind die einzelnen
 Momente von damals? In unserer Erinnerung
 sind sie nur noch ganz blaß, vieles ist ganz fort,
 und ich glaube, mehr, als wir denken. Es giebt
 also doch eigentlich ein Sterben, ein Loch in der
 Welt, trotz aller persönlichen Unsterblichkeit. Die
 Momente sterben! Ich weiß nicht, ob du mich

recht versteht. Ich meine, ganze Unsterblichkeit bedeute eigentlich doch nicht bloß das, was Lillj uns lehrt: Überdauern des einen großen Augenblicks des organischen Sterbens. Jeder Moment des Lebens, jedes Gefühl, jede Stimmung müßte unsterblich sein. So, wie es ist, stirbt jeder im Leben tausend- und hunderttausendmal, jedes Einschlafen der Erinnerung ist ein Tod, und dagegen giebt es auch in unserer Lehre keinen Trost. Was meinst du, gehe ich zu weit? Verlange ich Unsinniges? Oder hab ich recht, bin ich hier doch auch wieder mit allem, was wir wissen, vor einer Schranke?“

Ich verstand ihn wohl. Ich sagte etwas von der Relativität des Zeitbegriffes, wie es Kant gefunden und Schopenhauer in unvergängliche Worte gekleidet hat, von dem rein menschlichen Begriff des Moments, während im Absoluten alles scheinbar Fortgehende nur ein Einziges, eine ewige Gegenwart sei. Ich fühlte selbst, daß mit diesen mehr oder minder problematischen Hypothesen ein stichhaltiges Argument gegen den Ideengang, den ich eben gehört, nicht eigentlich gegeben sei.

„Nein,“ sagte er, „mit dem Absoluten des Zeitbegriffs kommen wir hier nicht durch. Vor ihm brauchen wir die ganze persönliche Unsterblichkeit nicht. Die Geister, die Lillj uns nachgewiesen hat, scheinen mir durchaus noch nicht im Absoluten zu sein, sie nehmen nur eine zunächst etwas höhere,

freierte Seelenstufe ein. Mit deinem Schopenhauer brechen wir hier nicht durch.“

Er schwieg wieder und wir schauten noch einmal eine Weile in das warme Mittagssbild hinaus. Steckte in der Rede, die ich gehört, eine neue Pöschpolnizafrage, angethan, uns von neuem zweifelnd zu machen und unglücklich in unserem Zweifel?

Nach einer langen Pause bückte der Graf sich und holte das Gänseblümchen aus dem Grase. Diese Handlung hatte etwas Rührendes.

„Ja, ja,“ sagte er, sich langsam aufrichtend, „o, dieses Stückchen Erde, in dem ein toter Mensch liegt! Man hat nicht umsonst die Kirchhöfe als Orte nächtlichen Schredens verschrienen. Die Geister, die in Wahrheit hier wandeln, sind vielleicht sehr sanft. Aber es wächst ein Gorgonenhaupt aus jeder Gruft, immer ein neues. Mich ängstigt, daß auch wir vielleicht noch nicht beim Ende sind.“

„Nun,“ fügte er nach einer Weile hinzu, er hatte das Blümchen in sein Taschenbuch gelegt, „lassen wir uns den Mut nicht nehmen. Schließlich ist das alles heute bei uns doch nur Nachwirkung der bösen Scenen von heut nacht. Der Himmel behüte uns davor, daß so etwas wiederkehrt.“

Wir gingen. Er schien den Trost, den er an dem Grabe gesucht, doch einigermaßen gefunden zu haben. Er wurde fast munter, unser Gespräch

betrif leichtere Dinge. Der Rückweg zum Schlosse wurde uns merkwürdig kurz. Als wir schon ganz nahe waren, sagte der Graf: „Weißt du was, überraschen wir unsern Einsiedler mal — Frey. Wir können zwar hier von der Waldseite aus nicht über den Grenzkanal, aber wir rufen den heiligen Lukas von drüben an und er hat ja den Rahn am Hause, er setzt uns über. So brechen wir wie Strolche von hinten in unser eigenes Gebiet.“

Ein paar Schritte auf einem Seitenpfad, und der Erlenwald öffnete sich — jenseits des blauen Kanals ragte die alte Mühle hell und durch das Spiegelbild ins Wasser hinein vergrößert auf. Die Mittagsstille war hier nicht so vollkommen wie im Walde. Es plätscherte und gurgelte immerfort leise unter den ausgewaschenen Erlenwurzeln. Die blauen Libellen huschten in unausgesehmem Wirbel wie kleine, schattenhafte Seelchen über den rinnenden Silberstrom.

„Holla,“ rief der Graf, die hohlen Hände vor dem Mund, „Frey! Frey!“

Nichts regte sich an den geschlossenen Fenstern der Klausen. Nur ein Rotschwänzchen brach raschelnd aus dem Weinlaub und schoß, aufgeschreckt, pfeilschnell in den Park hinüber.

„Er ist nicht da,“ sagte ich, „oder er schläft. Dem armen Kerl wird auch Ruhe not sein nach der Nacht.“

„Pah, der hat das Phlegma der Glücklichen.
Ein Zug aus der Pfeife, und alles ist vergessen.“

Wir standen noch ungeschlüssig, als ein Graskahn,
der zum Schlosse wollte, auf dem Kanal sichtbar
wurde.

Ein großes, üppiges Bauernmädchen führte die
Stange. Die Gestalt hob sich scharf und trotz des
Stoßens fast regungslos über der sammetgrünen
Last herauf, vor dem tiefblauen Himmel noch
größer, als sie war. Der Krystallspiegel unten
gab die grellen Farben, das weiße Kopftuch, das
schwarze Nieder, den blutroten Rock in ganzer
Kraft noch einmal umgekehrt wieder — ein prächtiger
Anblick, der durch die Stille und das fast
unmerkliche Näherrücken etwas Feierliches erhielt.

„Die echte Mittagsgöttin, was?“ sagte der
Graf lächelnd. Er rief einen fremdartig klingenden
Namen und ein paar wendische Worte hinüber.
Das Mädchen lenkte den Kahn zu uns heran.
Einen Augenblick später hatten wir das Grasufer
der Parkseite unter den Füßen.

„Nun wollen wir wenigstens Frey unsere
Visitenkarten auf die Staffelei kleben. Ich glaube
gar, er geht irgendwo in der Stille geheimen
Abenteuern nach. Hüte dich vor Konkurrenz bei
Lilly.“

Wir lachten beide herzlich, als er das sagte,
und bogen lachend ums Haus. Drüben riefen
wir noch einmal: „Frey! Heiliger Frey!“

Aber es blieb still wie zuvor, nur ein Pfau kreischte wie antwortend aus der Ferne.

Die Hausthür stand wie gewöhnlich offen.

„Das sind doch paradiesische Zustände hier auf dem Lande, mit den offenen Thüren,“ sagte ich, während wir uns, der Graf voran, die dunkle Treppe emportappten.

„Hast du in deinem Leben schon mal ein verschlossenes Bauernhaus . . . na nu . . .?“

„Was denn?“

„Was ist — denn — hier — mit . . .“

Ich stand jetzt auf dem engen Raum dicht hinter ihm, er drückte gegen die Thür. Ein Spalt war schon hell offen, aber es schien etwas von innen dagegen zu liegen. Der Widerstand gab jedoch nach, der Thürflügel schob sich vollends auf.

„D . . . ooo . . .“

Ich sah nur, wie der Graf einen Satz vorwärts machte, sich niederbeugte . . . im nächsten Moment stand ich auch im Zimmer . . . der Graf kniete neben einer Gestalt; sie hatte hinter der Thür gelegen, es war Frey.

„O Gott, o Gott — tot?“

Der Graf sagte nichts. Das volle grüne Licht fiel durch den Laubvorhang auf das Antlitz, das er emporgehoben. Die Züge wild verzerrt, starr, entsetzlich . . . Bei dem Versuch des Aufrichtens brach zwischen den krampfhaft gefletschten Zähnen Blut hervor . . . das Rieseln wedte für eine Ge-

kunde einen Schein von Leben . . . aber es war ein Schein.

„Blutsturz?“ sagte ich tonlos. Indem ich es sagte, fiel mein Blick auf die am Boden mitten im Sonnenlicht aufblinkende Pistole . . . das ganze Gemach war voll Pulverdampf. Wir rissen das blutige Wollhemd auf . . . ein Schuß in die Brust. Es war ein tödlicher, aber doch ein schlechter Schuß gewesen. Der Sterbende hatte sich in furchtbarer Qual durch das ganze Zimmer gewälzt. Die Staffelei war umgestoßen, Flaschen lagen in Scherben, die Blutspur ging vom Fenster bis zur Thür. Vielleicht hatte er noch rufen, noch sich bis in den Park schleppen wollen . . . in den Muskeln des Gesichts malte sich eine Qual, die alles Faßbare überstieg . . . ein Mensch, den der Tiger gepackt hat, konnte nicht entsetzter, nicht verzweifelter um sich schauen.

Ein dumpfes Schöllern . . . der Graf hatte die Notenberge vom Sofa heruntergeworfen, wir betteten die gekrümmte Leiche auf den Polstern . . . ich drückte die Augen, die grauenhaften Märtyreraugen, zu. Der Graf zog mich darüber beim Arm. Auch seine Züge hatten einen entsetzlichen Ausdruck, er zitterte.

„Da . . .“ Sein Blick wies auf ein Blatt, das offen auf dem Tische lag. Freys Handschrift. Wir lasen:

„Guten Morgen, liebe Genossen. Ich bin

drüben, kommt mir bald nach. Ich wollte es lange, aber es war doch so nett bei Euch. Gestern ging mir's aber über das Gute. Ich will nicht nach allem mich noch wieder mit neuen Zweifelleien plagen, ich will jetzt Gewißheit haben. Drüben bin ich sicher. Guten Morgen allerseits. Euer soeben in größter Friedlichkeit abgedampfter Frey. NB.: Auf den Kirchhof bei Grünheide, Ihr wißt ja. Schade um die Unkosten, aber Ihr habt mich nun mal verwöhnt. Drüben sprechen wir davon. Adio, der Zug pfeift.“

. . . Es gab nichts Niederschmetternderes als den Humor dieser letzten Zeilen des Gefunden — und diese Leiche. Man sah der Hand noch an, wie sie sich gekrümmt nach der Thürklinke, in der Luft getastet und sich schließlich selbst im wahnsinnigen Schmerz die Nägel in den Ballen eingekrallt hatte. Der Mund hatte zweifellos röchelnd, in einsamer Verzweiflung noch nach Hilfe geschrien — an der Stirn war eine blaurot angelaufene Beule, wo der Kopf sich im ersten Hinstürzen an der Staffeleide blutig geschlagen . . . vorher diese leichte Laune . . . und dann das, das . . .

„Es ist aus — aus,“ sagte der Graf nach einer Pause, in der er wohl denselben Gedanken gehabt hatte wie ich. „Bleib hier — ich gehe — gehe ins Schloß — hole die — die Leute — einen Arzt — brauchen wir wohl nicht — mehr. Das — also — ist's.“

Er schwankte langsam, sich stützend hinaus wie ein gebeugter, gebrochener Greis. Ich war allein. Ich stieß ein Fenster auf, um dem Dampf einen Ausweg zu schaffen. Die Fliegen summteten um die Blutflecken. Ich breitete ein Taschentuch über das starre Antlitz des Toten. Dann sank ich — auch ich kraftlos, matt — auf einen Stuhl.

„Das — also — ist's.“

Das Wort klang mir durch den Sinn, fort und fort. Wollte er sagen: Das also ist der Tod?

Ich suchte mich zu zwingen, mir zu sagen: der Tod ist immer etwas Gräßliches, aber der dort ist ja längst erlöst, er ist ja drüben. Mir war, als müsse er sich regen, mir ein Zeichen geben. Ich lauschte allen Ernstes, ob es nicht dreimal klopfte aus irgend einem Winkel . . . es war zu mittäglich hell in dem stillen Parkzimmer, um wirklichen Schauer zu empfinden, ich war auch zu innerlich aufgemuntert durch den ersten Schreck selbst . . . aber ich dachte doch, es müsse, es müsse etwas geschehen.

Nichts. Fort und fort summteten die Fliegen. Die Sonnenringe am Fensterbord flimmerten. Das Weinlaub schwirrte leise. Es raschelte wohl einmal außen an der Wand, aber ich wußte, daß es die Vögel waren.

Er ist drüben! dachte ich noch einmal. Ich meinte dann plötzlich, sein Antlitz müsse schon, wie der Volksmund sagt, den Himmel spiegeln, fried-

lich geworden sein. Ich hob das Taschentuch auf. Aber der Tod hatte die furchtbare Muskelzerrung noch nicht überwinden können . . . die blauen Lippen, die ich vorhin hatte schließen wollen, klappten von neuem fletschend auf . . . ich ließ die Hülle erschreckt zurückfallen.

Mein Blick irrte unstät durchs Gemach. Immer deutlicher gewahrte ich jetzt die Spuren sowohl der letzten Lebensstunde, wie des letzten Kampfes. Und überall der gleiche Kontrast. Auf dem Tisch eine geleerte Champagnerflasche neben dem alten lederen Tabaksbeutel. Die Pfeife zertrümmert in der ersten Blutlache am Fenster. Mit anderen Sachen war in dem Tumult ein zerstücktes Heft herabgefallen, das lose graue Titelblatt war ein Stück weiter weggeflogen bis unter die Trümmerstücke des Pfeifenkopfs hinein, der obere Rand hatte Blut getrunken. Ohne aufzustehen, las ich von meinem Plaze, was es war: Tollois' Bekenntnisse. Dann starrte mich wieder mit seinen großen, edigen lateinischen Lettern das letzte Schriftstück an. Ich las es zweimal, dreimal. Die lächelnde Zuversicht klang mir immer mehr wie Wahnsinn. Von neuem hörte ich das Wort des Grafen. „Das — also — ist's.“

Die Zeit, bis die anderen kamen, dehnte sich mir endlos. Bisweilen, wenn ich aufschaute, sah ich die Pistole hell am Boden glänzen. Ich hätte um keinen Preis gewagt, sie jetzt dort fort zu nehmen,

obwohl jeder Eintretende darüber stolpern mußte. Einmal erscholl unten ein Plätschern, es rauschte wohl wieder ein Kahn vorüber. Ob ich ihn anrufen sollte? Eine Scheu hielt mich zurück. Abermals, zum viertenmal nahm ich das Blatt vom Tische und las die Schrift. Ob sein Gesicht wohl jetzt friedlich geworden war? Ich wagte nicht mehr, das Tuch zu heben, ich fürchtete mich. Ein dumpfes Brüten kam über mich, ich lauschte immerfort, ob die Schritte der anderen noch nicht nahten. Einen Moment glitt ein Bild wie eine ferne Vision an mir vorüber: der Kirchhof, wo er begraben sein wollte. Deshalb hatte er mir heute nacht so unvermittelt davon gesprochen. Ich sah den kleinen Hügel zwischen den zwei blauen märkischen Seen . . . leise säuselnde Birken . . . Asten auf den Gräbern . . . das Schulhaus, in das er als Knabe gegangen. „Sonderbar, wie kurz der Schritt ist — und so viel Umwege, so viel Umwege. So viel Meilen — und so viel Philosophie.“ Mir war, als sage er es selbst noch einmal. Ich schaute hinüber. Aber er lag starr und schweigend unter seinem Tuch. Die Schwalben unter dem Dach flogen aus und ein, ihre langflügeligen Schatten huschten jedesmal, wenn eine vor dem Fenster vorüberstrich, über die Blutflecken am Boden, die weißen Porzellan-scherben, das nasse Titelblatt der Tolstoi'schen Bekentnisse.

Antwort! Antwort!

Er gab keine Antwort. Und ich sah durch die Hülle hindurch das verzerrte Gesicht . . . „Das — also — ist's.“

Schritte knirschten jetzt unten auf dem Sande. Ich atmete auf. Endlich. Aber bloß ein einziger leichter Tritt kam die Treppe herauf. Es klopfte. „Herein.“ Es war Lilly. Sie blieb an der Thür stehen und starrte mich aus großen Augen fragend an.

„Lilly,“ sagte ich, mich langsam erhebend, „unser armer Freund . . .“

„Wirklich tot?“

„Tot. Es ist furchtbar.“

Einen Moment schien es, als wolle sie das Tuch von dem Antlitz ziehen. Aber sie ließ die schon erhobene Hand sinken. Aufrecht, straff, wie sie da stand, die Brauen finster geschürzt, zuckte sie plötzlich die Achseln. Ihr Blid schien eisig kalt.

„Der Narr,“ sagte sie hart, daß es laut und wie entweihend durch das stille Sterbegemach tönte. „Auch das noch, auch das? Wahnsinnige Menschen, ihr!“

„Lilly, du solltest das hier nicht sagen. Der Tote . . .“

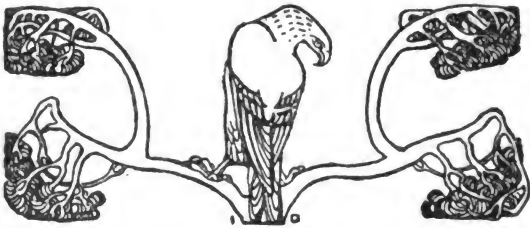
Sie ließ mich nicht austreden, sondern drehte sich jäh um und war im nächsten Augenblick schon wieder durch die Thür verschwunden. Ihre Röcke hatten dabei den Revolver am Boden gestreift, so daß er klirrend auf die andere Seite fiel.

Die Treppe frachte unter ihrem eiligen Tritt.
Dann wurde es wieder ganz still.

Aber nur für kurze Zeit. Das Durcheinanderreden vieler Stimmen tönte aus dem Park, die anderen kamen.

„Er ist gestört gewesen, längst,“ hörte man den Hauptmann noch von unten sagen, „ich habe es immer gesagt, es mußte so kommen.“





IV

Was in den nächsten Stunden um mich her vorging, davon hatte ich kaum irgend eine Empfindung. Die Außenwelt schien mir tot, obwohl sie laut genug um mich lärmte. Die kleine Malerzelle füllte sich mit Menschen: ich lehnte stumm am Fenster, die vielen Gesichter, die kamen und wieder verschwanden, wogten an mir vorüber wie leere Schatten, mit denen ich nichts gemein hatte. Eine Zeit lang stand Walter neben mir und redete ein langes und breites im Flüsterton eines Totenhauses, von Frey, von Lilly, von allem möglichen. Ich antwortete nicht und beachtete es kaum, als er weiter ging, zu einem andern trat. Einmal, als ich mit dem Rücken gegen die Stube stand, legte der Graf mir die Hand auf die Schulter. „Wilhelm, Wilhelm, wo ist unser schöner Morgen.“ Ja, wie gut, wie friedlich war der Gang nach dem stillen Kirchhof gewesen. So hatten wir armen Menschen uns schon wieder heraufgerettet gehabt

nach den Schrednissen der Nacht . . . und nun gleich hinterher das . . .

Gab es denn gar keine Ruhe mehr?

Und zu den grausigen Bildern des Geschehenen kam es immerfort wie eine innere Stimme: das ist erst der Anfang, nun kommt Schlag auf Schlag.

Ich kämpfte dagegen an. Was sollte denn noch kommen? Das denkbar Entsetzlichste war geschehen, was denn nun noch? Aber die Angst kam wieder. Sie war krankhaft, ich empfand es selbst, aber ich wurde sie darum nicht los.

Im Laufe des Nachmittages, nachdem ich ins Schloß zurückgekehrt war, mit den anderen ein trübes, schweigfames Mahl eingenommen und mich dann in mein Zimmer hinaufbegeben hatte, kam die Beklemmung immer heftiger über mich. Ich beschloß, eine Weile in der nahenden Abendkühle spazieren zu gehen, um mir den Kopf frei zu machen. Ich suchte im Schloß, ob nicht jemand mitkäme. Aber der Graf war mit dem Hauptmann nach dem Städtchen gefahren, Walter hielt die Wacht bei dem Toten. Dort wollte ich nicht hin, ich wollte die Leiche überhaupt nicht mehr sehen.

So schritt ich schließlich allein in das Wiesenthal hinaus.

Billy hatte sich seit jener kurzen Scene nicht mehr blicken lassen, ich hatte auch kein Verlangen nach ihr. Aber jetzt, wie ich an sie dachte, fiel

es mir auf einmal in den Sinn, als sei mit Lilly etwas Schreckliches vorgefallen. Was denn? Nein, es war ja nichts. Die Vorgänge der Nacht waren längst erklärt.

Freys That war unabhängig von allem, — im Gegentheil, er war im festen Glauben gestorben, gewissermaßen für Lillys Lehre.

Die Hitze war stark gedämpft, als sei irgendwo in der Nähe ein Gewitter niedergegangen. Vom Horizont segelten Wolken rasch herauf, die bisweilen die Sonne verhüllten. Ich ging langsam durch den Wald in der Richtung auf die Mühle an. Ich hatte diesen Weg in der Zwischenzeit so oft mit Lilly gemacht, daß ich jetzt jede Biegung, jeden kreuzenden Kanal kannte. Der Zauber, den dieser Eschenstand beim ersten Durchschreiten auf mein Auge ausgeübt, war verflogen, die Natur erschien mir nichtsagend und leer. Der Wind säufelte leise durch das gefiederte Blätterwerk, in den blanken Wasseradern erschien das grüne Gitterdach gespiegelt . . . immer das gleiche Theater-spiel, die große Fata Morgana der Erscheinungswelt.

War Lillys Lösung eine Antwort?

Was stand hinter jenen Geistern, waren sie endlich volles Sein oder auch nur wieder Sinnes-
traum?

War Frey heute glücklich, war das Antlitz der Qual, mit dem er geschieden, nur die letzte Maske

gewesen, die fiel . . . oder rang er in neuen Schmerzen hinter dem Vorhang, wo wir ihn nicht mehr sehen konnten?

Würde er durch Lilly zu uns sprechen? Wie oft hatten wir das in lebhafter Tischdebatte erörtert: wenn einer von uns sterben sollte! Und nun war der Anblick des Todes doch wieder so allmächtig gewesen, daß mir das alles trotz der Thatfachen wie Wahnsinn erschien.

Frieden — Ruhe — Schlaf — mehr konnten diese verzerrten Züge nicht ersehnen. Auch ich sehnte mich als Lebendiger danach. Einst war mir der Gedanke ewiger Ruhe entsetzlich gewesen. In diesem Momente fragte ich mich, ob es niemals absolute Ruhe gab? War ewiges Weiterleben eine Erlösung? Die Menschheit hatte das Umgekehrte gesagt in ihrer Sage vom Ahasver. Ewige Ruhe: ewiges Nichtwissen . . . und wenn dieses Nichtwissen nun besser war als volle Erkenntnis? Ich dachte an die Nacht. Hätte der Schein des Augenblicks Wahrheit gesprochen, Lilly verdammt, o, wäre es dann nicht tausendmal besser gewesen, wir wären ewig blind geblieben, hätten nie erfahren, was die Wahrheit war?

Als ich aus dem Walde trat, begann es in starken Tropfen zu regnen. Ich eilte zwischen den Garben durch auf die Mühle zu und suchte für einen Augenblick Schutz in der engen, verräucherten Wirtsstube. Schmutzige Arbeiter in Hemdärmeln

drängten beständig aus und ein. Der Raum war schmal. Ein riesiger Kachelofen in die Wand eingelassen, im Hintergrunde ein niedriger brauner Schrank, der als Buffet diente, an den Seiten eine umlaufende Holzbank, die winzigen Fensterchen mit roten Gardinen, an der Decke eine zitternde Hängelampe. Eine blonde, blasser Magd in nüchtern grauem Hauskleide ohne Nationalfarben verschenkte mit ziemlich viel Geklirr und Geklapper aus einer großen Flasche den Branntwein. Die langen, mehlüberstäubten Gestalten kamen und gingen mit schwerem Tritt, aber ohne viel Worte. Als das Stampfwerk der Dypresse im Nebenraume plötzlich schwieg, entstand eine große Stille trotz der vielen, beständig aus der Luke des dunklen Mühraumes auftauchenden Menschen. Ich trank ein Glas Braumbier im Winkel, ohne daß jemand Notiz von mir nahm. Die Leute schienen mir Teile der kalten, polternden Maschine selbst, die irgend ein Mechanismus von Zeit zu Zeit in die Schenke heraufbeförderte, damit sie sich ihre eingetrockneten Kehlen mit einem Tropfen anfeuchten ließen, wie man ein Mädchen ölt. Und das alles, dachte ich, rafft nun morgen der Tod, es irrt als Geist im Jenseits, vielleicht auch dort wieder Maschine, nur in anderer Art.

Wozu? Wozu?

Der Dunst in dem engen Berlies war auf die Dauer unerträglich, es schien auch, als sei die

Regenwolke schon wieder vorübergezogen, an den Vorhangeden leckte ein fahles Gelb vom Sonnenuntergang. Ich zahlte und ging. Was sollte ich hier länger?

Die nassen Bänke und Holzstöße des Hofes schimmerten schon grell im Abendgold. Die Ferkel grunzten. Unter der großen Linde lachten ein paar von den kleinen wendischen Müllerinnen übermütig laut, die bunte Tracht glänzte lustig vor dem Kanalspiegel, der seine Schaumwellen dahintrrieb. Die rohe Lebensfreude in diesem Gezwitzcher war mir heute ebenso zuwider wie der schweigende Ernst in der Schnapsstube.

Ich schritt rasch über die Brücke und war bald wieder allein in der abendstillen Landschaft, die zusehends in den Glutfarben des Sonnenuntergangs verschwamm. Der Pfad führte immer weiter vom Schlosse ab, mitten in die Kornfelder und Wiesen des großen Wendendorfes hinein. Über dem broncefarbig aufblinkenden Korn und dem natürlichen Rosa und Gelb der Blumenwiesen die dicken braunen Heuschaber mit ihrer Form trodener Birnen an langem Stiel, der Fahrweg selbst rot, mit glühenden Wasseradern in den Radfurchen. Die kreuzenden Kanäle milchig-blau mit goldroten Spiegelbildern der vereinzelt treibenden Abendwölkchen. Hier und da ein Einblid in kleine Erlenhaine, dunkelgrün, wie natürliche Tempelchen, ein Busch Weiden, in denen der Silberton scharf her-

austrat, überall dazwischen zerstreut die hohen, silhouettencharfen Pappeln.

Nach einer Weile tauchte aus einer größeren Baumgruppe ein einstödiges, weißes Haus. Ich kannte es von den Streifereien mit Lilly her: das Wirtshaus zum „wendischen König“. Saftgrüne Wiesen rechts und links, in der Mitte etwas ansteigend die rote Fahrstraße, oben dicht am Hause eine gestutzte Pappelreihe, steif wie Loden einer riesigen Berüde. Eine runde, schwarzblaue Regenwolke hing gerade über dem kleinen Zinnendach im zartblauen, wie mit fleischfarbigen Strichen durchsetzten Himmel. Der untere Rand verglühte düster karminrot, und aus der ganzen Masse sank langsam wie ein brennend roter Tropfen, den die weißen Gätürmchen noch für eine kurze Zeit stützten, die Sonnenscheibe. Der Giebel stellte sich vor den Feuerball, als ich näher kam, nach oben aber streckten sich jetzt flammende Strahlen ins Blau wie eine wirkliche Krone des alten Wendenkönigs.

Wie gleichgültig mir heute auch dieses gewaltige Feuerwerk der Natur war. Ich starrte in den dunklen Wolkentoloß. Der Karminrand war jetzt oben, er krümmte sich fingerartig in die rötlichen Strahlen hinauf, eine dunkle, gespenstische Hand, die das letzte Glanzlicht da oben erfassen, zerbrüden, in die Nacht hinunterzerren wollte. Ein Buch mit Seemannsmärchen, das ich als Kind besessen, fiel mir ein. Ein Bild war darin gewesen:

die „Hand des Satans“. Den kühnen Schiffern, die sich aufs offene Weltmeer hinausgewagt, redete sich jählings eine haushohe kohlschwarze Riesentage aus der Flut entgegen und trieb sie zurück. Es war nicht die Wolke allein, die mich daran denken ließ. Auch aus dem Werke, an dem wir schafften, redete sich eine Satanshand. Mahnte sie zur Umkehr? Oder gab es kein Entrinnen, hatte sie die Sonne schon verschlungen und kam nun auch über uns, langsam, unvermeidlich, mit der gräßlichen Konsequenz des Dämonischen . . .?

Ich trat in die kleine Wirtsstube. Sie war leer. Alles wie sonst, wenn ich mit Billy hier gerastet: die roten Tische, der gelbbraune, veräucherte Kachelofen, die grobblauen Rouleaux und rosenfarbigen Gardinen an den winzigen Fensterchen, an der Wand das einförmige Ticken der Uhr, durch die offene Verandathür das ferne Bellen eines Hundes . . . ich setzte mich auf die Bank und stützte den müden Kopf auf beide Hände. Kein Mensch schien zur Bedienung zur Hand. Endlich, nachdem ich ein paarmal mit dem Absatz aufgeklopft, stapfte draußen etwas daher, kam die Ziegelstufen der kurzen Verandatreppe herauf. Ich hob das Gesicht und wollte gerade sagen „Bringen Sie mir doch . . .“ aber es war nicht das Wendenmädchen, das ich erwartet hatte.

Uniformknöpfe glänzten, es war nur der Landbriefträger. Er grüßte und setzte sich an einen

andern Tisch. Dann schien er mich nachträglich zu erkennen, er wühlte in seiner Tasche, stand auf und brachte mir einen Brief. Es sei ein Zufall eingetreten, sein Raden habe sich festgefahren, deshalb komme er heute so spät. Er erzählte die Geschichte zweimal mit großer Genauigkeit und unter lebhaften Bewegungen seines kleinen rothaarigen Kopfes. Ich hielt inzwischen den Brief unerbroschen in der Hand . . . der erste Blick auf Handschrift und Poststempel hatte mir schon verraten, daß er von Therese kam. Endlich erschien die Wirtin mit einem Kinde auf dem Arm und hemmte den Redestrom. Da im Gemache schon Dämmerung herrschte, trat ich auf die Veranda hinaus. Und hier, an den kalten Mittelpfeiler gelehnt, las ich den Brief, das Papier gelb vom Abendglanz, der sich noch einmal durch die Wolken gekämpft.

Zuerst war mir, als erklinge eine Stimme aus einer andern Welt. Meine Zeilen, die doch so stark vom rein verstandesmäßigen Wissensdrange diktiert worden waren, hatten dem armen Mädchen offenbar die lebhafteste Freude bereitet. Trotz meiner müden, von allem Erotischen unendlich weit entfernten Stimmung fühlte ich die Wärme, die diesmal schon gleich die Anrede ausstrahlte. Wenn überhaupt damals bei meinem frostigen Verhalten ein Groll entstanden war, so war er heute sicherlich versiegt, und die reine Freude war geblieben, daß ich überhaupt wieder einen Annäherungsversuch

gemacht. Die ersten Seiten des Briefes handelten von ihrer Lage, ihren Studien, dem Leben in Ehrenfeld. Ich wußte, daß sie dort nicht auf Rosen gebettet war. Und doch kein Wort der Klage. Sie war ein tapferes Mädchen. Mich faßte heute Sehnsucht nach diesem einfachen, nütternen Kampfe ums Dasein, dieser sicheren Arbeit ohne den Klarflug des Gedankens. Nach den wilden Bildern des Todes, der Geister, der Grabkreuze war das doch einmal wieder eine Stimme des Lebens schlechthin. Wir hier tranken Champagner und beschworen Gespenster. Dort rang ein verlassenes, kleines Menschenkind um sein Stüchden Brot und doch klagte es nicht.

Meine Augen hatten mehr zwischen den Zeilen gelesen als darin, eine Weile hatte ich die Schrift ganz verloren. Aber da war ja noch ein Bogen, was kam denn noch? Ja so, die Details der alten Geschichte, um die ich geschrieben. Gehorsam meinem Wunsche gab das gute Mädchen eine nach Kräften ausführliche Schilderung der Vorgänge kurz vor Edmunds Tod. Der Streit mit dem Assessor hatte sich aus einer Ursache von entsetzlicher Wertlosigkeit entwikkelt: Einsteigen in ein angeblich bereits überfülltes Coupé. Dann die gewöhnliche Kette: Wortwechsel, eine Ohrfeige, die Forderung; nur das eine recht eigentlich unlogisch und schmerzlich: Edmunds, des freidenkenden, modern fühlenden Edmunds Fall in diese

jämmerlichste Grube konventionellen Wahnsinns. Ich las schnell hinweg über diese Sachen, im Grunde interessierte mich die alte Geschichte verzeifelt wenig. Aber ich stutzte doch vor einem Rätsel, das die weiterhin folgende Schilderung ergab. Das Duell hatte in der Frühe des nächsten Tages um sieben Uhr stattgefunden. Beim zweiten Kugelwechsel hatte Edmund einen Schuß in den Unterleib erhalten. Man hatte das arme Mädchen offenbar recht genau in die medizinischen Details eingeweiht: die Kugel konnte nicht aus dem Körper entfernt werden, Feszen von Hose und Wollhemd waren in die Wunde mit hineingerissen worden und so weiter.

„Wenige Stunden später hatte mein lieber Bruder infolge einer inneren Verblutung ausgelitten, und kannst du dir meinen Schmerz denken, als ich ihn nicht mehr am Leben antraf.“

Ich ließ das Blatt einen Moment sinken und sah in die Landschaft hinaus. Der Goldglanz war verblaßt, das Grün der Felder stand scharf unter dem tiefen Himmelsblau. Ich suchte in meiner Erinnerung nach den Details jener Scene vom „zweiten Gesicht“. Um elf Uhr hatte ich die Erscheinung gehabt, elf Uhr abends.

Therese war schon im Laufe des Vormittags abgereist, — laut Aussage ihrer Nachbarin. Und sie sollte Edmund nicht mehr lebend angetroffen haben? Elf Uhr stand als Todesstunde in jenem

Telegramm. Ich las die Stelle noch einmal. Das Flimmern des Papiers war jetzt verschwunden, die Buchstaben hoben sich scharf von dem weißen Blatt.

„Wenige Stunden später.“

Das hieß doch nicht: am späten Abend, nachdem der Schuß kurz nach sieben Uhr morgens gefallen war.

Einen Moment dachte ich, es sei bloß weibliche Inkorrektheit bei der Erzählung. Aber ich las weiter und stutzte abermals. Therese schilderte ihre Verzweiflung, ihre vollkommene physische Unfähigkeit zu irgend welchem Thun im Laufe des Nachmittags. Sie war also nachmittags schon dort gewesen, — Edmund anscheinend schon nachmittags tot. Und mehr: sie entschuldigte sich ganz besonders bei mir.

„Darum kam es, daß du das Telegramm wohl erst in der Nacht bekommen hast, du solltest es gleich haben, aber ich war so krank, es war mir auch alles so gleichgültig.“

Diesmal ließ ich das Papier nicht sinken, ich las weiter bis zum Schlusse. Es enthielt nichts Bemerkenswerthes mehr. Ich hatte jaß verstanden.

Edmund war morgens um elf gestorben. Nicht abends.

Die auch nur annähernde Gleichzeitigkeit von Erscheinung und Sterbestunde fiel damit endgültig fort. Ein paar Minuten lähmte mich das wie ein

förperlicher Schlag. Ich empfand eine Übelkeit, ein Herauffteigen vom Magen, das so peinlich war, daß es mich zunächst vom Geistigen ganz ablenkte. Es zwang mich, in die Wirtsstube zurückzutreten und ein Glas Nordhäuser zu trinken. Die furchtbare Erregung bewirkte dann, daß die kleine Dosis Alkohol einen förmlichen Rausch erzeugte, der sich allerdings beim langsamen Marsch durch die abendstillen Felder nach und nach wieder verlor. Etwa in der Gegend der Holzbrücke an der Mühle kam mir zum erstenmal der Gedanke ganz klar vors Bewußtsein: was macht man mit dieser neuen Thatsache? Und ich sah fast gleichzeitig das hämißch lachende Antlitz des alten Professors vor mir . . .

Nun wohl, dachte ich mit plötzlichem Troß, das beweist immer noch gar nichts! Ich hatte in der langen Lehrzeit der letzten Wochen von Fällen des zweiten Gesichts gelesen, bei denen das Phantom sich keineswegs sofort, sondern Stunden, oft viele Stunden nach dem Tode eingestellt hatte. Wenn die Geisterhypothese im Rechte war, so lag auch darin durchaus nichts irgendwie Überraschendes, für die Zeit existierte eben gar kein Zwang, die Erscheinung selbst war alles. Doppelt jämmerlich dünkte mich jetzt das spißfindige Argument des Professors, ich lachte, — einen Augenblick, während ich über den öden Wirtschaftshof der Mühle schritt, kam mir das ganze sehr geringfügig vor. Noch

eine kleine Schwankung in der Zeitangabe also, weiter nichts. Ein Glück immer wieder, daß ich noch nichts veröffentlicht hatte.

Dann, im dunklen Walde, als die Kühle des atmenden Blätterwerks wohl den letzten Rest der Alkoholgeister austrieb, fühlte ich doch wie damals in dem Gespräch mit Walter ein gewisses Unbehagen, zunächst eigentlich nur eine Art Ärger. Die Gleichzeitigkeit war nicht nötig, gewiß nicht. Aber sie hätte ein so sinnfälliges Argument abgegeben. Die Thatsache war so dumm, ich hätte daran rütteln mögen.

Plötzlich, als ich das Schloß mit hellen Lichtern vor mir sah, überfiel mich eine große Traurigkeit. Das Gefühlselement der Sache regte sich. Ich hatte Frey ganz vergessen gehabt und erinnerte mich jetzt jäh daran. Es war ein Unglückstag heute. Ein trüber Fund über den andern. Wohin sollte das gehen? War denn das Glück von diesem schönen Erdenwinkel gewichen?

Bei all meiner inneren Selbstüberredung, daß die Angabe, die der Brief gebracht, durchaus nichts Fundamentales erschütterte, nur einen Fall, der mir seit meiner Kenntnis von der spiritistischen Litteratur keineswegs mehr der einzige seiner Art war, etwas komplizierter mache, fand ich doch nicht den Mut in mir, irgend einem aus dem Kreise jetzt von dieser neuen Sache zu berichten. Ich stieg in mein Arbeitszimmer hinauf, zündete mir

die Lampe an und blieb den ganzen Abend über allein.

Eigentlich hatte ich gleich beim Eintritt das versiegelte Protokoll jener Nachtszene hervorholen und einer eingehenden Durchsicht unterziehen wollen, — ich sagte mir sogar auf der Treppe, daß ich deswegen nur mein Zimmer aufsuche. Ich öffnete auch den Schreibtisch und nahm ein Paket Schriften heraus, unter denen das Couvert sich befinden mußte. Aber ich legte die Sachen wieder fort, als sei ich jetzt zu erregt dazu. Ich wollte meinem Kopf für heute nicht noch mehr zumuten. Auch Theresens Brief las ich nicht noch einmal, ich schob ihn unter die anderen Papiere.

Ich nahm den letzten Jahrgang der Zeitschrift „Sphinx“ und las zwei Stunden darin, ohne rechte Teilnahme und mit sehr viel Skepsis. Gerade die Berichte, die ich heute fand, schienen mir ganz und gar nicht den Anforderungen an exakte Beobachtung zu genügen. Ein paar zweifellose Schnitzer ärgerten mich bis zum Krankhaften, ich setzte große, zitterrige Fragezeichen an den Rand und zerkrüllte die Eden, daß es schade um das schöne Papier war.

Dann legte ich mich schlafen. Eine Weile schließ ich fest und schwer. Dann wachte ich mehrfach auf. In den Pausen des Wachseins quälte mich die Erinnerung an Edmund, an Frey, an Ernestine. In einem ungewissen Zustande zwischen Träumen und Wachen tauchte plötzlich mit fieberhafter

Energie der Gedanke an das versiegelte Dokument auf. Es war mir, als habe ich den Entschluß gefaßt, es doch noch einmal zu lesen und mit dem Briefe zu vergleichen. Ich würde Ruhe und erquickenden Schlaf finden, wenn ich alles klar gestellt hätte.

Nun glaubte ich mich aufstehen zu sehen, ich zog mich an, Stüd für Stüd, ich öffnete mit der brennenden Kerze in der Hand die Thür des kleinen blauen Salons. Ich trat dort ans Fenster, öffnete den einen Flügel. Unten lag die Rosenlaube im Mondlicht versilbert. Die blanke Scheibe des Gestirns schwamm in einem grünen Hof, die Parkbäume rauschten. Ich sah mich um und bemerkte, daß die Kerze heftig fladerte. Der Schimmer tanzte über die Wand, ich sah alle Gegenstände des Gemachs sehr deutlich. Ich schloß das Fenster und ging quer durch den Salon nach dem altmodischen Schreibtisch. Als ich vor dem zweiten Fenster vorbeiging, bemerkte ich im Moment, da ich das einfallende Lichtviereck des Mondscheins durchschnitt, daß mein Körper zweierlei Schatten warf: einen rötlichen nach der Tischseite, den Mondschatten, den aber die Kerze matt färbte, — und einen grünlichen nach dem Fenster zu, den Kerzenschatten, den der Mond schwach versilberte. Ich kannte das Phänomen, glaubte es aber noch nie so intensiv gesehen zu haben. Dann holte ich den Schlüssel aus der Tasche, — er fiel mir leise

flirrend auf den Teppich, ich hob ihn auf, öffnete das Fach und langte nach dem Couvert. In dem Momente aber faßte mich ein leichtes Grauen. Ich besah aufmerksam das Siegel, löste es aber nicht, sondern legte das Ganze wieder an seinen Platz. Nun nahm ich die Kerze wieder vom Tisch fort und kehrte in das Schlafgemach zurück. Als ich die Flamme eben ausgeblasen und die Decke über meine fröstelnden Glieder gezogen hatte, fiel mir ein: du hast den Schreibtisch nicht wieder verschlossen. Ach, dachte ich, in der Nacht rührt niemand daran, es hat Zeit bis morgen. Dann schlief ich ein, wenigstens träumte ich eine verworrene Geschichte und wachte später mit einem Schreck auf.

Ein Dröhnen hallte mir im Ohr. Gleich darauf zuckte es hell durchs Zimmer und krachte grell wie ein Kanonenschuß . . . die Luft in dem verschlossenen Raume war erstidend heiß . . . ein Gewitter tobte. Ich lauschte eine Zeit lang den wilden Schlägen und verfolgte das rasch sich jagende Aufflammen der Blitze.

Darüber wurde ich vollkommen wach, und gleichzeitig kehrte mir die Erinnerung an die Vorgänge von vorhin außerordentlich lebhaft zurück. Zuerst hielt ich sie für ein durchaus reales Erlebnis. Aber ich dachte an das stille Naturbild des glänzenden Vollmonds über der Veranda. Hatte sich denn das Gewitter so jäh entwickelt? Als ich mich zuerst zur Ruhe begeben hatte, war der Himmel

schwarz umwölkt gewesen. Sehr rasch kam der Zweifel: hatte ich das Ganze nur geträumt? Aber alles war mir noch zu deutlich, es war doch kaum möglich. Ich erhob mich und schlug ein Streichhölzchen an: die Dochtspitze der frischen Kerze war noch weiß und unberührt . . ich war vorhin beim Schein der Lampe zu Bett gegangen. Also alles Traum! Der Schlüssel zum Schreibtisch steckte in meiner Tasche, das Fach war fest verschlossen. Die äußeren grünen Läden der Salonsenster waren vorgezogen, ich hätte sie öffnen müssen, um den Mond zu sehen, falls er überhaupt sichtbar gewesen war. Davon wußte die Erinnerung nichts. Ich stieß die Flügel jetzt auf und ließ die gereinigte Luft einströmen. Draußen prasselte die Flut in die Rosen der Veranda, — eine faustdicke Nacht.

Kopfschüttelnd suchte ich mein Lager wieder auf, schlief aber jetzt fest und traumlos durch bis zum Morgen





V

Am nächsten Tage fühlte ich mich krank. Ich war heiser, und auf meinem Gehirn lastete ein Druck, der mir ein paarmal ein nervöses Angstgefühl erzeugte. Mit aller Macht vermied ich es, mich auf Grübeleien über die letzten Ereignisse einzulassen. Walter leistete mir den ganzen Nachmittag auf dem Zimmer Gesellschaft, ohne daß ich es über mich gewinnen konnte, ihm Theresens Brief zu zeigen. Er erzählte mir von dem friedlichen Bilde, das die in einem Blumenmeer aufgebahrte Leiche unseres Freundes jetzt böte. Hinzugehen, hatte ich keine Lust. Über Lilly hörte ich, sie pflege Ernestine und kümmere sich sonst um nichts.

Wir plauderten dann von anderem, von Freys Leben, von den Motiven zu seiner That. Walter hatte sich alles sehr nüchtern zurechtgelegt. Die stille Tragödie in Freys Leben sei am Ende doch die Unfähigkeit zu einer wahren künstlerischen Leistung gewesen. Besser, daß ein scharfer Schnitt

dem leise zehrenden Martyrium ein Ende gemacht, als langsames Hinsiechen in wachsender Geistesnacht. Ich ließ ihn reden und schwieg.

Draußen heulte der Wind, es war ein rauher Tag wie im Herbst, dem nur die grünen Blätter Hohn sprachen. Als ein fahles Abendgelb heraufzulothen begann, klopfte der Graf an die Salonthür. Er war blaß, aber sehr ruhig. Er kam, um uns die Mitteilung zu machen, daß der Sarg jezt geschlossen werden solle. In der Nacht solle die Leiche im Kahn zur Station, um mit dem Frühzug nach ihrem Bestimmungsorte abzugehen. Der Hauptmann hatte sich erboten, mitzureisen. Für uns aber sollte in der Malerklaufe am Kanal eine letzte kleine Feier stattfinden, ohne Geistlichen, bloß ein Abschiedswort im engsten Kreise.

Obwohl mir die Stirn vom Fieber brannte, konnte ich mich dem nun doch nicht entziehen, wir stiegen zusammen in den Park hinunter. Das Abendrot war rasch verglüht, unter den Bäumen war es naß und dunkel, ein Moderduft kam aus dem Gesträuch. Einmal sperrte ein frisch vom Sturm geknidter Platanenzweig den Weg, die weiße Bruchstelle leuchtete gespenstisch aus der Dämmerung.

„Eine trübe Fahrt, die das wird,“ sagte der Graf, „die Pechfadeln werden kaum halten in der Masse. Die echte Totenfahrt.“

Die Kerzen in dem kleinen Sterbezimmer warfen ein zitterndes Lichtband über den aufgeweichten

Platz vor der Mühle. Eine Menge Leute standen in der Nähe der Thür in murmelnder Gruppe beisammen, die Bediensteten aus dem Schloß, darunter eine Anzahl wendischer Mädchen und Frauen in ihrer Trauertracht. Die Männer zogen die Mützen, als wir kamen. An der Treppe erwartete uns der Hauptmann mit einem Kreppflor am Arm und schwarzen Handschuhen. Oben herrschte ein betäubender Duft, man sah nur Blumen, Kerzen und den Sarg. Der Deckel war bereits geschlossen, auf dem blank schillernden Holze lag ein einzelner großer Lorbeerfranz. Walter schloß hinter uns die Thür, der Kreis der Spreewalddritter war allein.

Ohne daß einer gefragt hätte, sagte der Hauptmann: „Miß Jadson ist nicht gekommen.“

Niemand antwortete.

Dann trat der Graf vor den Sarg und legte die Rechte darauf. Ich erwartete, er werde ein paar schwungvolle Sätze sagen. Aber er beschränkte sich auf das einzige: „Guter Genosse — Frey — die Freunde — aus dem Spreewalde — sagen dir Lebewohl.“

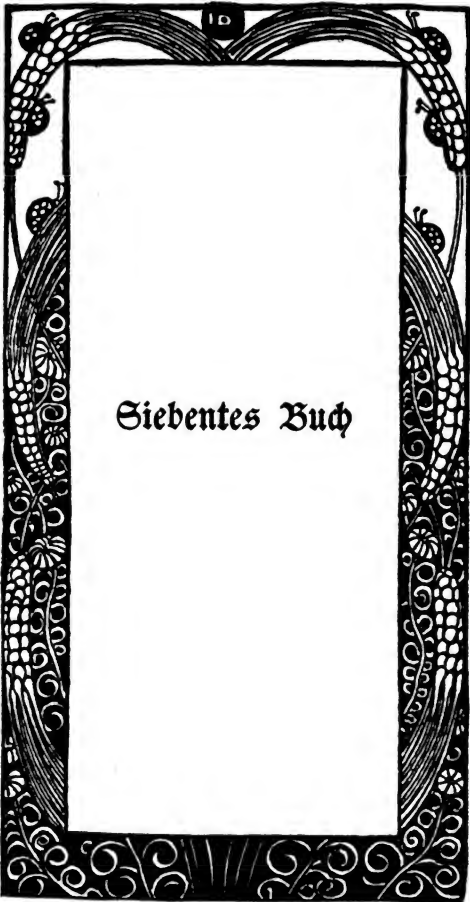
Walter weinte heftig und laut, der Hauptmann stand mit gesenktem Blick und gefalteten Händen starr wie eine Statue. Der Graf ließ die Hand noch lange auf dem Sarge liegen, als wolle er noch etwas hinzufügen, aber er kam nicht mehr dazu, schließlich beugte er sich schweigend nieder und drückte einen Kuß auf den Kranz. Wir folgten

ihm in der einfachen Handlung der Reihe nach. Vor dem halb offenen Fenster rauschte der Wind mächtig und hohl in den Erlenbüschen, die Kerzenflammen knisterten, die Schatten der Blumen tanzten an der Wand. Als Walter sich als letzter von dem Lorbeer erhob, saßen wir auf ein schweigendes Zeichen des Grafen die Eden des Sarges an und trugen ihn die Treppe hinab und um das Haus herum an den Kanal. Ein großer Kahn stand bereit. Zwei Pechfadeln, die dabei leuchteten, lohten wild hin und her. Vom schwarzen Himmel sprühten einzelne, windverwehte Tropfen. Der Nachen knirschte unter der Last. Als der Hauptmann die eine Fadel ergriff und ans Fußende des Kahnes trat, glühte die düstere Flut in rotem Glanze auf. Niemand sprach ein Wort, man hörte nur das laute Poltern der Ruderstange, die über den Sarg gezogen wurde. Dann begann das Wasser zu plätschern, das Fahrzeug setzte sich in Bewegung. Die Fadelflamme kämpfte kräftig gegen den Sturm, hinter dem Kiel zog eine blutrote Furche. Lange Zeit sah man die Helle noch, zuletzt nur noch den Dampf wie eine braune Wolke. Dann verschwand auch er bei einer Biegung.

Als man nichts mehr sehen konnte als die nasse graue Regennacht, legte sich die Hand des Grafen schwer auf meine Schulter.

„Wer hat nun recht,“ sagte er, „er, — der geht, — oder wir, — die bleiben?“







I

Heraus aus diesem Nebel.

Der Ruf erklang mir die nächsten Tage hindurch unablässig in der Seele.

Körperlich fühlte ich mich immer noch krank, ich mußte eine Woche lang das Zimmer hüten. In dieser Woche arbeitete, wühlte, rang es in mir, anfangs unklar, aber mit der Wucht einer Instinkthandlung, endlich auch unter ziemlich deutlichem Bewußtwerden der Gründe: ich mußte irgend etwas thun, etwas unternehmen zur Überwindung der letzten furchtbaren Eindrücke. Wenn ich nicht meinen ganzen neuen Standpunkt verlieren wollte, mußte ich mich frei machen von einem Gefühlselement, das mich an der Stätte dieser erschütternden Schläge nicht mehr verlieh.

Gleich am ersten Morgen nach dem Begräbnistage hatte ich mir ein ganzes Arsenal von Büchern an mein Bett heraufschicken lassen, — ich wollte mich mit Übereifer in die Arbeit stürzen, um hier

Bergessenheit zu finden. Ich war so heiser, daß ich kein Wort sprechen konnte, der naßkalte Abend hatte die Erkältung, die schon vorher in mir gesteckt, zum heftigsten Ausbruch gebracht. Der Arzt hatte mir Ruhe verordnet, Enthaltung von allem Verkehr für ein paar Tage. So saß ich denn seit langer Zeit zum erstenmal wieder viele Stunden einsam über meinen Büchern.

Aber der Trost blieb aus.

Seitdem ich in jenen qualvollen Momenten den Rand der „Sphinx“ mit Fragezeichen bedeckt, war es, als sei die Stepsis allem Gedruckten gegenüber jäh in mir erwacht. Ich grübelte, woran das liegen könne. Gewiß, meine Stimmung that viel. Eine neue Sitzung mit Villy, das wußte ich, würde mich wohl ganz zurückerobern. Und es würde dahin kommen, man mußte nur etwas Geduld haben. Aber wenn ich mir das so vorstellte, dann traf es sich, daß ich mir innerlich gar kein Bild einer solchen Sitzung mehr machen konnte. Würde ich in Villy nicht immer jetzt das Weib sehen, das ich besessen, die Geliebte, mit der ich durch den grünen Spreewald getollt im Liebesrausch?

Das quälte mich, es trübte mir die Hoffnung auf Villy, am liebsten hätte ich nie wieder eine Sitzung von ihr gesehen. Und auch die Bücher, die Dokumente, die ich las, waren nicht geeignet, mich aufzurichten.

Anfangs, vor Monaten, als die Masse der

spiritistischen Litteratur noch wie ein kaum ersteig-
 barer Chimborasso vor mir stand, hatte ich mir die
 zweifellos besten, überzeugendsten Sachen heraus-
 gesucht: die ehrlichen Schriften von Wallace und
 Crookes, die besonnene Dialektik Hartmanns, die
 historischen Untersuchungen von Du Prel, die vor-
 sichtigen Artikel in der „Sphinx“ von Sellin und
 Ähnliches. Zöllner hatte ich nach einem kurzen
 Anlauf liegen lassen, die dicken Bände schredten
 mich, der Graf selbst wandte das Wort Luthers für
 die Offenbarung Johannis „ein groß wüßt Buch“
 auf die „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ an.
 Ebenso hatte ich damals Hellenbach vernachlässigt.
 Jetzt trieb mich beginnender Stoffmangel zu diesen
 Aposteln zurück. Ich verbrachte fast eine ganze
 schlaflose Nacht über den letzten Schriften Zöllners,
 — am Morgen war mein Geist wie gerädert,
 tauber als mein von der Erkältung verschlossenes
 Ohr. Ich hatte fast nichts gelernt, die Form der
 Polemik war mir geradezu ekelhaft. Hellenbach
 erschien mir vollends leicht, ich hatte von jeher
 einen Greuel vor dieser Wiener Feuilleton-Philo-
 sophie gehabt, meine politischen wie meine sittlichen
 Anschauungen lehnten sich gebieterisch auf gegen
 dieses Gefasel, das unlogisch und dilettantisch blieb,
 auch wenn es noch so gut gemeint war.

Gewiß: der Spiritismus stand und fiel nicht
 mit diesen schlechten Aposteln. Was ich selbst ge-
 sehen, litt nicht durch Zweifel an der Beobachter-

kraft anderer. Es galt ja hier so wenig wie sonst im Wahrheitsdienst ein Dogma persönlicher Unfehlbarkeit.

Aber es schwebte ein Unstern über mir, daß ich gerade jetzt, in dieser krankhaften Stimmung, das Schwächste lesen mußte, was die neue Lehre erzeugt. Alles schien sich verschworen zu haben, meine Laune zu verderben. Draußen rauschte der Regentagelang in die Rosenlaube nieder, der Wind pfiff durch die Ritzen der alten Fenster, daß es fast kalt wurde, der ganze Spreewald schien untergetaucht in einer grauen Nebelkappe, die sich auch über die Seelen der Menschen stülpte wie ein Leichentuch. Lilly besuchte mich ein paarmal, aber immer nur auf kurze Zeit. Sie war schweigsam, sonderbar. Der Graf, wenn er erschien, war vollends tief mißgestimmt.

Mit unerbittlicher Tragik vollzog sich nämlich im Verlaufe dieser Woche eine letzte Konsequenz jener Unglücksnacht. Ernestine war an Blutvergiftung erkrankt, ihr Zustand verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Mittwoch in der Frühe wurde sie noch mit äußerster Mühe nach Berlin in die Klinik geschafft, damit ihr das Bein abgenommen werde. Donnerstag abend brachte uns der Hauptmann, der sie auf der Rückreise dort besuchen wollte, die Todesnachricht.

Der Graf hatte sein Wort wahr gemacht und die Kranke nicht mehr gesehen. Aber dieser Ab-

schluß traf ihn doch fürchtbar hart, ihn wie uns alle. Wir sagten uns, daß wir keine Schuld hätten, und doch glaube ich nicht, daß einer von uns in dieser Nacht ein Auge schloß. So war der Tod zum zweitenmal in unserem Hause, und wieder rang unser Glaube an die Nichtigkeit eines wirklichen Sterbens fast hoffnungslos mit dem Unmittelbaren der Thatsache, die vor uns stand.

Ich war so matt und trostbedürftig, daß ich — wohl der erste Fall dieser Art — an einem langen Gespräche mit dem Hauptmann mich aufrichten konnte. Es war am Sonnabend nachmittag, ich war zum erstenmal wieder hinuntergestiegen und traf ihn in der Bibliothek. Der kleine Raum war verfinstert durch den unvermeidlichen blauen Qualm einer seiner Riesencigarren, er hatte ein halbes Fach ausgeräumt und suchte eine Broschüre, die sich in irgend einer hinteren Reihe verbarg. Ich half ihm, und während wir nun so zwischen den engen, dicht besetzten Regalen recht eigentlich unter den Augen aller unserer Vorgänger und Meister dastanden, erzählte er mir den Inhalt einer langen Unterredung, die er in Berlin mit dem berühmten Chirurgen, der die arme Ernestine operiert, geführt hatte.

Merkwürdigerweise hatte dieser Mann sich spiritistischen Behauptungen gegenüber sehr entgegenkommend gezeigt. Er glaubte zwar nicht ohne weiteres, aber wenn er es sehe, gewiß. Unser

Forschen sei achtenswert und vollauf berechtigt. Nichts sei hemmender für die Wissenschaft als ein voreiliges „Ignorabimus“. Das klang denn doch anders als die Rede meines Geheimrats. Möglich, daß der Hauptmann unbewußt manches dazu trug. Aber das erwog ich jetzt nicht. Die vorsichtige Zustimmung mit ihrem „wenn“ hatte etwas ungemein Tröstliches, Aufmunterndes für mich. Es war, als sei plötzlich der böse Bann gebrochen. Als ich spät am Abend bei der Lampe in meinem blauen Salon saß, kam mir diese Empfindung verstärkt zurück. Wir forschten ja hier nicht allein. Der Spiritismus war eine Frage der Zeit. An hundert Orten grübelte man denselben Problemen nach, lauschte man ähnlichen Offenbarungen wie die, die wir durch Lilly erhalten hatten. Ich schob meine Bücher zurück und folgte diesen friedlichen Gedanken.

Draußen plätscherte der Regen, die alte Uhr tickte. Ganz ungezwungen trat dann auf einmal die Idee an mich heran: wie, wenn ich den Schauplatz meiner Thätigkeit, meiner Studien auf einige Zeit mit einem andern vertauschte, — nicht geistig, aber dem Orte nach?

Für die Sache war ich jetzt mehr als genügend gewonnen. Vor mir lagen zufällig eine Anzahl der in den letzten Tagen beim Grafen eingelaufenen Briefe, darunter mehrere ausführliche aus München. In München stand der Spiritismus in voller

Blüte. Höchst geistvolle Menschen beschäftigten sich unausgesetzt mit ihm. Wenn ich es nun einmal dort versuchte.

Zwei Punkte drängten ganz besonders lebhaft. Einmal eine materielle Frage. Wenn ich nicht dauernd in pekuniäre Abhängigkeit von dem Grafen kommen wollte, wie der Hauptmann, wie Walter, so mußte ich über kurz oder lang in irgend einer Weise meine journalistische Thätigkeit wieder aufnehmen. Ich hatte mir jetzt seit einer Reihe von Wochen bei der litterarischen Monatschrift, die ich in Berlin vertrat, Urlaub genommen. Eine Zeit lang ging das noch, dann mußte ich mich entscheiden. In München konnte ich immerhin Ersatz finden. Ich glaubte ja nichts Schlimmes damit zu thun, wenn ich eventuell von dem Grafen eine vorübergehende Unterstützung zum Zwecke kostspieliger spiritistischer Studien annahm. Nur diese dauernde Ausnützung seiner Gastfreundschaft mußte aufhören. Das war der eine Punkt: ein reiner Verstandeschluß.

Der zweite war weit mehr Gefühlssache, er betraf Lilly. Ich liebte Lilly noch immer, daran war kein Zweifel, — und sie liebte mich. Ebensovienig aber bestand irgend ein Zweifel darüber, daß es für die Forschung kein größeres Hindernis zwischen uns geben konnte als eben diese Liebe. Das Wort, das der Graf damals gesprochen, brannte mir auf der Seele: „Verteidigt du Lilly

nicht bloß, weil du sie liebst?“ Unsere Zärtlichkeit hatte jetzt gleichsam eine Weile pausiert. Aber ich wußte, daß der Zufall neue Situationen schaffen würde, ich kannte mich selbst, ich besaß eine furchtbare Illusionsfreiheit im Punkte des Dings, das man freien Willen nennt, sobald sexuelle Erregung ins Spiel kam. Daß Lillys Kraft direkt litt unter dem sinnlichen Verhältnisse, war noch immer nicht widerlegt. Und ganz fest stand, daß kein Mensch in der ganzen Welt unter den obwaltenden Umständen ungeeigneter war, mit Lilly als fühler Beobachter zu experimentieren, als ich. Längere Trennung durch Ortswechsel war das radikalste Mittel, radikaler als alle guten Vorsätze, es beugte auch den Momenten vor, wo die Vorsätze ins Wanken geraten konnten.

Ja, es war am besten so. Die letzten Zweifel würden auf dem neuen Schlachtfelde schwinden. Vielleicht waren die Männer in München doch noch ganz anders interessante Genossen als die Tafelrunde des Grafen. Der letzte Rest der Romantik verlor sich dort, der Verstand würde allein in sein Recht treten. Zum erstenmal wieder fühlte ich ein schwaches Heraufglänzen der siegesfrohen Laune, die mich an jenem Champagnertage beseelt.

Wohl eine Stunde lang gab ich mich dem hin. Ich vergaß die Welt, sodaß ich sogar das Schlagen der Uhr nicht hörte, — als ich nach einer Weile

zufällig nach dem Zifferblatt schaute, standen die Zeiger dicht hinter der Zwölf.

Munter gemacht durch mein Denken, fing ich jetzt noch einmal an zu lesen. Der Zufall wollte, daß ich gerade wieder auf einen guten Aufsatz stieß, der mir das volle Vertrauen für den Moment wenigstens zurückgab. In der überwachten Nachtstimmung sah ich eine glänzende Perspektive vor mir. Ich sah die Wissenschaft noch zu meinen Lebzeiten belehrt durch die Wucht spiritistischer Thatfachen. Mein eigener Name gewann ungeahnten Glanz. Die höchsten Ziele jugendlichen Ehrgeizes, die ich mir je gesetzt, erfüllten sich.

München erschien mir in einem hellen, rosigen Lichte. Ich überdachte die mannigfachen Irrgänge meines Lebens. Nun fügte sich doch noch alles gut.

Verschiedene Menschen traten mir in die Erinnerung, die sich freuen würden, wenn ich als ein so heller Stern aufging.

Und aus einem Walter Scott'schen Romane fielen mir die Worte der Maria Stuart in den Sinn: „Wenn Maria wieder steigt, dann sollt ihr Treuen alle mit ihr steigen.“

Die arme Königin sagt das bei Gelegenheit ihrer Flucht nach England, — am verhängnisvollsten Wendepunkt ihres unglückseligen Ausganges.





II

Als ich erwachte, war es ein schöner Tag. Ich stieg in die Halle hinunter. Der Graf saß mit Walter und dem Hauptmann auf der Veranda. Wie ich die drei so durch die offene Glasthüre sitzen sah, meinte ich drei Schiffbrüchige zu sehen, die nach langer Not zum erstenmal wieder sich gemächlich ausplaudern können. Der Park stand mit seinem herrlichen Kastanienlaub frisch und grün dahinter . . . ja, es sollte ein neuer Anfang sein, der letzte mögliche Störenfried schied in mir.

Alle begrüßten mich fröhlich, als ich herantrat, — die Tafelrunde hatte sich trüb verengt, aber die alte Herzlichkeit war geblieben. Ich setzte mich auf einen der Rohrstühle und trank einen Krug Münchener, — dann teilte ich in einfachen, festen Worten meinen Entschluß mit. Walter und der Hauptmann machten zuerst enttäuschte Gesichter.

„Ach, nun schon wieder etwas,“ sagte der Poet.

Der Graf schweig eine Weile und blies mit gesenktem Kopf die blauen Wolken seiner Cigarette über die weißen Blätter der Zeitung, die vor ihm lag.

„Du hast dir das wohl überlegt?“ sagte er endlich ohne Aufbliden.

„Bedenk, wie prädominierend Lilly alle Medien überragt,“ warf der Hauptmann ein. „Was soll dir Mönchen!“

Ich zog, wie früher dem Grafen, so jetzt auch den anderen den letzten Schleier fort. Ich redete offen von meiner Liebe zu Lilly, ich verwies auf den Quell aller Zwischentragödien, das andauernde Versagen von Lillys Kraft, die Bedenken gegen mich selbst als Beobachter. Walter so wenig wie der Hauptmann wagten hierzu weiter mitzureden, es entstand eine ziemlich lange Pause.

„Du bringst ein Opfer,“ sagte Walter endlich.

„Ja, er bringt eins,“ begann der Graf jetzt plötzlich mit fester Stimme, den Blick seiner schmalen Augen, auf denen das obere Lid seit einiger Zeit noch schwerer zu lasten schien, voll auf mich gerichtet. „Aber wir nehmen es an, — für die Sache, nicht für uns. Ob es Erfolg haben wird, weiß ich nicht. Mit Lilly ist etwas vorgegangen. Hoffen wir, daß die Wunde vernarbt, — es kann ja sein, wie du denkst, es kann auch nicht sein. Aber das steht uns zu, dein Opfer zu würdigen, — nicht, ihm aus sentimentalen Rücksichten entgegenzutreten. Du bleibst der Unsere, wo du auch sein

magst, wirklich trennen kann uns keine Macht der Erde und kein Raum mehr.“

Damit war die Sache im wesentlichen erledigt. Wir besprachen die Detailpunkte, auch das Pefuniäre, ohne allen Vorbehalt, in offener, guter Kameradschaft. Ich merkte allerdings im Gespräch, daß der Graf auf meinen Vorschlag sehr gern eingegangen war. Aber es berührte mich nicht schmerzlich, ich sah darin nur die Sorge um Billy, den gefunden Egoismus der Wissenschaft. Der geschäftliche Teil brachte noch eine kurze Überraschung.

„Ich achte deine Bedenken,“ sagte der Graf, „aber ich will dir und auch euch anderen eine Thatsache mitteilen, die euch beruhigen kann.“

Er ging in sein Zimmer und holte ein Schriftstück. Es war eine Abschrift seines Testaments. Unmittelbar nach Freys Tode hatte er es in aller rechtlichen Form aufgestellt. Jedem von uns fiel darin eine ansehnliche Jahresrente zu, — mit der Klausel, daß sie den Erben in stand setzen sollte, seine ganze Kraft der Sache des Spiritismus ungeschmälert zukommen zu lassen.

„Es ist nun praktisch vollkommen gleichgültig,“ fügte der Graf der Verlesung zu, „ob ich heute sterbe und die Verfügung in Kraft tritt — oder in zehn Jahren. Das Kapital liegt heute so gut vor wie dann, und die Zinsen sind fällig. Jeder kann sie verbrauchen, wie und wo er will, wofern

nur die ideale Sache unserer Forschung damit gefördert wird.“

„Es ist eine Rauffumme,“ schloß er lächelnd, „um die ich euch lebenslänglich anwerbe für den Dienst der neuen Wissenschaft, — kein Geschenk.“

Gegen diese Größe der Auffassung ließ sich schlechterdings nicht aufkommen, ein treuer Händedruck machte die Sache fest.

Ich setzte zum Schluß den Termin meiner Abreise gleich für den nächsten Tag an. Ich wünschte nicht, daß irgend ein Hindernis dazwischen träte. Nach aller menschlichen Voraussicht handelte es sich ja nur um einen Abschied auf begrenzte Zeit, zunächst bloß einmal für ein paar Monate. Ich wollte bis Ende der Woche in Berlin bleiben und meine Angelegenheiten dort erledigen. Dann sollte es sofort weiter gehen, — nach München.

„Wir müssen eben sehen, was erfolgt,“ sagte der Graf. „Schafft deine Abwesenheit neue Komplikationen bei Lilly, so mußt du wieder her. Aber für den Moment sehe ich nichts Besseres als so. Auch wir bringen ein Opfer, indem wir dich ziehen lassen, Wilhelm. Es wird immer leerer um mich. Der schöne Traum des raschen dornenlosen Aufstiegs verwandelt sich in eine böse Kletterarbeit. Aber wir müssen uns fügen. Wir sind die Pioniere. Die Späteren werden's besser haben.“



Ich hatte nach der ernstern, entscheidenden Debatte ein Bedürfnis innerer Sammlung, und ich dachte an eine einsame Ruderschaft. Der Tag war schön . . . ich wollte hinüber in den Wald. Eben als ich im Begriffe stand, mein Zimmer, in das ich noch einmal hinaufgestiegen, zu verlassen, klopfte es.

Das schöne Wendenmädchen in seiner bunten Tracht, das Lilly seit Ernestines Tod als Dienerin angenommen, brachte mir einen Brief. Nur ein paar Zeilen der bekannten klaren Handschrift.

„Ich habe oben von dem Fenster gehört, daß du fortgehen willst. Ist das ohne Abschied? Das darf nicht sein. Lilly erwartet dich diesen Abend nach elf auf ihrem Zimmer. Du wirst leise kommen, daß keiner hört. Lilly E. Jackson.“

Einen Augenblick durchschauerte es mich seltsam. In der Nacht . . . zu ihr aufs Zimmer . . . mit vollkommener Klarheit sah ich, was das gerade jetzt sollte. Sie wollte mich nicht fortlassen. Noch einmal sollte die heiße, sinnliche Leidenschaft wild auflockern und alle Verstandesnehe sprengen. Nein und dreimal nein. Nie.

Ich war ein Mann und widerstand der Versuchung.

Alle Seligkeit des idealsten Liebesrausches — und dieser war nicht einmal mehr ideal — schwand vor der Pflicht gegen die Wissenschaft . . .

Als ich durch den Park ging, um den Bahn zu

suchen, fühlte ich mich ganz stark. Etwas wie Troß, wie Groll war sogar in mir. Nein, sie überwand mich nicht mehr. Sie hatte mein Weib damals nicht werden wollen. Es war wohl ein Opfer gewesen, sie durfte nicht. Rätselhaft hatte dann doch die Leidenschaft sie in der Waldnacht besiegt. Dem Moment waren Wochen gefolgt, in denen zwei thörichte Menschenkinder Himmel und Erde vergaßen . . . Aber jetzt, heute, in der Klarheit des Tages, nach all dem Bitterernsten, war ich fest, ich dachte für sie mit . . . wir durften beide nicht.

Es war ein heißer Mittag. Als ich aus dem Schatten der Parkbäume heraus war, begann die Sonne mächtig auf den tiefblauen Kanalspiegel zu brennen. Ich legte Rock und Weste ab und ruderte ganz langsam. Die Stange glühte mir in der Hand. Eine Zeit lang sperreten gefällte rote Stämme vielfach den Weg, es galt, mit Umsicht zu steuern, und die angestrengte Arbeit drängte alle Grübeleien zurück. Dann, jenseits der Mühle, als die Bahn in dem flachen Wiesenthale frei und breit wurde und die Strömung fast von selbst den Rachen trieb, kamen die Gedanken zurück.

Der Mittagsduft webte. Über der grünen Erlenhede des Waldes im Thalgrunde lag es wie ein Schleier. Das hohe Gras starrte regungslos. Nur die Stechfliegen schwirrten. Wenn ich schon morgen in der Frühe schied, so war das nun wohl die letzte Pschipolnizastunde, die ich hier verlebte.

Auch jetzt wieder glitt ein Bauernmädchen auf einem Graslahn geräuschlos vorüber, das Sonnenlicht leuchtete mit üppiger Glut auf den straffen weißen Armen, dem vorgelegten nackten Fuß, über dem der kurze rote Rock sich fast bis zum Knie herausschob. Ein warmer Hauch, wärmer noch als der Mittagsbrand, durchrieselte mich einen Moment . . . ich dachte an Lillys Körper, an ihre schmalen Lippen, die doch so heiß küßten.

Aber das verlor sich wieder, als mich die vollkommene Einsamkeit von neuem umfing.

Dann kam der Wald, der seltsame, märchenhafte Sumpfwald.

Statt des grellen Sonnenlichtes jetzt ein mattgrüner Flimmerschein. Hier und da am Ufer zwischen dem zackigen Hopfengewirre ein Holzhaufen mit hellrotem Schnitt. Im seichten Gold des breiten Kanalspiegels die schmalen Eschenstämme mit der gefiederten Krone nach unten, durch den leisen Wellenschlag geringelt wie große Schlangen, hoch darüber ein schmaler Streifen von tiefem Blau. Von dem Duft der Blumen, den die heiße Nacht weckte, jetzt keine Spur, eine sanfte, wiegende Kühle als Anhauch des nassen Blattwerks, das mit zerfaserten Sternchen und breiten grünen Tellern allenthalben ins Wasser vordrang.

Eine weiche Müdigkeit überkam mich, kaum daß ich die Stange noch bewegte.

Wann hörten je in solchem Frieden all die

wilden, zehrenden Kontraste auf, — o wann, wann.

Mußte ich denn wirklich jetzt schon wieder fort von hier, — wiederum hinaus in eine neue Welt?

Das Fragen, das ewige Fragen.

Warum lebte man nicht bloß, warum fragte man immer?

Selbst in der Sage noch, im Märchen, — auch dort Pšhipolniza fragend, fragend, — und an der Frage hing Unglück oder Glück.

Der Nachen erhielt einen sanften Stoß, er schwankte, ein Hindernis hielt ihn fest.

Ich erkannte die Stelle.

Wieder wie damals in der Nacht sperrte ein einsamer, menschenverlassener Graslahn den Weg. Nur daß das Sonnenlicht jetzt mit hellem Funkeln daran leckte, nicht der Mondesglanz.

O, hier, hier hatten wir nicht gefragt, — nein, hier nicht, — hier hatten wir bloß gelebt . . . ich fühlte ihn, ich fühlte den Drud der warmen Menschenbrust, hörte, wie die leise Rede in schwachem Stammeln, in tiefem Atmen erstarb . . . nichts, nichts in der Welt, als unsere Liebe . . . nur die große Stille der Sommernacht . . . ein Plätschern . . . eine Wolke von Blütenduft . . .

Ich preßte Haupt und Arme in das warme Heu, als sei es noch dieselbe grüne Mauer, die damals unser Brautlager abgeschlossen vor der Welt, ich hob das Gezweig empor, als müsse die

Spur sich noch erkennen lassen am zerknickten Blütenwald . . . nichts. Monate waren dahin, ein neuer Blumenstand überbedete den Platz, die Natur verharshchte ihre Wunden rasch, — nur die Welle plätscherte leise, ganz leise, wie damals, an meinem Rahn, ein blaues Libellenpärchen haschte sich im Liebestrausch über einem Streifen Sonnenlicht.

Eine lange Zeit sah ich träumend da. Immer wieder regte sich der Rachen und wollte eigenwillig in der Strömung mit, und immer wieder hielt ich ihn fest.

Nein, ich wollte, ich konnte so nicht fort von hier. Ich wollte und ich konnte so nicht fort aus dem Spreewalde, ohne Lilly noch einmal gesehen, geküßt, umfassen zu haben, wie damals in der Nacht. Was lag an dem einenmal.

Morgen ging ich ja doch. Aber heute nacht war ich noch einmal bei ihr. Ich wußte plötzlich, daß ich ihr die Bitte nicht abschlagen dürfe. Es war ja für uns beide das lehtemal, — es sollte es sein. Ein Glück, daß ich ihr noch nicht geantwortet hatte. Noch stand alles in meiner Hand. Mein Leben — gut, gehörte es immerhin den Fragen . . . aber noch einmal, einmal sollte eine Stunde ohne Fragen sein, — ohne Fragen und ohne Antwort, ganz, ganz, ganz Leben, und Leben im Liebesglüd.





III

Der Nachmittag verlief sehr friedlich. Lilly ließ sich nicht bliden. Wir blieben nach dem Diner auf der Veranda beisammen, noch einmal mischte sich der Rauch unserer Cigarren in der alten Weise. Der Hauptmann erzählte Kriegserlebnisse von 66, Walter plauderte von seinem Epos, das nun druckreif war und demnächst erscheinen sollte. Der Graf blieb schweigsam, der Abschied schien ihm doch nahe zu gehen. Gegen Abend machten wir noch einen gemeinsamen Spaziergang durch den Park. Die Sonne verglühete in leuchtendem Gelb über dem Gartenhause. Um Freys Mühle düsterte es schon, die Fledermäuse schwirrten. Als wir zurückkamen, waren Lillys Fenster erhellt.

„Warum sie nicht kommt!“ sagte der Graf. Er schickte jemand hinauf und ließ sie zur Abendtafel bitten. Aber sie entschuldigte sich als krank.

Für unsern Kreis war die mächtige Halle immer zu groß gewesen; heute erschien sie doppelt so.

Noch einmal perlte der Champagner des Grafen. Aber ein rechtes Gespräch wollte nicht mehr in Fluß kommen. Über die anderen warf die nahende Trennungsstunde ihre Schatten. In mir wuchs mit jedem Stundenschlage die innere Erregung vor dem, was zwischen Abend und Morgen noch kommen sollte. Ich stand ja in Wahrheit noch gar nicht beim Ende, — das Beste, Seltsamste erwartete mich noch. Wenn einer etwas fragte, antwortete ich zerstreut. Kurz nach elf hob der Graf die Tafel auf.

„Wenn du um vier in den Rahn willst, so wird's Schlafenszeit. Wir wollen uns alle niederlegen, damit jeder zeitig frisch ist.“

„Ihr wollt so früh auf sein?“

„Das versteht sich. Wir nehmen den großen Rahn und bringen dich alle miteinander zur Station. Gut Nacht, lieber Wilhelm, schlaf wohl in der letzten Nacht in diesem Hause.“

Ich drückte allen die Hand zum Gutenachtgruß. Während ich die Treppe hinaufstieg, hörte ich noch, wie die Zimmerthüren unten klappten, dann wurde es ganz still. Ich trat noch für einen Augenblick bei mir ein. Meine wenigen Gepädstücke lagen bereit. In nervöser Hast zog ich noch einmal die Riemen Schnallen fester, drückte die Schirme in der Plaidrolle zurecht und zog der Reihe nach die leeren Schubladen des Schreibtischs auf, um mich unnötigerweise noch einmal zu vergewissern, daß

nichts von meinen Papieren zurückgeblieben war. Eben als ich im Begriffe stand, meine Stiefel mit einem Paar schon beim Paden zurückbehaltenener weicher Reiseschuhe zu vertauschen, erscholl von der Decke ein dreimaliges leises Pochen. Ich lächelte. Es war kein Gespensterzeichen, es war die Verständigung zwischen zwei Liebenden: Lilly klopfte auf den Boden ihres Zimmers um mich zu mahnen. Nie hatte mir alles Gespenstische so fern gelegen wie in diesem Augenblick, — die erotische Erregung drängte mit voller Gewalt nach dem Lebendigen, dem rein Menschlichen. Ich löschte das Licht und öffnete die Thür so geräuschlos wie möglich. Der Mond war aufgegangen und leuchtete hell durch die kleinen Fensterscheiben in das enge Treppenhaus hinein. Im Schlosse war nach wie vor alles still.

Schließlich, was lag selbst daran, wenn mich jemand sah. Daß Lilly meine Geliebte war, wußte man doch. Jetzt ging hoch oben eine Thür. Nein, es war doch peinlich, einem von der Dienerschaft in den Weg zu laufen. Ich trat noch einmal in meinen Salon zurück. Die Thür zum Schlafzimmer stand offen. Auch dort warf der Mond eine Lichtwelle herein, sie flutete quer über den Schnee des aufgedeckten Bettes. In diesem Augenblicke pochte es von oben abermals und stärker als vorhin. Schon gut, ich war ja gleich zur Stelle. Ein drolliger Einfall kam mir. Ich trat in das Schlaf-

Kabinett und zog das Leintuch aus dem Bett. Wenn mir ein Unberufener auf der Treppe begegnete, so sollte er mich wenigstens nicht erkennen, er sollte glauben, ein Gespenst zu sehen. Es zudte mir flüchtig durch den Sinn, als ich das Tuch über der Schulter die Treppe emporstieg, wie unangemessen doch eigentlich eine Maskerade solcher Art für einen von uns sei. So entstanden die falschen Geistergeschichten. Es war schon ein halber Betrug — aus reinem Mutwillen. Aber die Stimmung des „letzten Males“ war stärker als das. Möchte ich heute immerhin ein schwacher Mensch sein, — nur einmal noch. Morgen war alles entschieden. Aber diese Nacht war frei.

Lilly hatte meinen Schritt gehört, sie hielt die Thür schon geöffnet, als ich kam. In ihrem Zimmer brannte kein Licht. Auch hier nur Mondschein. Sie trug den weichen Morgenmantel, in dem ich sie damals gesehen. Jetzt fühlte ich es mehr, als daß ich es sah. Die Haare waren gelöst, ich küßte sie leidenschaftlich auf die Stirnloden, noch ehe die Thür sich geschlossen. Sie ließ es sich gefallen, schien aber sehr ruhig. Sie lächelte über meine Maskerade, das weiße Tuch. Während sie dann sehr sorgfältig den Riegel vorschob, trat ich vor und sah mich in dem kleinen Gemache um, so viel das seltsam magische Halbdunkel es gestattete. Die Bettvorhänge waren zugezogen. Vor den Fenstern die große Kastanienwand im Mond-

licht wie eine weiße Alpenkette funkelnd hell, aber gespenstisch farblos. Ein starkes Nesebeparfüm erfüllte den ganzen Raum. Nach und nach gewöhnte mein Auge sich an das wunderliche Kontrastlicht. Im Hintergrunde ragte jetzt, durch einen schmalen Silberstreifen vom Fenster her eben angedeutet, ein hoher Schreibtisch mit vielen Schubladen, der Lichtblid schwelte gerade auf dem Metallmantel eines Schlüssellochs. Vor dem Schreibtisch wölbte sich am Boden etwas formlos Schwarzes, es schien ein Korb zu sein.

Das Fremde des Ortes machte mich trotz meiner Vertraulichkeit zu Lilly für einen Augenblick befangen, ich erwartete, daß sie zuerst etwas sagen werde. Sie sprach aber kein Wort, sie trat nur geräuschlos zu mir heran, legte die Hand auf meinen Arm und zog mich zu dem dunklen Ding vor dem Schreibtisch. Es knisterte, als sie sich darüber beugte und den Dedel hob, — es war ein großer Schließkorb für die Reise.

„Ich bin noch nicht ganz fertig, mußt du wissen,“ sagte sie leise, „du bist doch wohl etwas galant zu Lilly, nicht wahr, du hilfst ihr? Siehst du, — daß ich nicht reisefertig bin, meine ich . . .“

Ich sah jetzt allerdings ringsherum Gegenstände aus dem Zwielicht auftauchen, die zum Verpacken bereit zu liegen schienen: einen Stoß Bücher, Wäschehäufchen, die glitzernden Flacons einer Reisetoylette, eine offene Hutschachtel.

„Du padst?“ sagte ich, „wozu denn das?“

„Schlauer Wilhelm. Zu was wird Lilly paden? Doch weil sie reist, abreist, mit dir, morgen ganz früh, da ist's doch hohe Zeit, daß man padt, nicht wahr?“

Ich begriff nicht. „Nein . . . wie . . . aber du . . .“

Jetzt schlang sie plötzlich wild die Arme um meinen Leib, ihr Mund preßte sich heiß auf meinen. Dann sagte sie leise, fast unhörbar leise, den Kopf fest wider meine Schulter gepreßt, ohne mich anzusehen: „Du gehst, Wilhelm, aber nie allein. Lilly ist dein und geht überall mit. Du weißt, du hast gewollt, daß Lilly deine Frau werde. Ich weiß nicht, ob du das noch willst. Aber dein bin ich, wohin du gehst. Ich lasse dich nicht. Es ist aus, ich kann nicht mehr, du bist der letzte, aber du bist auch alles . . . alles . . . alles.“

Der Rest erstidte unter Thränen. In mir rangen die widersprechendsten Gefühle. Die Worte klangen mir theatralisch . . . und doch fühlte ich ein unendliches Mitleid.

So viel Liebe, das hatte ich nicht erwartet. Aber es durfte niemals so werden, sie blieb hier. Um ein Ende zu machen, umfing ich sie heftig und küßte sie. Die warmen Formen ihres Körpers, die kein Korsett einengte, drückten sich weich an meine Brust, meine Sinne wurden darüber wirklich wild und warfen jede Überlegung beiseite.

„Lilly — liebstes Lichen . . .“

Ich glaubte jeden Widerstand gebrochen, es war wie damals im Walde beim erstenmal . . . die dunklen Vorhänge ragten jetzt dicht über uns auf . . . Aber unerwartet rang sie sich aus meiner heißen Umarmung los, ihre Hände hielten mich mit einer jähen Kraft zurück.

„Wilhelm, du schwörst, daß du Lilly nie mehr verlassen willst, — nie?“

Wieder diese Theaterreden! „Laß doch, dummes Kind, — später — nicht jetzt . . .“

„Nein — nein — nein!“

Sie wich, während sie das sagte, vor mir zurück, durch die ganze Breite des Zimmers, bis vor das andere Fenster, wo sie stehen blieb, das Mondlicht voll und glänzend auf den Schultern und dem gelösten Haar. Ihre Stimme bekam, während sie weiter sprach, etwas unwillkürlich Zischendes durch den Versuch, trotz der Leidenschaft leise zu reden.

„Wilhelm, ich bleibe doch keinen Tag mehr hier, keinen einzigen Tag . . . ich gehe doch . . . und du, du willst doch auch fort . . . du fliehst doch auch aus all dem Wahnsinn . . . warum soll ich nicht mit dir . . . ach, du willst ja auch, nicht wahr, wie?“

Sie kam während der letzten Worte wieder auf mich zu, langsam, mit großen Augen. Noch zweimal wiederholte sie das: „Du willst ja auch, nicht

wahr, wie?“ Das Unbehagen in mir gewann die Oberhand. Ich wußte nicht, was thun. Ich führte sie zu dem Sofa hin, wir setzten uns, ich legte den Arm um ihre Taille.

„Lilly, sieh, sei verständig, laß uns die Sache ganz kurz und klar besprechen . . .“

„Du liebst mich?“ unterbrach sie. „Sag das erst: du liebst Lilly?“

„Ja, das weißt du!“ sagte ich etwas gezwungen . . . wie das Wort „Liebe“ gemacht Klang!

„Ja doch, ich liebe dich, Lilly. Aber es giebt ein Höheres als Liebe in der Welt . . .“

Sie zog sich etwas zurück und zuckte die Achseln.

„Höre, Lilly, du, wie ich, du vor allem, — wir gehören nicht bloß uns, wir gehören der Wissenschaft . . .“

„Ein Fünkchen Liebe ist mehr wert als all eure Wissenschaft.“

„Das ist Romanphrase, Lilly. Es gilt hier etwas anderes. Weißt du, warum ich von hier weggehe?“

„Weil du der einzige verständige Mensch bist bei Narren.“

Ihr alter Groll gegen den Grafen! Mein Unbehagen wuchs, aber ich nahm meine beste Kraft zusammen, um wenigstens möglichst schnell über diese wertlose Scene hinauszukommen.

„Lilly, ich bitte dich, höre. Du weißt, daß deine Kraft in letzter Zeit nachgelassen hat.“

„Aller—dings.“

Der Ton klang fürchtbar bitter.

„Nun gut. Und du, du, du weißt auch, daß,
— daß wahrscheinlich unsere — Liebe Schuld hat
daran, das, das weißt du auch, nicht wahr?“

„Ach, unsere Liebe!“

Sie stützte beide Hände unters Kinn. „Wilhelm, hat dieses Reden irgend welchen Sinn?“

Nein, es hatte keinen Sinn. Aber ich wollte dem Theaterpiel ein Ende machen, um jeden Preis. Meine Wünsche gingen viel zu sehr nach etwas, was kein Theater war.

„Liebste Lilly, es giebt nur ein Mittel, dich der Forschung zu erhalten: wir müssen uns trennen.“

Der Mond leuchtete hell in ihr Antlitz. Eine große Traurigkeit lag auf ihren Zügen.

„Und, wenn ich dir nun sage,“ begann sie langsam, mit einer zunehmenden Glätte des Ausdrucks „wenn ich, wenn ich dir sage, daß Lilly der Forschung doch verloren ist, und daß nie mehr ein Experiment mit ihr gelingen wird?“

„Behaupte doch nichts!“ sagte ich unwillig, „du bist doch nicht Herrin deiner Geister. Sie werden aus dir sprechen auch ohne deinen Wunsch.“

„So, das sagst du mir? Nun denn, so laß du dir auch sagen, daß Lilly allerdings Herr über ihre Geister ist.“

„Ob du das glaubst, sagt mir nichts. Wir wissen es besser.“

„Ihr wißt — o ja — ihr wißt!“

Sie hatte den rechten Arm, der bis zum Ellenbogen nackt aus dem weiten Ärmel trat, lang über den Tisch geredt und strich, den Blick gesenkt, langsam mit der Linken über das schimmernde Silberweiß der Haut.

Eine Pause entstand, mein Blick haftete auf dem entblößten Arm.

„Lilly, wozu quälen wir uns? Sind diese Dinge nicht müßig? Was liegt daran, was morgen wird?“

Sie zog den Arm zurück und lehnte den Hinterkopf so wider meine Schulter, daß ich das Gesicht nicht mehr sehen konnte. Ihre Hand suchte nach meiner, sie zog sie heran und spielte mit den Fingern.

„Doch, Wilhelm, doch . . . es liegt Lilly daran, was morgen wird.“

Dann warf sie sich, ohne aufzustehen, rasch herum, ihre Arme klammerten sich von neuem um meine Brust, ich fühlte in der Umarmung ihre mächtige physische Kraft.

„Wilhelm . . . morgen ohne dich, dann ist alles aus . . . ja, alles, alles . . . sag, muß denn Lilly sterben, ja . . . nein, nicht wahr, du nimmst mich doch mit . . . doch, doch, doch . . . höre . . . sag ja, ich presse dich tot, dich . . .“

Der Mond schien wieder hell in ihr Gesicht, sie hatte die Zähne verbissen wie ein Raubtier . . .

der Drud beengte mir den Atem, ich drängte sie zurück, ich mußte mich anstrengen. O, dieses verwünschte Theaterspiel. Aber gewachsen war sie mir doch nicht. Ich faßte ihre Knöchel und preßte sie, einen Moment verharrten wir so Auge in Auge. Sobald ich sie physisch überwunden, erwachte auch die sinnliche Energie von neuem in mir, ich suchte aufstehend sie rückwärts zu stoßen . . . mir war jetzt alles gleich, sie war jetzt mein . . .

Aber jäh erlosch in ihr jede Kraft, ihre Züge veränderten sich, sie glitt an dem Sofa nieder, preßte die Stirn gegen mein Knie.

„Wilhelm, ja, ja . . . du bist stark, du bist viel stärker als ich, ich wußte ja, verzeih . . .“ sagte sie mit bebender Stimme, während ich sie vergebens emporzuziehen suchte. „Nein, laß . . . es ist gut . . . o, ich weiß . . . von damals, als du das Feuer sahst . . . ich will nichts sein, deine Sklavin . . . aber nicht, nicht morgen ohne dich . . . o, dich zwingt nichts . . . aber hier lieg ich auf den Knien vor dir, nimm mich mit, Wilhelm.“

„Lilly, steh auf. Sofort. Ich zwinge dich nicht und du mich nicht. Was soll der Streit. Steh auf, ein Höheres ist über uns, das uns zwingt: die Wissenschaft.“

Ihr Kopf bog sich langsam zurück, sie sah mich starr an. Die Thränen auf ihrem Antlitz glänzten im Mondlicht wie zu Metall erstarrt. Dann erhob sie sich, ging um den Tisch herum, den Blick

immer auf mir. Der Blicd hatte etwas Geisterhaftes, zu anderer Zeit hätte er mich vielleicht gelähmt. Jetzt nicht, — nach dem physischen Besiegen von eben nicht.

„Wilhelm, das ist wahr: du verläßt mich bloß wegen der Wissenschaft? Und du liebst mich?“

„Lilly, quäl uns nicht. Du weißt, daß ich dich liebe.“

„Wilhelm, — höre, du, — verlaß mich nicht wegen der Wissenschaft . . . es ist . . . es war . . . hör mich an, ja, ganz genau an. Wilhelm, als du damals wiederkamst, an dem Abend im Regen, du weißt? was hab ich da zu dir gesagt?“

„Du hast geschertzt.“

„Nein, o nein, Wilhelm, das, das war gar kein Scherz, das war gar kein Scherz. Ich habe dich gewarnt, Wilhelm . . . du solltest nicht kommen . . . du warst stärker als ich, bist doch gekommen . . . aber gewarnt hatte Lilly dich.“

„Lilly, ich bitte dich, mach ein Ende. Was soll das alles noch?“

Ich hatte das größte Bedürfnis, wieder in mein Zimmer hinunter zu steigen. Dieses endlose Spiel einer Weiberlaune war ich müde.

Sie trat einen Schritt näher, ihre Hände legten sich auf den Tisch. Sie sprach sehr langsam: „Also ich habe dich gewarnt, das weißt du jetzt. Und ich will dir jetzt auch sagen, vor was.“

Ihr Auge flirrte unstät, sie sah an mir vorbei.

„Es ist eine lange Geschichte. Alles kann ich dir nicht erzählen. Weißt du, warum ich den Grafen hasse?“

„Nein.“

„Er hat furchtbar schlecht an mir gehandelt. Ich war ein schutzloses Mädchen. Aber ich habe mich gerächt. Das kannst du mir glauben, gerächt! Weißt du noch das erstmal, — in dem Gartenhause, als du mich entlarven wolltest . . . wie er da vor mir gekniet hat . . . und ich sprach als Nelly zu ihm . . . o, das hat er oft, so oft thun müssen . . . mit seiner Nelly hab ich ihn gehabt . . . Wilhelm, Wilhelm, es war ein schweres Rachewerk, das ich zu thun hatte, alle die Jahre durch. Aber nun ist's vollbracht . . . mein Amt ist aus, Lissy ist frei.“

„Dein Amt?“ sagte ich dumpf. „Was nennst du dein Amt?“

Wir war, als glühe das Mondlicht auf einmal wie fahle Röte . . . das war kein Theaterspiel mehr, das wurde mehr.

„Das Amt der Rache an einem Verruchten,“ fuhr sie langsam, mit starkem Pathos fort, „das Amt, das mich zwang, um den einen zu vernichten, auch andere ins Netz zu ziehen. Wir gehen ja nun doch fort, Wilhelm, was sollen die Schleier noch? Es ist Zeit, daß du sicher hörst, was du längst geahnt haben wirst: Lissy ist keine Zauberin, sie ist nur dein Weib, das dich liebt . . .“

Sie wollte noch weiter reden, aber ich stieß den Tisch mit einem Ruck zurück und sprang vor. Sie zuckte zusammen, aber ihr Mund lächelte, ihre Augen suchten mich starr zu bannen.

Noch stand die Tischdecke zwischen uns. Ich bebte am ganzen Körper und preßte die Hand auf die Decke.

„Lilly, du lügst, du kannst das nicht gethan haben, nie!“

Nun schwand das Lächeln bei ihr doch, ein leises Zucken schwirrte über die Stirn. Ihr rechter Arm hob sich langsam, steif wie unter fremdem Bann, — erst wie abwehrend, da ich mich bewegte, — dann hinweisend nach dem Schreibtisch . . . „Doch, ich konnte, konnte es, Lilly war sehr klug, — ich hatte seine Tagebücher dort — alles von Nelly, weißt du . . .“ Sie lallte mehr, als daß sie sprach. Jetzt übermannte mich eine furchtbare Wut.

„So — also Betrug!“

Über mein Gehirn schoß es wie Nacht . . . ich hörte einen wimmernden Aufschrei . . . „O Gott, also doch, also doch, o, die Sünde wider den heiligen Geist — den — hei — ligen —“ mit Blüheschnelle jagte die Vision über mich hin von jener Scene am Teufelssee, da ihr Schirm den blauen Käfer zermalmt . . . ja, zermalmen, zermalmen . . . meine flache Hand sauste herab, zwei, dreimal schlug sie grell auf eisigkalte Menschenhaut . . . zermalmen, zermalmen . . .

Plötzlich eine bange Stille . . . hatte ich gemordet in der Wut?

Nein, — zu meinen Füßen lag ein stummes Weib, die Wangen rot, das Haar in der Stirn, aber die Augen thränenlos zu mir aufgeschlagen, um die zuckenden Lippen ein mattes Lächeln.

„O, ist's jetzt gut? Hat Billy nun gebüßt, ist sie nun dein?“

Ich verstand sie nicht, ein namenloser Ekel war in mir. Ich machte mein Knie von ihrer Umklammerung los, so gewaltjam, daß eine Falte des Morgenroths krachend riß. Dann wandte ich mich zur Thür. Ich hörte, wie sie sich hinter mir aufrichtete.

„Nun, was denn, Wilhelm, doch nicht fort?“ Die Stimme klang hohl, wie plötzlich gealtert.

„Ja wohl,“ sagte ich und stieß den Riegel von der Thür. „Ich gehe zum Grafen.“

Da schrillte ein Schrei auf, entsetzlich, grauenvoll, unermeslich, viel furchtbarer als der wimmernde Angstschrei der Geschlagenen von vorhin . . . die zufliegende Thür schnitt den Schall jääh ab, ich hörte nichts mehr, ich war allein.





IV

Langsam wie ein Betrunkener tastete ich mich die Treppe hinunter. Unten glänzte Licht; der Graf stand mit der Lampe in der Hand angekleidet vor seiner Thür. Er schien noch nicht geschlafen zu haben, seine Züge waren verstört.

„Was ist denn?“ fragte er schon von unten zu mir hinauf. „Wer schreit denn so gräßlich? Es ist was vorgefallen, sag!“

Ich zog ihn schweigend ins Zimmer zurück. Der Tisch lag voll Bücher, er hatte noch gearbeitet. Einen Augenblick meinte ich, ich könne überhaupt nicht mehr sprechen, und ich wunderte mich, als meine Kehle den ersten rauhen, meinem Ohr fremdklingenden Ton hervorbrachte.

„Ja,“ sagte ich sehr langsam, „es ist allerdings etwas vorgefallen, — und etwas Gräßliches.“

Er hatte die Lampe niedergesetzt, wir standen Blid in Blid.

„Nun?“

„Lilly ist eine Betrügerin.“

Er trat einen Schritt zurück.

„Lilly . . . du . . . das bringst du mir . . .?“

„Ja,“ wiederholte ich tonlos. „Sie hat es selbst bekannt. Alles ist aus.“

Seine Züge veränderten sich, und nie habe ich eine entseßlichere Umwandlung gesehen. Die Miene des Staunens wich einer solchen des hochfahrenden Zornes. Die Stirnader schwellte, um die Lippen wuchs ein Ausdruck der äußersten Geringschätzung herauf, der Kopf bog sich zurück.

„So, ah — also jetzt beliebt's, so so, nun, sehr wohl,“ die Stimme bekam etwas Krähendes, „das also, das ist das Ende Ihrer Liebshäften. O Sie, Sie meinen wohl gar, ich durchschaue das nicht? Neulich Verteidiger, heute Ankläger. Lilly hat Ihnen wohl den Stuhl vor die Thür gesetzt, — deshalb, wie? Deshalb möchten Sie sie gern verderben, o, da kommen Sie an den Rechten, Sie, bah, als wenn ich etwas glaubte von alle dem!“

Ich verstand. Es war sein letzter Verzweiflungsausweg. Zum erstenmal spielte er den Grafen . . . Aber der eigene Schmerz war zu fürchtbar, die Betäubung zu stark. Anstatt ihm zu antworten, drehte ich mich, wie oben bei Lilly, so auch hier schweigend um und ging. Ohne Groll, nur voll Gleichgültigkeit. Was lag daran. Möchte er ein Narr sein. Nicht mit ihm, — mit mir selbst hatte ich fertig zu werden.

Ich ging auf mein Zimmer und lehnte mich in die Sofaede. Kein Licht, nichts, ich wollte nichts. Mein Fuß stieß an die Gepädstüde. Gut, daß die bereit lagen, — fort mußte ich ja doch. O Gott, o Gott! Ich stützte das Haupt auf die Hand. Das Mondlicht glimmte an den Fingern. Was nun? Alles drehte sich mir. Es war unfahbar. Ich hob den Kopf, rang die Hände, preßte die Nägel ins Fleisch. Da schwamm der Mond im Grün, blank, kalt, regungslos. Die Kastanien wie eine weiße Mauer. Wahnsinn, Wahnsinn.

Nach einer Weile klopfte es ganz leise an die Thür. Zuerst meinte ich, ich hätte mich verhört. Aber es kam wieder.

„Wer ist da?“

„Ich bin's,“ sagte eine matte Stimme. Es war der Graf. Er reichte mir beide Hände. Ich war auch jetzt viel zu traurig zum Groll, ich hatte auch die kurze Scene schon halb wieder vergessen. Ich nahm die Hände. Er stand im Schatten, aber ich sah das Zittern, die gebeugte Haltung.

„Wilhelm, ich war schlecht, verzeih. Aber es ist zu viel.“

Es war schon gut. „Laß nur.“

„Sag, — du hast Beweise?“

„In ihrem Schreibtisch liegen Tagebücher von dir über Nelly. Und sie gesteht.“

„Das Weib!“ knirschte er. Nach einer Pause:

„Im Tisch? Dann komm mit, wir wollen

sie haben. Erst den Beweis und dann, dann sie!“

Ich folgte willenlos. Vielleicht hatte er recht, man mußte die Beweise haben. Von ihr wollte ich nichts mehr.

Lillys Thür war verriegelt. Niemand antwortete auf unser Pochen.

„Nun,“ sagte der Graf, „mit meinen alten Thüren werd ich auch noch fertig!“

Er rüttelte, bis der Riegel nachgab. Er mußte in der Wut eine Riesenkraft haben, denn es kachte wie ein Schuß, als das Eisen sprang.

Eine Kerze brannte, die Platte des Schreibtischs war aufgeklappt, Papiere schauten aus dem Fach. Es roch nach etwas Verbranntem, Lilly hielt ein halbverkohltes Blatt in der Hand.

Als sie den Grafen erkannte, trat sie ihm stolz, hochaufgerichtet entgegen.

„Wer bringt in mein Zimmer bei Nacht?“

Ihre Stimme hatte einen Klang wie Erz. Sie stand in dem Doppellicht des Mondes und der Kerze schön da wie eine Statue. Die Augen weit offen, schien sie einen letzten Zauber auf uns ausüben zu wollen.

„Es ist zu spät, Miß Lilly!“ sagte der Graf mit schneidendem Hohn. Er blidte dabei auf das angebrannte Papier. Aber es war, als meine er alles in allem.

Er packte sie beim Arm.

„Herr Graf, was erlauben . . . verlassen Sie . . .“

Er ließ sie nicht ausreden. Sein Griff umklammerte den nackten Knöchel wie Eisen, er riß sie zur Thür und stieß sie hinaus. Einen Moment hielt er dann kaltblütig die lose Thür zu, bis ihr Schritt sich auf der Treppe entfernte. Es hallte noch etwas herauf wie ein grelles Lachen, schließlich verlor sich das Tappen der Tritte, eine Thür schlug unten ins Schloß, es wurde still.

„Jetzt mag die Hexe uns meinetwegen das Haus über dem Kopf anzünden, aber sehen will ich, was hier Verbrennenswertes im Pulte steckt. Meine Tagebücher hat sie nicht, die sind bei mir. Aber wir werden ja sehen.“

Ein ganzes Archiv steckte in dem tiefen Fach — Bücher, Hefte, Zeitungen, Briefe. Die Kerze fladerte, aber wir sahen genug. Ich griff den obersten Pack herauf. Die Sachen lagen anscheinend ungeordnet aufeinander, einfach Stück für Stück hineingeworfen, um sie rasch hinter Verschuß zu bringen. Gleich oben auf kam eine quittierte Rechnung über Chemikalien verschiedener Art, darunter ein ziemlicher Posten Phosphoröl und leuchtende Schminke. Die Aufschrift lautete an Miss Lilly Jackson.

„So,“ sagte der Graf, „Nummer eins. Das wäre die Bräute zu Ernestine. Ich hab es doch gewußt. Die Statistin, das arme Mädel, nichts weiter.“

Das nächste ein Stoß von halb beschriebenen

Blättern, — wüßt durcheinandergehende Proben von rückwärts gewendeter Schrift — das ganze Arsenal der Vorstudien — eine Tabelle griechischer Vokabeln, Reihen hebräischer Buchstaben. Der Graf wühlte hastig weiter, riß einzelne tiefer liegende große Bogen heraus. Schließlich hatte jeder sein Paket für sich, in dem er blätterte. Nur in kurzen Pausen ein „hier — da — auch das — sieh doch — das, weißt du noch?“ — ein Blick hinüber — er genügte.

„Teufel, da ist der Humboldt!“

Es war eine Seite aus einem Buche gerissen mit einem facsimilierten Brief. Dann sechs, acht Bogen mit ähnlichen Schriftproben, Versuchen, die Ariklei täuschend nachzumachen.

Der Schacht schien unergründlich.

„Bah,“ sagte der Graf und warf einen Ballen ungestüm zurück, „ich habe genug.“

In dem Augenblick gerade sah ich ein neues Blatt mit Bleistiftzügen von fremder weiblicher Hand.

„Wer ist das?“

„Ernestine . . . aber, o Teufel, ja nun . . . weißt du, was das ist?“

„Nun?“

„Eine Abschrift — hier — da aus meinem Notizbuch, da . . .“

Er zog das Buch vor und blätterte hastig.

„Da — die Fragen — von damals.“

„Um Gottes willen, die hattest du vorher . . .“

„Nun, selbstverständlich, ich habe doch immer, wann ich experimentieren wollte, vorher ein Programm . . .“

„Laß, gehen wir weiter.“

Wie ein Blitz flammte es jetzt durch mein Gehirn . . . o . . .

Der Tisch, den wir herangezogen, lag voll, ich mußte ein Paket Bücher wegheben, um einen Stuhl frei zu machen. Der Schein der Kerze glitt über die Rückentitel. Ich sah hin, drehte den ganzen Stoß um und wies dem Grafen schweigend die Aufschriften. Eine Logarithmentafel. Littrows populäre Astronomie. Ein Band von Humboldts Kosmos, der dem Hauptmann gehörte. Aus dem astronomischen Werke rutschte ein Zeitungsblatt. Der Graf faltete es auf. Eine Nummer des „Berliner Tageblattes“ mit einem Feuilleton über Diamantenfunde in Meteoriten. Keiner sagte etwas. Zu unterst kam ein englisches Werk, Bekenntnisse eines Mediums, mit Illustrationen, die das Lösen von Knoten erläuterten, und ein gelbes Heft, eine alte, zerlesene Lieferung von Westermanns Monatsheften, die einen Artikel über die Hahnische Meteoritentheorie enthielt.

Die Bände kollerten auf den Teppich.

„Zum Henker, es ist genug, übergenug!“ leuchtete der Graf.

„Nein, noch die Tagebücher.“

„Richtig, die Tagebücher.“

Ich griff wieder in das Fach. Es kamen jetzt Stöße, von denen ich nichts verstand. Aber der Graf lächelte bitter fast bei jedem Blatt. Es mußte sich um Sitzungen vor meiner Zeit handeln.

„O das — und das — ach — das Weib, das Weib — Wahnsinn, Wahnsinn!“

Die Kerze lohte von dem wilden Blättern hin und her.

Jetzt ein dickes blaues Heft mit Lillys Handschrift. Der Graf schlug es auf und stöhnte. Ich sah kurz Notizen mit Daten — sehr alte Daten.

„Run?“

„Sie sind's. Eine Abschrift.“

Er schleuderte das Heft in die Ecke und warf sich auf einen Stuhl, die Hände vor dem Gesicht.

„O Nelly, Nelly, das, das!“

Ich wühlte eine Weile allein weiter. Als ich ein Bündel Briefe heraufhob, die ein blaues Seidenband zusammenhielt, kollerte unten ein harter Gegenstand. Ich langte danach, ohne ihn gleich zu fassen. Ich war mit der Hand jetzt auf dem dunklen Grunde des Fachs, — meine Finger rührten an einen glatten, kühlen Gegenstand — eine Photographie. Eine Seiltänzerin. Halb nackt, das Haar gelöst, der Blick herausfordernd. Es war Lilly, jugendlich, schlank, mit großen, schönen Augen. Darunter stand auf englisch: „Lilly E. Jackson ihrem einziggeliebten Georges Burton.“

Ein Stich ging mir durchs Herz. Mitten in der Wut kam mir abermals eine unsägliche Traurigkeit. Ich warf das Bild zurück, ohne es dem Grafen zu zeigen. Wiederum war mir, als habe ein greller Blitz geleuchtet, — er leuchtete taghell durch ein ganzes Menschenleben . . .

Jetzt faßte ich das Ding, das vorhin geklirrt hatte. Ein Petschaft mit einem Wappen.

„Du — sieh doch — was ist das?“

Der Graf ließ die Hände sinken. Seine Augen waren naß, die Züge wie erstorben.

„Das? O . . . das ist ja mein . . .“

Er sprang auf. Die Wut brach stürmisch aus.

„Henker da, da hast du unsere Siegel . . . sie hat sich mein Petschaft nachbilden lassen . . . na . . .“

Mich faßte es wie etwas Beschämendes, ich sah ihn scheu an. Er mußte entsetzlich unvorsichtig gewesen sein. Und auf Experimente mit solchen Prämissen des Leichtsinns hatten wir das Höchste bauen wollen . . .

Er verstand mich. Und er wandte sich ab, trat ans Fenster, ohne weiter zu sprechen. Es war die entsetzlichste Kritik, wie er auch gefehlt haben mochte.

In allem eigenen Schmerz empfand ich nun doch Mitleid mit ihm. Ich ging ihm nach, legte die Hand auf seine Schulter.

„Otto, wir waren's ja nicht! Wer konnte das wissen.“

Er schluchzte, er heulte wie ein Kind.

Und draußen wieder jetzt der Mond, groß, strahlend, eilig . . . o diese Welt, diese Welt.

„Otto,“ begann ich noch einmal, „faß dich, es ist nun so. Sag mir das noch, Otto, hast du, hast du eine Schuld gegen Lilly?“

Er hob den Blick. Aus diesen thränennassen Augen konnte keine Lüge kommen, das fühlte ich.

„Eine Schuld?“ wiederholte er langsam. „Ich habe einem Menschen getraut, das war meine Schuld.“

Ich wußte jetzt, daß Lilly gelogen hatte, gelogen um einen letzten Schein von Glorie um sich zu werfen, gelogen bis in die letzte Offenbarung der Wahrheit hinein, um sich eine Planke zu retten, auf der sie weitersteuern wollte, gelogen, gelogen, gelogen.

„Otto, faß dich,“ sagte ich sanft, „wir müssen doch etwas thun.“

„Ja wohl,“ sagte er jetzt, sich plötzlich straff aufrichtend, das ganze Gesicht noch naß bis in den Bart hinein, „wir . . . wir müssen allerdings etwas thun.“

Er machte ein paar Schritte auf die Thür zu, langsam, als probe er, ob er noch gehen könne. Dann stieß er plötzlich hastig hervor: „Du — du, warte — einen Augenblick — bleib hier — ich — bin — gleich, gleich wieder da.“ Und mit einem Ruck war er draußen, ich hörte seinen Schritt auf der Treppe.

Eine längere Pause entstand. Ich starrte in den Mond. Mir war, als lähme mich das funkelnde Licht.

Plötzlich von unten ein gellender Schrei, — ein Hilferuf . . . ich stürzte hinaus . . . ich sah von der Treppe aus in dem mondhellen Korridor unten zwei schattenhafte Gestalten, die sich jagten . . . jetzt flog eine Thür auf, Lampenlicht glänzte heraus . . . es war das Zimmer des Grafen, — dort verschwand die wilde Jagd. In zwei Sätzen war ich unten. Der Schrei hatte sich nicht wiederholt . . . kam ich zu spät? Nein, aber mitten in der Thür blieb ich doch wie gebannt stehen. Das große Studiergemach mit den kahlen weißen Wänden war leer. Aber die Pforte zu der kleinen Bibliothek, wo die spiritistische Litteratur stand, war weit offen, durch das Fenster flutete volles grünes Mondlicht in den schmalen Gang zwischen den Regalen. Und mitten in diesem Lichte Billy, geisterhaft, hell, regungslos, die Augen starr nach rechts gewandt. Jetzt erst sah ich den Grafen, er lehnte im Schatten des einen Regals, aber es funkelte etwas in seiner Hand bis in den Mondglanz vor — der Lauf einer Flinte. Er hatte sein Wild gestellt, es konnte nicht zurück. Ich wußte ganz genau, daß er sie töten werde, und doch hätte keine Macht des Himmels und der Erden mich zu ihrer Rettung mehr herbeiführen können, denn alles, was hier Sätze trennen, war eine Sekunde. Er selbst zögerte noch,

er drückte noch nicht los. Hatte sie ihn noch einmal gebannt, zum letztenmal, die Zauberin, mit dem Blick ihrer Augen, nachdem sie zuerst schreiend geflohen, jetzt im Moment des absoluten Endes, der letzten unabwendbaren Todesnähe noch einmal gebannt? Es schien etwas Übermenschliches. Jetzt hörte man die Stimme des Grafen, hohl, klanglos.

„Weib, — du hast betrogen? ‚Ja‘ oder ‚Nein!‘“

Und grell, scharf wie Metall die Antwort: „Nein!“

Es war das letzte Wort. Der Schuß frachte in einer roten Feuerwolke auf, die das Mondlicht verlöschte . . . die Tragödie war aus.

Der Schuß war so nah gefallen, daß ich das Gefühl hatte, ich sei selbst getroffen. Ich stürzte vorwärts, alles um mich her war mir verschwunden, nur das eine Wort rang sich mir noch hervor, als sei es den ganzen Augenblick lang auf der Lippe erstarrt gewesen und werde jetzt erst frei: „Gnade! Gnade!“

Es war zu spät.

Zwischen den Regalen, mit dem Scheitel gegen die schimmernden Bände des untersten rechten Fachs, lag ein totes Weib. Ich kniete nieder und suchte den Kopf aufzurichten. Aus der zerschmetterten Stirn rann Blut, der strahlend helle Mond machte das brennende Rot sichtbar. Mit An-

strengung hob ich den Körper auf und zog ihn durch die Thür in das Studiergemach. Um den Grafen kümmerte ich mich nicht, ich wußte gar nicht ob er noch da war. An der Seite stand das alte eiserne Bett mit der verschossenen Reisefede. Hierher, auf Nellys Lager, warf ich die Tote, die grünen Blüschblumen färbten sich sofort dunkelrot. Es klirrte etwas herunter, als ich die Leiche hob . . . auf die starren Züge floß das Lampenlicht, sie waren auf einmal schmal, wie die eines armen, blassen, geschlagenen Kindes . . . am Boden glänzte etwas . . . sie hatte ein falsches Gebiß getragen, es war den Riefen entfallen, — eine letzte Lüge, die der Tod enthüllt.

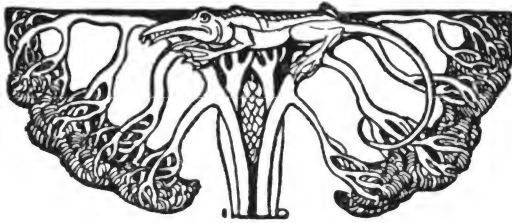
Und wunderbares Schauspiel der menschlichen Empfindungen . . . bis zu dieser Sekunde hatte ich kalt gehandelt wie ein Arzt . . . jetzt, bei dieser nichtigen Kleinigkeit kam es auf einmal über mich mit einer Allgewalt, vor der ich kein Entrinnen hatte, — der Schmerz über das furchtbare Wirrsal in diesem gemordeten Menschenwesen, der Ekel, die Reue, das Mitleid, die Verzweiflung, alles in einem und zuletzt die Liebe . . . draußen schlugen Thüren, Stimmen riefen auf der Treppe . . . ich hörte, ich achtete auf nichts . . . ich küßte die stille rote Stirn zweimal, dreimal, immer wieder . . . das Blut rann jetzt auch über mich, es färbte meinen Bart, es verdunkelte meine Augen . . .

Blut, alles Blut . . . und Liebe, unermessliche, unstillbare Liebe . .

Da jetzt — von irgendwo her, aus einem andern Zimmer — ein greller, laut nachhallender zweiter Schuß.

Ich wußte, wer dieses Opfer war.





V

Die furchtbare That und der Selbstmord des Grafen waren Ereignisse von solcher Tragweite für alle Beteiligten, daß die geistige Seite des ungeheuren Zusammenbruchs, den ich miterlebt, mir zunächst ganz in den Hintergrund trat. Nachdem die letzte Aufwallung tiefer Herzensgefühle vor der Leiche Billys vorüber war, hatte sich eine starre Kälte über mein Gemüt gelagert. Der Verstand war scharf und klar, aber auch nur der Verstand. Alles andere wie erloschen.

Aus meiner Abreise am nächsten Tage konnte unter diesen Umständen begreiflicherweise nichts werden. Es folgte die gerichtliche Aufnahme des Thatbestandes, ein Verwandter des Grafen erschien, ein steifer, höflicher Herr, dessen Interesse durchaus darauf ging, nach Kräften die Sache zu vertuschen, damit der Familienname keinen Schaden leide, — eine Kette von unruhigen Folgeereignissen der verschiedensten Art, von denen ich mich nicht

ausschließen konnte, nahmen eine ganze Reihe von Tagen lang meine Zeit fast vollständig in Anspruch.

Sehr im Gegensatz zu Walter und dem Hauptmann, die anfangs völlig den Kopf verloren hatten, konnte ich bei all diesen Dingen eine mir selbst erstaunliche Ruhe bethätigen. Bisweilen, in Momenten des Alleinseins, graute mir fast vor dieser seltsamen Auslösung von kalter Willensenergie. Aber die letzten furchtbaren Stunden hatten zu entsetzlich grell alle Schleier herabgerissen. Nichts von dem, was geschah, vermochte mich irgendwie dauernd in Erstaunen zu setzen. Das Meiste war ja auch öder Geschäftsgang, der lediglich gleichgültige Punkte feststellte. Aber eine Gelegenheit hätte mich doch aufrütteln können. Jetzt erschien sie mir farblos wie alles andere.

Es war der Tag der Testamentseröffnung. Die Legate kamen zur Sprache, die der Graf seinen drei Genossen vermacht hatte, damit sie der Sache des Spiritismus dienen sollten. Ohne einen Augenblick der Unschlüssigkeit lehnte ich rund ab. Ich sei nicht mehr Spiritist, und mit dem idealen Zweck falle jedes Anrecht auf dieses Erbe. Der Wortlaut war übrigens ein ziemlich weiter, der Ausdruck „Spiritismus“ kam gar nicht vor, die betreffende Stelle sprach von „Berwertung im Dienste der von mir zu meinen Lebzeiten vertretenen Weltanschauung“.

Der Bevollmächtigte der reichen Familie schien auch in keiner Weise gesonnen, einer freiesten Ausdeutung irgend ein Hindernis in den Weg zu legen. Aber für mich gab es hier weiter keinen Doppelsinn, ich handelte mit einfacher Konsequenz. Dieses wäre rasch erledigt gewesen und hätte mich thatsächlich nicht aufzuregen brauchen. Ein merkwürdiges Schauspiel aber boten die Freunde Walter und der Hauptmann.

Nachdem der Hauptmann zunächst nach der Schredensnacht ein paar Tage lang wie ein Gespenst umhergeirrt war, unrasiert und vollkommen verstört, hatte ich in der Folge, schon vor der Testamentseröffnung, aus gelegentlichen Worten herausgeföhlt, daß er anfangs, mit sich selbst gewissermaßen einen Kompromiß abzuschließen. Lilly sei eine Betrügerin, aber das beweise noch immer nichts gegen den Spiritismus. Es sei abermals nur wieder ein Einzelfall. Ich hatte dafür nur ein Ahselzuden. Bei der Testamentsklausel nun sprach er dasselbe Bekenntnis offen und verschärft aus und — nahm an. Und ein noch Erstaunlicheres geschah: auch Walter that desgleichen, das heißt der Sache nach, ohne Erklärung. Er mochte an meinen Blicken merken, was ich davon hielt, er kam nachher zu mir, wir gingen eine Stunde durch den Park. Was er sagte, begriff ich, obwohl ich es nicht völlig zu billigen vermochte.

„Siehst du,“ sagte er, „meine Weltanschauung

ist immer eine ideale, eine spiritualistische gewesen, daran ändert es nichts, daß diese Dinge hier wohl falsch waren. Und wenn ich diese meine Weltanschauung weiter bethätige, so handle ich doch eigentlich nach den Intentionen des Grafen, ideell meine ich. Und siehst du, was sollte ich im Spiritismus selbst, auch wenn er wahr wäre, viel gethan haben, ich bin kein Mann der Wissenschaft, ich bin Dichter.“

Ich war zu müde, um eingehend zu erwidern. Schließlich, ob das Geld nun dorthin zu den reichen Verwandten kam oder hier zu zwei armen Geistesproletariern, das war ja sehr gleichgültig, der Graf hätte es den beiden wohl auch vermacht, wenn er den Umsturz seiner Sache länger überlebt hätte. So schieden wir, als Walter den nächsten Tag abreiste, als gute Freunde. Und auch mit dem Hauptmann ging ich nachher in Frieden auseinander. Ich glaubte bei einem letzten Gespräch — mit Betrübniß in der Sache, aber doch unter Anerkennung der Ehrlichkeit — thatsächlich aus seinen Reden zu entnehmen, daß er noch naiv glaubte. Selbst das Furchtbarste hatte diesen trodenen Systematiker nicht dauernd abschrecken können. Seine Schablonen waren für einen Moment durcheinander geflogen, aber heute lagen sie bereits wieder am alten Fleck. Er ging jetzt nach München, dort würde er schon wieder Anschluß finden. Seine Broschüre werde er doch

erscheinen lassen, mit ein paar kleinen Korrekturen. Ich drückte ihm die Hand, als er in den Kahn stieg, — an derselben Stelle, wo er mir einst bei meiner Heimkehr mit Billy wie ein freundlicher Engel erschienen war, der die Saalthür öffnete, und wo ich mir selbst bekräftigt hatte, er sei gar nicht lächerlich, ganz und gar nicht. Heute fühlte ich ein Gemisch von Grauen und Mitleid, — Grauen vor solcher Konsequenz, Mitleid mit der Wissenschaft, die auf solche Männer baute. Und als ich in mein Zimmer hinauftam, traten mir in all meiner Kälte doch die Thränen ins Auge. Mit diesen Leuten hatte ich nach dem Höchsten ringen wollen, die da jetzt wie welke Blätter abfielen, wo der Hauptstamm geborsten war . . . mit diesen hatte ich die Wissenschaft reformieren wollen, die da mit ihrer kleinen Rente in der Tasche fortzogen, um vom nächsten Zweige unbekümmert ihr wertloses Liedchen weiter zu piepsen, als wenn nichts geschehen wäre.

Nachdem die Erbschaftsachen erledigt, die Genossen abgezogen waren, hätte ich nun mit Fug und Recht auch mein Bündel schnüren und endgültig nach Berlin hinüberfahren können. Aber wider Erwarten hielt mich eine Aufgabe noch wochenlang im Schlosse zurück, eine Aufgabe, der ich mich bei bestem Willen nicht entziehen konnte.

Zwischen dem neuen Schloßherrn und mir hatte sich im Laufe der rein geschäftlichen Verbindung

ein leidliches Einvernehmen herausgebildet. Vielleicht hatte gerade die kühle Zurückhaltung, die meine Stimmung mir auferlegte, das trodene Herz des steifen Herrn gewonnen. Jedenfalls erschien ich ihm, nachdem ich bei der Testamentsklausel so entschieden dem Spiritismus den Abschied gegeben, als der geeignete Mann für eine Sache, die ihm sehr am Herzen lag.

Der große schriftstellerische Nachlaß des verstorbenen Grafen lag vor, ebenso die Hinterlassenschaft Lillys. Was sollte aus diesem Berg von Papieren werden? Eine Andeutung von seiten des Hauptmanns hatte in dem würdigen Familienvertreter die Angst gewedt, einer von uns hege die Absicht, diese Sachen nachträglich noch zu veröffentlichen. Es kam zu einer langen Unterredung, er schüttete mir mit einiger Reserve, aber doch sehr deutlich sein Herz aus. Der tote Graf war seit so vielen Jahren das enfant terrible der ganzen Familie gewesen, der jähe Abschluß seines unruhigen Lebens erschien dort fast wie eine Erlösung. Nun wünschte man aber um alles in der Welt nicht, daß noch ein litterarisches Nachspiel komme.

Ich konnte den Herrn beruhigen. Ich erwähnte mein persönliches Interesse an so mancher Einzelheit des Archivs, schloß aber damit, daß Vernichtung des Ganzen der beste Dienst sei, den man der Wissenschaft damit thun könne. In seiner auf-

richtigen Freude machte mir jetzt der Graf das Anerbieten, noch auf einige Zeit sein Gast im Schlosse zu sein, die sämtlichen Papiere einer ausführlichen Durchsicht zu unterziehen und sie dann nach Belieben selbst entweder mitzunehmen oder an Ort und Stelle zu vernichten.

So blieb ich noch längere Zeit über stiller Arbeit in meinem blauen Salon zured.

Es waren das ernste Tage, Tage fast vollkommener Einsamkeit, da ich auf dem Zimmer aß.

Und in diesen Tagen zog nun, Stück für Stück, die Vorgeschichte wie die Geschichte selbst der großen Tragödie, deren Ende ich selbst fast mit meinem Herzblut bezahlt, noch einmal an mir vorüber, — naht, ohne Zauber und ohne Poesie, in der grauen Stimmung der nüchternsten Verstandeszergliederung.

Es war eine furchtbare Buße, und lange Zeit fühlte ich bloß die Schwere, nicht die Läuterung.

Die Aufzeichnungen des Grafen kannte ich zum größeren Teil. Was mich interessierte, war im wesentlichen nur noch die Aufhellung von Lillys Vorleben. Die Papiere, vor allem ein Stoß alter Brieffschaften, gaben hier Anhaltspunkte genug.

An die Stelle des Märchens, das der Graf sich hatte aufbinden lassen, und das dann weiter Grundlage meiner ganzen Auffassung geworden war, trat ein bitterer Lebensroman, seltsam, unwahrscheinlich, mit Zidzadwegen, die zwar das

wahnsinnige Resultat, das uns genarrt, ermöglicht hatten, die aber niemals als Elemente der Rechnung hätten vorausgesetzt werden können. Es fand sich das Bruchstück einer Lebensbeschreibung von Lillys eigener Hand vor. Diese Blätter waren selbst wertlos, es sollten anscheinend Bekenntnisse, Enthüllungen werden, aber ich hatte den Eindruck eines neuen Lügengewebes, das die Eitelkeit zusammengeklügelt. Wahrscheinlich verdankte man aber diesem Vorsatz einer Selbstbiographie das sorgsame Aufbewahren so vieler Dokumente aus Lillys wirklichem Leben, und diese Dokumente gaben die ungeschminkte Wahrheit.

Lilly war überhaupt keine Amerikanerin gewesen, sondern eine gute Deutsche. Die gebrochene Sprache, die ihr so gut stand, war nur Maske. Und diese täuschende Maskerade, deren Zweck nicht einmal klar ersichtlich war, die vielleicht nur einer Laune entsprungen war und doch eine Reihe von Jahren gedauert hatte, — sie konnte ein erstes typisches Beispiel abgeben für das Maß von schauspielerischer Kraft, das hier sein Spiel mit uns getrieben. Unerhörte Chancen hatten sich hinzugesellt, um den Knoten unentwirrbar zu machen.

Lilly war fast zehn Jahre älter, als sie angegeben hatte. Ihr Leben war von früh auf das denkbar bewegteste gewesen. Kunstreiterin, Seiltänzerin, Cirkusdame nach jeder Richtung. Dann mehrere Jahre der Bildung, der Erholung als

Geliebte eines Mannes, für den ich nach seinen Briefen Hochachtung und Mitleid empfand. Ein Gelehrter. Er hatte sich verzweifelte Mühe mit ihr gegeben, ihren Geist gewedt. Sie war mit ihm gereist. In Amerika hatte sie ihn verlassen, heimlich verlassen mit einem herumziehenden Schwindler, dessen Liebste und dessen Gehilfin sie nun weitere Jahre gewesen war, zuletzt ein Jahr lang als Medium. Das war die hohe Schule für die letzte, größte Leistung ihres Abenteuerlebens.

Kurz nach dem Tode dieses vorletzten Beschüfers hatten die Beziehungen zu dem Grafen angefangen. Bis dahin hatte ich nur einzelne Lichtpunkte, die den Lauf der Dinge erhellen. Von jetzt ab sah ich vollkommen klar. Wie eine jähe Erleuchtung kam infolge eines geringfügigen Anlasses ein Gedanke . . . er erschloß die Tiefe des ganzen psychologischen Rätsels.

Sie hatte den Grafen nötig als materiellen Unterstüher.

Anfangs hatte sie ein Liebesverhältnis geplant. Möglicherweise hatte sie sich damals wirklich in ihn verliebt. Er war aber nicht zugänglich dafür gewesen. So hatte sie das Netz anders stellen müssen und gefangen hatte sie ihn doch. Der Mann, aus dessen Rede die Gewissenhaftigkeit verkörpert zu sprechen schien, war in einer unerhörten Weise leichtsinnig im Glauben gewesen.

Ernestine hatte eine große Rolle gespielt. Die

Abſchrift der Tagebücher, das Beſchaft waren durch ſie erworben worden.

Von da ab blieb die Sache glatt im Fluß. Das Individuelle, das vielleicht noch nie ein betrügendes Medium in dieſer Weiſe zur Anwendung gebracht hatte, war das Arbeiten mit gewiſſen naturwiſſenſchaftlichen Kenntniſſen geweſen. Typiſch war hier die Sitzung, die ich ſelbſt erlebt hatte, ſowohl in Anbetracht der aufgewendeten Geſchicklichkeit wie auch der verhältnismäßigen Plumpheit der Mittel. Auf die Fragen des Grafen hatte Lilly ſich präpariert mit den einfachſten Hilfsmitteln, aus Büchern der Schloßbibliothek, mit dem Leitſtern eines allerdings ungewöhnlich ſcharfen Verſtandes. Die einzige von mir geſtellte, alſo nicht berechnete Frage war die der Meteoriten geweſen. Sie war nicht aus dem aſtronomiſchen Rahmen gefallen und ein Zeitungsfeuilleton vom Tage vorher, das jeder von uns ebenſo leicht hätte leſen können, hatte einen zufälligen Ausweg geboten. Als Walter fragen wollte, war wohlweislich die Erwähnungſcene eingetreten, deren feines Spiel bei einiger Kenntnis der ſpirituiſtiſchen Litteratur, die im Schloſſe überall offen auslag, nicht über das ging, was jeder beſſere Schauspieler leiſten konnte.

Die übrigen Dinge erklärten ſich von ſelbſt. Ich zweifelte heute nicht, daß Walters Erklärung der Brandviſion, die mir ſo verzweifelt albern er-

schienen war, die einzig richtige gewesen sei. Gerade bei diesem Punkte aber berührte ich nun doch ein neues Gebiet.

Das Problem vertiefte sich. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen, daß mit meinem Auftreten in diesem Kreise in Lillys Seele etwas vor sich gegangen war, was direkt zu der Schlußkatastrophe überleiten mußte.

Ich sagte es mir mit Schmerz, aber es war so: Lilly war wirklich in mich verliebt gewesen, und diese vielleicht einzige höhere Regung in diesem ganzen jammervoll verunglückten Menschenleben war zur gräßlichen Nemesis geworden.

Ich konstruierte mir, und wohl mit Recht, folgendes. Lilly war schon, als ich kam, nicht mehr dieselbe kalt berechnende Abenteurerin, die einst den Grafen aus wesentlich materiellen Gesichtspunkten umgarnt hatte. Vier Jahre des unausgesetzten Zusammenlebens mit diesem Kreise, der, mochte er auch schließlich traurig zerfallen sein, doch lange Zeit ein wahres Muster moralischer Lebensführung, selbstloser Gemeinschaft zum höchsten sittlichen Zweck dargestellt hatte, konnten nicht spurlos an einem Wesen vorübergehen, dessen Geist so hoch entwickelt war trotz aller Dunkelheit und Verworrenheit der sittlichen Gefühle.

Lilly mußte allmählich fühlen, was sie that.

Eitelkeit und das Anflammern an eine materielle

Versorgung mochten viel thun: alles erliden konnten sie auf so lange Dauer nicht.

Diese langsame seelische Umwandlung war nun bis zu einem gewissen Punkte gediehen, als ich kam.

Der wahrhaftigste, der sittlichste Moment in Villys ganzem Leben war jener, da sie mich zurückweisen wollte bei meiner unerwarteten Wiederkehr, mich, den Unbetheiligten, der ihr materiell nichts brachte, und dem gegenüber sich somit das langsam erwachende Schamgefühl zum erstenmal klar offenbaren durfte.

Ich hatte sie nicht verstanden, ich hatte sie nur erst recht in das Wirrsal hineingetrieben. So war alles gekommen, wie es kam. Sie hatte nicht die Kraft besessen, meiner Leidenschaft zu widerstehen. Der Moment bei der Brandvision hatte ihr, der Betrügerin, vielleicht selbst abergläubische Scheu eingeflößt, — wer wußte, was alles in ihrem Innern sich abgespielt in den Wochen!

Ich ging die beiden Tage in Berlin durch, — alles war entseßlich klar.

Sie hatte meine Frau nicht werden wollen, weil sie fühlte, daß das unmöglich war, die Scene am Teufelssee hatte ihr meine Gedanken zu grell offenbart. Aber sie hatte sich mir dennoch im Walde hingegeben, im blinden Genießen der Liebe, die, wie jämmerlich sie mir auch jetzt vorkam, für dieses arme Wesen gewiß die höchste, die reinste ihres Lebens gewesen war.

Aber ihre Kraft hatte fortan allerdings versagt, sie hatte mich nicht mehr betrügen können.

Der schwache Versuch, Ernestine vorzuschieben, mißlang . . . von da ab war das Ende ein einziger Schiffbruch.

Es blieb ein psychologisches Rätsel, ob sie wirklich mit klaren Sinnen noch daran geglaubt hatte, mit dem letzten Bekenntnis, das noch dazu mit Lügen aufgepußt war, mich zu gewinnen, — jedenfalls hatte sie diese allerletzte Rolle ihres Lebens so ungeschickt gespielt wie möglich.

Es war eine Ungeschicklichkeit, in der ein sittlicher Zug lag, — ein Mörder, der Reue empfindet, dem die Hand zittert, und der deshalb sein Opfer fehlt. In der Tragödie dieses verlorenen Lebens hatte es zu nichts anderem führen können, als daß der Mörder entwaffnet wurde und — als Mörder — vor Gericht kam.



Eine Abendstunde brachte mir als Ergänzung zu all diesen Dingen die Enträtselung jener zweiten Gesichtscene, die mir so viel Kopfzerbrechen gemacht.

Seltamerweise hatte mit dem Moment, da Lilly entlarvt war, dieses eigene Erlebnis, das doch von Lilly ganz unabhängig gewesen war, jede Beweiskraft für mich verloren.

Als ich mich zum erstenmal wieder daran er-

innerte, kam es mir vor wie ein altes Märchen. Ich hatte eben inzwischen das Vertrauen zu meiner eigenen Beobachterehrlichkeit in jener Zeit eingebüßt.

Als ich jetzt in vollkommener Ruhe und Nüchternheit endlich das Siegel des Protokolls öffnete, schien es mir in der That, als sei ich mehr als berechtigt zur Skepsis. Die Reihe der Phänomene erschloß sich mir bei einigem Nachdenken hier fast ebenso lüdenlos wie bei Lillys Leben und Lillys Wundern.

Grundfaktor: die mystische Seelenstimmung, die hochgradige, nervöse Überreizung, eine Nacht ohne Schlaf, draußen im Spreewald die Kette der aufregenden Vorgänge, die mein Verstand nicht völlig durchdrungen hatte.

Erste Frucht war schon der sonderbare Traum, der Anfall von Schlafwandeln im Schlosse gewesen.

Nun als Einleitung des größeren die schreckhafte Erzählung der Frau bei Thälers. „Das muß doch schon der Tod sein.“

Auf dem Heimwege der Versuch, nicht an Edmunds Tod zu denken. Gerade solche gewaltsam zurückgeschobenen Vorstellungen lehrten mit Liebhaberei im Traume wieder.

Im Zimmer keine Lampe, geisterhafter, alle Sinne weit stärker erregender Kerzenschein.

Von neuem der Todesgedanke.

Der klare logische Schluß, daß die Telegramme schon von fremder Hand abgeschickt sein müßten.

Der Blick auf die Papiere und die Duellhypothese, zweifellos, wie das Protokoll nachwies, ein Ergebnis längeren Nachdenkens bei dem Wachenden, ein auf der flachen Hand liegender Analogieschluß aus Thatsachen der Erinnerung. Erst viel später, in unbewußtem Verschieben beim wiederholten Erzählen, hatte ich diesen Punkt so gewendet, als sei das Duell auch nur Offenbarung des Geistes gewesen.

Weiter: beginnende Symptome des Einschlafens.

Die Duellvision aus meinem früheren Leben: der Freund mit der blutigen Brust. Bilder des Todes. Die Mutter. Sentimentalere Gefühle, wachsende Schlaftrunkenheit. „Im Ohr ein Klingeln.“ Versuch des dämmernden Bewußtseins, an den Anfang der Kette zurückzukehren. Einziger Erfolg: die Vorstellung „Edmund“. Im übrigen jetzt vollständiger Schlaf — und Traum.

Die Gestalt im weißen Hemde, mit dem Schuß in der linken Brust, den eingestickten Initialen E. T. . . . Traum. Ich träumte, daß ich das zweite Gesicht hätte von Edmunds Tod!

Aus Theresens Brief wußte ich jetzt, daß Edmund in Wahrheit an dem Tage ein Jägersches Wollhemd getragen hatte, und daß die Schußwunde im Unterleib saß . . .

Auch die nächsten Vorgänge echtes Traumleben.

Der Gedanke „Du träumst ja“. Der Glaube, ich sei erwacht, war aber selbst nur Traum. Die deutliche Vision meines Zimmers.

Ich hatte die schönste Analogie in jenem nächtlichen Abenteuer nach Freys Tode. Was mir früher ein Argument für das Wachen gewesen war, wurde mir jetzt direkt zum Beweise für den Traum.

Ich vergegenwärtigte mir mein Berliner Zimmer. Die Bücherreihen, die ich rechts und links von der Gestalt zu sehen geglaubt hatte, mühten in Wahrheit so im Schatten gelegen haben, daß ich mit offenen Augen die Aufschriften gar nicht hätte lesen können. Im Traum konnte ich sie dagegen richtig konstruieren aus dem einfachen Grunde, weil ich aus langer Übung ein bis in jede Einzelheit klares Bild des Regals in der Erinnerung trug.

Ich machte die Probe, schloß die Augen, suchte mir die Reihen auch jetzt vorzustellen. Und jetzt noch, nachdem ich Monate lang mein Zimmer in Berlin nicht betreten hatte, jetzt noch fand ich Buch für Buch, ich fand die Aufschrift der sämtlichen sechzehn Bände des Konversationslexikons. Gerade weil ich diese Dinge nie auswendig gelernt, sondern durch unaufhörliches zwangswaises Sehen mir eingeprägt hatte, standen sie so fest, konnten sie so leicht im Traume sich einstellen.

Und wiederum ganz und nur dem Traumleben

angemessen war die seltsame, im Wachen bei so schauriger Erscheinung aufs höchste unwahrscheinliche Beobachterruhe, das Beachten des Kaffeeflecks, die Erinnerung an das Siegelladtröpfchen, — hatte ich doch neulich in dem anderen Traume sogar den Unterschied des Mondschattens und des Kerzenschattens beachtet.

Dem Traume entsprechend war das dumme Betonen des Wortes „zweite“ in der Rede des Geistes.

Möglicherweise hatte sich aber gerade hier das Bewußtsein geregt, das Sinnlose hatte — der Schlaf war ja immerhin kein schwerer — einen gelinden Stoß gegeben.

In korrekter Weise folgte dann im Moment des wirklichen Erwachens das Entsetzen, das Sträuben des Haares, der Schrei.

Ganz sonderbare Ergebnisse lieferte die endgültige kritische Zerlegung der Zeitberechnung.

Wahrscheinlich hatte der Traum nicht nur „etwas vor Elf“, sondern geraume Zeit früher stattgefunden.

Die volle Stunde, die das Uhrwerk schlug, konnte zehn gewesen sein. Als ich nachher, — viel später! — auf das Zifferblatt sah, war es allerdings halb zwölf.

In dem Protokoll fand sich aber bloß die Angabe, daß die Vision sehr dicht vor einem vollen Stundenschlage sich ereignet haben müsse, und dar-

aus wurde gefolgert, es müsse elf gewesen sein, da ich sonst während des nachfolgenden Grübelns die Schläge halb elf und elf hätte hören müssen.

Dieses Argument schien mir heute in keiner Weise mehr stichhaltig. Bei abgelenkter Aufmerksamkeit konnte man dicht unter der Uhr sitzen und dennoch die Schläge nicht hören — ich selbst hatte auch das kürzlich erst erlebt.

Schließlich waren ja alle diese Dinge zur Sache sehr gleichgültig, da die Todesstunde gar nicht mehr für den Abend in Betracht kam, sondern für morgens elf Uhr.

Als letztes, wirklich starkes Verwidelungsmoment blieb eben nur die irreführende Angabe des Telegramms. Es war der Drücker, den der grobe, nackte Zufall auf eine Kette von Trugschlüssen der falschen Beobachtung gesetzt hatte.

In dieser Nacht fand ich wenig Ruhe.

Meine trübe Stimmung erreichte ihren Höhepunkt. Von der zweiten Gesichtsscene schweiften meine Gedanken hinüber zu den Anfängen meiner Irrfahrt, ich erinnerte mich an die große Rede des Grafen. Der Zauber war hin. Heute webte kein Fliederduft, herauschte kein Rheinwein, heute lag kein Friedhof im Morgenrot. Die üppige Dialektik war machtlos: Worte, die verhallt waren. Nie wieder öffnete sich die Lippe des toten Mannes, der da draußen in seinem Erbbegräbnis schlummerte. Die Rehrseite der Ruhmesmedaille

stand vor mir, die er sich damals als Sozialist, als Menschheitsbeglücker selbst geprägt.

War es nicht doch auch nur wieder das Erbe des alten, schrankenlosen Aristokratendünkels, diese Sucht, alles haben zu wollen, den Gedanken zu beherrschen? Diesem Manne konnte natürlich auch das Große, Befreiende des Sozialismus nur Durchgangsstation sein. Ich dachte an die armen Menschen, die dem schönen Manne mit seiner prunkenden Rhetorik gefolgt waren, — harmlos, gläubig, — und die er zweifellos so bitter enttäuscht hatte.

Wohl erinnerte ich mich dann wieder einzelner rührenden Züge, ich dachte an das allgemein Menschliche dieses Dranges nach dem Äußersten. War er nicht doch gerade deswegen ein ganz außergewöhnlicher Mensch gewesen, weil er alle Standpunkte so rasch überwunden hatte?

Über was war geblieben?

Das vollkommene Nichts. Er war im Leben nicht glücklich gewesen. Nach seinem Tode blieb keine Spur von ihm zurück. Und hatte er Glück gestiftet? Kaum. Vielleicht damals dem armen Weibe in Amerika, das er geliebt. Und vielleicht hatte er auch das nur umgoldet mit der Glorie seiner gewollten Erinnerung, vielleicht waren im Leben die Dinge ganz anders gewesen. Lilly hatte sein blindes Vertrauen nicht gehoben, sondern zum letzten gebracht. Frey war tot, ich selbst war am Rande der Verzweiflung. Blieben Walter und

der Hauptmann. Und hier war schließlich die Geldfrage alles geworden. Ich träumte, wie viel mehr sich mit seinen Einkünften hätte leisten lassen, wenn dieser Geldpunkt allein in Betracht kam. Nein, es war wie ein Fluch in allem gewesen, was er gethan, ein unabwendbares Verhängnis, das sich erfüllen mußte bis zu dem Zischen der Kugel, die seine schöne Gedankenstirn durchbohrt.



Diese Nacht war schwer, aber sie war doch wie eine Krisis zur Gesundheit. Eine starke Wendung zum Besseren vollzog sich kurz darauf.

Es war ein Sonntagmorgen.

Ich hatte im Orte etwas zu thun gehabt. Als die roten Dächer wieder hinter mir lagen und ich durch das grüne Wiesenthal zum Schlosse zurückkehrte, klangen mir von den stumpfen Kirchtürmen die Gloden nach. Sie hallten sanft, aber feierlich über die stille Landschaft.

Da dachte ich an die Nachtstunde in Berlin.

Ich hörte in diesen Klang hinein den Choral des Glodenspiels auf der Parochialkirche.

Einen Augenblick ging ich langsam in großer Betrübniß.

Dann schaute ich auf.

Die Welt lag so friedlich, der Wald im Glask, die Blumenwellen der Wiese umtaumelt von bunten Schmetterlingen, der Kanal zwischen den Schilf-

blättern wie Silber, der Himmel ein einziges, warmes Blau. Und ich dachte auf einmal, warum nach so viel Traurigkeit nicht wenigstens ein armes Menschenkind sein Glück finden sollte. Ich war müde bis auf den Tod, ich hatte nicht mehr viel zu vergeben. Mein Herz erschien mir grau wie eine früh und jäh entfärbte Lode. Aber ich empfand ein unendliches Mitleid mit Therese.

Meine Schuld brannte auf mir. Es war eine tiefe, schwere, eine echte Lebensschuld, vor der kein Beschönigen half. Ich erinnerte mich an ihren Brief, an die lebhafteste Freude, die sie über das Lebenszeichen von mir empfunden, das doch im Grunde so rein gar nichts hatte bieten sollen.

Den ganzen Weg lang vergegenwärtigte ich mir den Wortlaut des Briefes. Zu Hause angekommen, suchte ich ihn hervor und las ihn zweimal genau durch. Darüber wurde alles wach: das ganze Jahr in Theresens Nähe, der stille Zauber dieser anspruchslosen Mädchenblüte, die Theeabende bei Thälers, die langen Heimwege, die drei Cigarren überdauerten, die große Sehnsucht nach Frieden, nach einer Seelenehe, nach einem eigenen Heim, an dessen Glück die wilden Wogen des Jahrhundertkampfes zerschäumen sollten . . . wie ein Schleier war es monatelang über diesen Dingen gewesen, jetzt hob er sich und sank auf das, was dazwischen lag, Villy, den Grafen, das Erhebende,

die Enttäuschungen und das Schredliche . . . noch einmal sprach es beinah laut in mir: Warum soll nicht eine wenigstens glücklich sein?

Ich nahm die Feder und schrieb Therese einen langen Brief. Ich erzählte ihr den Umriß aller der Dinge, ich sprach scharf und kalt über mich selbst wie über einen Fremden. Es war ganz und gar kein Liebesbrief. Alles, was sinnliche Liebe hieß, schien mir auf immer versunken. Nichts lag mir ferner, als leichtsinnig jetzt, da die eine Frucht sich so graueuvoll in Gift verwandelt hatte, die Hand bereits nach einer andern auszustrecken. Ich glaubte lediglich die materielle Seite im Auge zu haben, Therese war mir ein heiliges Vermächtnis des Toten innerhalb der lebendigen Welt, köstlicher als alle Jenseitsoffenbarungen, die mir einst die Krone gedünkt. Ich schrieb ihr, daß sie ein Recht habe, mich zu verachten, mein spätes Wiederkommen mit Mißtrauen zurückzuweisen. Sie solle sich prüfen, ob ich ihr noch wert sei, ihr Gatte zu werden. Wenn aber diese Prüfung trotz allem zu meinen Gunsten entscheide, so solle sie durch eine feste That ihren Willen beweisen. Ich schrieb ihr Tag und Stunde, wann ich in Berlin erscheinen würde, und legte das Geld bei zur Reise. Komme sie, so würde ich sie zu einer mir befreundeten Familie geleiten, die sie als meine Verlobte aufnehmen werde. Ich sandte den Brief unverzüglich ab, ohne ihn noch einmal durchzulesen.

Als er fort war, wußte ich nicht mehr: hatte ich in kaltem oder in warmem Tone geschrieben? Ein kleiner Teil der Schuld war abgetragen, — das wußte ich allein. Es gab mir nicht den Frieden wieder, aber es war doch der Beginn einer Läuterung.

Als ich am nächsten Morgen erwachte, war der Bann der Eiseskälte von mir gewichen, mein Gemüt nahm wieder Anteil an den Dingen, ein erster Strahl milderer Auffassung floß langsam, zaghaft über alles, selbst über meine Erinnerungen an den Grafen und an Lilly.

An diesem Tage wurde ich mit der Durchsicht der Papiere fertig.

Und als der Abend mit seinen Sumpfnebeln kam, zündete ich in dem kleinen, puppenhaften Kamin des blauen Salons ein ordentliches Feuer an und warf Stoß um Stoß der Sachen hinein, die Brieffschaften und die Aufzeichnungen Lillys, die Tagebücher und Sitzungsprotokolle des Grafen, zuletzt das ganze Riesenmanuscript des philosophischen Werkes, das die Erkenntnislehre von Grund aus hatte umgestalten sollen.

Die Asche türmte sich empor, die Flammen fraßen langsam.

Draußen wurde es ganz dunkel, zuletzt sah ich nichts als das violette und rote Farbenspiel im Kamin und hoch über der schwarzen Kastanienwand vor dem Fenster ein paar kleine bleiche Sterne.

Es knisterte und krachte, und ich wußte, daß ich zwei Menschen verbrannte, — alles, was außer einem fast ebenso rasch zermorschenden Körper auf Erden noch von ihnen übrig war.

Es stieg nichts mehr herauf aus diesen Flammen, kein Geist, der sich versöhnt zur Zukunft hinüberschwang, — dieser Turm von mürber Asche, der sich da in seltsamen, dunklen Spitzenmustern aufkräuselte, er war ein Ende, ein vollkommenes Ende, zwei Rollen waren ausgespielt, für jetzt und für immer.

Verhüllter, rätselvoller als je erschien mir das menschliche Dasein in dieser Stunde. Und ich fragte mich, ob es Wert habe, das kurze Leben an eine Frage zu setzen, die der Tod allerorten, dem Weisesten wie dem Geistesärmsten, löste, dessen Lösung auch zu mir kam, etwas später als zu denen dort drüben auf dem Gräberfeld, aber nicht minder gewiß.



In der Dämmerfrühe des nächsten Tages verließ ich endgültig das Schloß.

Mein Gepäck war schon an der Station, ich machte diese Strecke dieses letztemal zu Fuß, — denselben Weg, den ich damals bei der Rückkehr von Berlin in der Mittagshitze mit Lilln gegangen. Das Wetter war trüb, die Luft feucht. Kaum wußte man, ob die Sonne schon aufgegangen war

oder noch nicht. Die einsamen Höfe schlofen im Nebel, die Holzbrücken glänzten naß.

Meine Gedanken wanderten, ein letztes Denken zog durch meine Seele, eine milde Resignation, die aber doch um vieles besser war, als jene an dem Geburtstagsmorgen. Damals hatte ich nur an mich gedacht. Ein gewaltiges Schicksal war jetzt über mich hingegangen, hatte mich niedergestampft. Was lag an mir, wenn andere so litten! Jede Spur von Haß, ja von Verachtung gegen Billy war aus mir weggetilgt. Auch dieses arme Wesen war nur Produkt der Dinge, der Verhältnisse, wie viel Anlagen hatten in ihr gestedt — und was hatte das Leben aus ihr gemacht? Noch einmal durchdachte ich die Probleme des Spiritismus. Auch hier hatte sich das Herbe geklärt. Ich selbst war allerdings wohl für mein Leben fertig mit diesen Dingen. Aber ich wollte auch nicht dagegen streiten. Möchten andere suchen wie ich, — vielleicht waren sie glücklicher. So vieles, was ich gelesen, war ja nicht erklärt mit diesem einen Fall. Nur diese ganze wahnsinnig nervöse Methode der Jagd nach der letzten Erkenntnis schien mir im Prinzip nicht mehr so erhaben, hier hatte ich gelernt.

Als ich in die Felder hinauskam, wurde es etwas heller, aber es blieb ein Regentag. Die hohen Schloten des Städtchens stiegen vor mir auf, schon von weitem erkannte ich einen Zug von

Arbeitern, die langsam dem Thore der am Wege gelegenen großen Fabrik zutrotteten.

Diese armen Menschen mit ihren schlechten Kleidern, ihren verschlafenen Blicken, wie sie so durch den grauen Morgen dahinzogen, machten heute einen tiefen Eindruck auf mich.

Was in den letzten Tagen in mir gearbeitet, rang sich jetzt vollkommen deutlich los, schloß sich zu einem einzigen Gedanken zusammen.

Der letzte Rest von Glorie, der über meinen Schicksalen gelegen, verblaßte.

Aus dem Tiefsten der Welt vor meinen Augen schien eine Stimme zu kommen, — eine Stimme der Menschheit. Sie kam ohne Pathos, mit einer einschneidenden Natürlichkeit. Und sie sagte, daß jener Kampf um das Jenseits, um die Gespenster einer verborgenen Überwelt in keiner Weise höchste Aufgabe unserer Zeit sein könne. In dieser Welt des Tages selbst galt es, die lebendig wandelnden Gespenster zu ergründen, die Gespenster der Noth, der Unterdrückung, der moralischen Finsternis und des ewigen konventionellen Schlendrians, die an tausend und abertausend lebenden Herzen und Gehirnen nagten, das Dasein in dieser Welt vergifteten und die Sehnsucht nach einem besseren Jenseits künstlich züchteten, auch wo der Verstand widersprach. Es floß mir heute gar kein goldenes Licht über diese Dinge, wie damals bei der Rede des Grafen, — ich fühlte weder mich

noch irgend jemand anderes als Christus und Messias, ganz und gar nicht. Ich sah das Leiden der lebendigen Menschheit völlig nackt und farblos in der Stimmung des grauen Regentages, die Sonne hinter Wolken, die Felder triefend, die Wege ein Meer von Rot. Wie dieses Leiden zu ändern sei, wußte ich auch nicht eigentlich, nur ein dumpfes Fühlen war in mir, als würde ich es lernen, als sollte ich jetzt auf dieser Seite klar finden, was ich da drüben in gaukelnden Träumen gesucht.

Wie verworren immer meine Bahn gewesen war, vielleicht war das doch ihr bestes Resultat, daß sie mich mit Unerbittlichkeit ins Leben zurückwarf.

Vielleicht war mein Auge, das vergebens sich um den Tod gemüht, jetzt doch klarer für das Leben.

Du hast den Tod nicht beleben können, klang es in mir, hilf wenigstens das Leben lebendig machen. Ganz verstand ich das noch nicht mit dem Geiste, obwohl es doch aus mir kam. Aber ich fühlte es sprossen, es regte sich ein neues Leben . . . ja, ein Leben.

Der Zeiger war vorgerückt . . . die kritische Mittagsstunde war vorbei.

Schrillte nicht wirklich etwas wie ein Stunden- schlag, ein großer, überwältigender, durch das öde Morgengrau?

Ich sah auf und lächelte.

Es war die schrille Glode der Fabrik, die Arbeiter, Mittagsgöttin II

betts glode, die zum Kerker rief, — der Gespenster-
laut das Leben. Ich nidte still für mich mit dem
Kopfe. Es war gut so, ich wußte.



Nun saß ich im Zuge.

Wieder einmal das Kollern der Räder, Stoß
um Stoß, wie Erdschollen, die, von der Grab-
schaufel umgeworfen, in die Tiefe, in die Nacht
hinabgeschleudert wurden, Scholle um Scholle, —
und der Sargdedel krachte, schien tiefer und tiefer
zu sinken. Ja allerdings . . . mit jedem Kreisen,
jedem Kollern dieser Eisenräder versank die Welt,
aus der ich kam, einen Schritt weiter unter mir . . .
und die Räder gingen darüber hin, sie pflügten die
Graberde, hart, unerbittlich, unbekümmert um das
Antlitz der Toten, die bleich, aus geschlossenen
Augen heraufstarrten, immer herauf nach jener
Welt, an der sie so gehangen, — und die sie wie
eine treulose Geliebte verlassen . . .

Mein Blicd glitt an der Landstraße draußen hin.

Hier war ich mit dem Grafen gefahren in der
Morgenstunde, als die Sonne goldrot in den
Kiefernwald blickte, — hier mit Lilly im heißen
Mittag, als ich im Halbschlummer meinte, ein
großes blaues Seidenzelt knisterte über mir, eine
Fontaine rausche . . . nun war das alles aus.
Regen, Regen überall, ein ödes, farbloses Grau,
rieselnde Tropfen an den braunen Stämmen, das

Gewirre der Nadelkronen wie Nebel und im Nebel sich verzerrend, sich verlierend.

Weiter, immer weiter. Die Namen der Stationen klangen: heute waren sie mir nicht mehr fremd, — bald würden sie es wieder sein, — als ein Fremder zog ich ja wieder fort.

Eine allerlezte müde Traurigkeit faßte mich. Das Krollern der Räder dröhnte mir herauf wie eine verschwebende Melodie, ein dumpfes Lebewohl der toten Genossen, der toten Geliebten, der ganzen toten Geistes- und Herzenswelt, die ich im Spreewald zurüdließ.

Dann, je näher die Weltstadt kam, wich das langsam einer Art von Wärme, von Frieden. Ich dachte an Therese. Ob sie da sein würde? Zum erstenmal ahnte ich nun doch wieder, daß ich sie lieben würde, daß ich nicht bloß zu ihr heimkehrte, wie ich geglaubt, um Frieden, Ruhe, Trost zu finden, sondern daß ich mehr fordern, mehr finden würde. Sie war gereift durch das, was dazwischen lag, — und ich war gereift.

Die Häuser der Weltstadt tauchten auf, groß, grau, schattenhaft, mit regennaßblinkenden Dächern, mit hohlen, mahnenden Augen, die mich riefen, die jeden riefen, der Unglück empfunden, der nach Trost gesucht — und dem Trost geworden.

Das war das letzte Trauerbild.

Dann kam der Bahnhof, die eiserne Riesenhalle, das Symbol der Kraft, das Symbol dessen,

was werden konnte, wenn wir nur wollten. Ich lehnte den Kopf aus dem Fenster. Einen Augenblick wirbelte die weiße Dampfwolke der bremsenden Lokomotive über mich hin wie eine Geisterhand. Dann zerriß der Schleier. Am Ende des Perrons, in dem großen trüben Grau der Asphaltflächen, der Eisenstangen, des ganzen Riesenarsenals dieser Kampfesstätte der menschlichen Technik sah ich jetzt die Gestalt des Mädchens, in der schlichten blauen Bluse, die Augen erwartend aufgeschlagen nach dem tollernden Ungetüm, das pfeifend, brausend, knirschend sich dem Zügel beugte und langsam, ganz langsam auf seinen Eisenschienen zur Ruhe kam. Mit einem Blick sah ich beides: die Welt des Kampfes, der ich angehörte als Glied der Gesamtheit — und mein individuelles Glück. Therese hatte mich erkannt, sie winkte, sie kam heran. Gegenüber auf dem andern Geleise lief ein zweiter Zug ein, auch er mit ungeheurem Getöse. Die ganze Bahnhofshalle erklimrte bis zu ihrem Eisenzenith hinauf, — es war, als begrüßten sich die beiden Ungetüme rechts und links, der Asphaltboden bebte, die Dampfwolken mischten sich und umhüllten Therese und mich. Auf weltentrüdter Berghöhe hätten wir nicht einsamer sein können. Und in dieser Tarnkappe, die der Kampf des Jahrhunderts über zwei spät und mühsam gerettete Menschenkinder warf, gaben wir uns den Kuß fürs Leben.

Ende

Holzamer, Wilhelm. Im Dorf und Draußen.

Neue Novellen. Mit Buchschmuck von Otto Ubbelohde.

Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—

Inhalt: Der alte Musikant. Pfarrers Rätchen. Der Held. Noch einmal Herbst. Das Kind. Großmutter. Sein letztes Hochamt. Revue Franco-Allemande: Über seinen Novellen liegt es wie eine Stimmung auf den Bildern Hans Thomas. Alles ist Ruhe und Reichtum, keine grellen Kontraste, kein schreiender Mißklang, kein vergewaltigtes, hin und her geworfenes Empfinden. Schlichte Töne, die aus dem Herzen kommen, sprechen zu uns aus den einfachen Leidenschaften seiner bäuerlichen Helben und Heldinnen. Es sind stille Schicksale mit der Weihe einer tiefgegründeten Wahrheit und Unendlichkeit und dem zitternden Frost einer harten Unabänderlichkeit. Holzamers Kunst ist gesund, kerngesund, heimatbodenständig.

Such, Ricarda. Aus der Triumphgasse. Lebens-

skizzen. 6. Auflage. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Deutsche Rundschau: „Im Traum habe ich die Triumphgasse wiedergesehen“, und wiederum an anderer Stelle heißt es: „Einen Triumphbogen kenne ich, der steht da, wo es in das Tal der Träume hineingeht“. Wirklich ist es Ricarda Such diesmal wunderbar gelungen, Stoff und Darstellung zu seltener Einheit zu vermählen, traumartig wirken auch die Geschehnisse in sich, und es ist ein Farbensplanz darüber ausgebreitet. Es ist auch etwas Sonntagliches in diesem Buche. Die Triumphgasse aber ist der Teil der alten Römerstadt, in dem die Armsten, die Verkommenen leben. Blutige Taten werden da verübt, Kinder gemordet, Frauen mißhandelt. Wie immer wohnt das Laster bei dem Elend. Und das ist das doppelte Problem des Buches: wie ein Mann, der nur banalen Schönheitsstult kannte, sein Herz an diese Enterbten verliert, um es zu finden; wie andererseits in dem Gefindel der Triumphgasse das Menschheitsbild ersichtlich wird. Indem man diese in Armut Verderbten näher kennen lernt, ahnt man ihre Seelen in ursprünglicher Reinheit, wie sie waren und wie sie wieder sein werden, wenn sie ihr Erdenwallen vollendet haben. Mörder werden entfähnt und von Krüppeln geht es wie ein Leuchten aus. Das Buch eines Traumes, wahrer vielleicht als die Wirklichkeit.

Schwann, Mathieu. Liebe. Dem starken Leben

Preis und Gruß. Mit Buchschmuck von F. Schumacher.

Brosch. M. 5.—, geb. M. 6.—

Wiener Zeit: Dies Buch faßt die Liebe als die große Schöpferin der Vergesellschaftung der Menschen auf, überhaupt als die den Menschen zum Schaffen drängende Gewalt, daher als Kraft und Gesundheit, im Gegensatz zur Selbstsucht, der Ablehnung des Schaffens, der Schwäche und Krankheit. Schwann ist eine eigentümliche Verschmelzung des Denkers und des Dichters, und der Dichter ist vielleicht in ihm die stärkere Kraft. Überaus fein beobachtet und intim empfunden sind seine Naturshilderungen, und wo er das Treiben der Menschen darstellt, bewundert man sein Eindringen in das Leben der Seele, seine realistische Erfassung des Charakteristischen, und über allem liegt der Duft echter Poesie.]

Voigt=Diederichs, Helene. Schleswig=Holsteiner Landleute. 3. Auflage. Mit Einband und Buchornamenten von E. K. Weiß. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

Inhalt: Vom alten Schlag. Ein Optimist. Mittagstunde. Ein gefühlloser Mensch. Vater. Magnus Rohholler. Zwischen Lipp' und Kellchstrand. Schutt. Die Balsaminen.

Voigt=Diederichs, Helene. Leben ohne Lärmen. Mit Buchschmuck von J. G. Beldheer. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

Inhalt: Vorfrühling. Engelmakersch Kostkind. Mutter. Sonntags. Nachbarfinder. Uns Herrgott. Nobilmachung. Lütt bet nette Ufftüer. Auf der Ziegelei.

Voigt=Diederichs, Helene. Abendrot. Aus dem Schleswigischen Volksleben. Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Voigt=Diederichs, Helene. Regine Vosgerau. Aus dem Schleswigischen Volksleben. Mit Buchausstattung von Horst=Schulze. Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50

Voigt=Diederichs, Helene. Unterstrom. Gedichte. Mit Buchschmuck von J. B. Ciffarz. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.50

Voigt=Diederichs, Helene. Dreiviertel Stund vor Tag. Roman. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Der Tag: Eigentlich sind es Balladen in Prosa, wie die Droste-Hülshoff sie in Versen schrieb, große Naturbilder und Landschaftsmalereien, mit hingebender Treue der Natur abgelauscht, Menschenschicksale, Charakterköpfe aus dem Volke und aus der Heide — lyrisch-episch-dramatische Protoplasmen. Aber darum keineswegs etwas Verschwimmendes, Zerfließendes, Weiches und Sehnenloses. Sondern gerade umgekehrt: alles Sehne und Spannkraft, großes Leben, im Kleinen zusammengedrängt. Gleich der Droste-Hülshoff besitzt Helene Voigt-Diederichs etwas ausgeprägt Männliches, Hartes, Ediges und Kantiges, die Herbnatur des germanischen Weibes, und dabei den niederländischen Sinn für das Intime, Häusliche, Nahe, die Kunst der Kleinmalerei, der feinen Beobachtung.

(Julius Hart)

M. Gorjki, Novellen

M. Gorjki, Einst im Herbst. Mit Porträt. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Einst im Herbst. Konowalow. Der Vagabund. Auf den Flößen.

M. Gorjki, In der Steppe. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: In der Steppe. Malwa. Bolesj. Ehepaar Orlow. Rauhbein. Das Lied vom Falken.

M. Gorjki, Die alte Isergil. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Die alte Isergil. Aus Langeweile. Ischelsasch. Mein Begleiter. Matar Ischudra. Der Chan und sein Sohn. Die Busenfreunde.

M. Gorjki, Gewesene Menschen. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Gewesene Menschen. Die Blinden. Jemeljan Pilaj. Mein Reisebegleiter.

M. Gorjki, Im Gram. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Im Gram. Der Irrtum. Der Tunichtgut. Die Sechszwanzig und die Eine. Die Straffahrt.

M. Gorjki, Frühlingsstimmen. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—

Inhalt: Frühlingsstimmen. Vom lügenhaften Zeisig und wahrheitsliebenden Specht. Großvater Archip und Lenka. Jugendfreunde. Rain und Artem. Die Geschichte mit dem Silberhohle. Jahrmarkt in Goltwa.

Neue Pädagog. Zeitung: Man nehme von seinen Erzählungen zur Hand, welchen Band man wolle und man wird gefesselt sein von allen den mannigfachen Bildern, welche uns der Dichter entrollt. In bunter Reihe versetzt er uns in die Steppe, ans Meer, in die Gassen der Großstadt und ins Fabelreich. Vagabunden, Zigeuner, Tartaren, Bädergesellen, Kosaken, Kleinrussen, Juden, Schiffer, Handwerker, Hirten ziehen an uns in bunter Reihenfolge vorüber und das Bewunderungswerteste: Jede dieser Gestalten hat eine Seele, ein Schicksal, sie leben vor uns auf und wir leben mit ihnen.

M. Gorjki, Romane

M. Gorjki, Die Drei. Ein Roman. 2. Auflage. 4. und 5. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—

Leo N. Tolstoj, Novellen

- Leo N. Tolstoj, Der Morgen des Gutsherrn.
Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—
Inhalt: Der Morgen des Gutsherrn. Aufzeichnungen eines
Marqueurs. Luzern. Albert. Zwei Husaren.
- Leo N. Tolstoj, Die Kosaken. Brosch. M. 2.—,
geb. M. 3.—
Inhalt: Die Kosaken. Drei Tode. Der Schneesturm.
- Leo N. Tolstoj, Sewastopol. Brosch. M. 2.—,
geb. M. 3.—
Inhalt: Sewastopol. Ein Überfall. Der Holzschlag. Be-
gegnung im Felde.
- Leo N. Tolstoj, Eheglück. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—
Inhalt: Eheglück. Polikuschka. Leinwandmesser.
- Leo N. Tolstoj, Herr und Knecht. Brosch. M. 2.—,
geb. M. 3.—
Inhalt: Der Tod des Iwan Mjitsch. Wandelt im Nicht.
Der Herr und sein Knecht. Die Defabrikanten.
-

Leo N. Tolstoj, Romane

- Leo N. Tolstoj, Anna Karenina. 3 Bde. Brosch.
M. 12.—, geb. M. 15.—
- Leo N. Tolstoj, Krieg und Frieden. 4 Bde.
Brosch. M. 12.—, geb. M. 16.—
- Leo N. Tolstoj, Lebensstufen: Kindheit. Kna-
benalter. Jünglingsjahre. 2 Bde. Brosch.
M. 4.—, geb. M. 6.—
- Leo N. Tolstoj, Auferstehung. 3 Bde. Brosch.
M. 6.—, in 2 Bde. geb. M. 8.—
- Leo N. Tolstoj, Die Kreuzersonate. Mit Nach-
wort. Brosch. M. 1.20, geb. M. 2.—
-

Leo N. Tolstoj, Dramen

- Leo N. Tolstoj, Die Macht der Finsternis.
Drama. Brosch. M. 1.—
- Leo N. Tolstoj, Die Früchte der Bildung.
Drama. Brosch. M. 1.—
- Leo N. Tolstoj, Dramatische Dichtungen.
Brosch. M. 2.50, geb. M. 3.50
Inhalt: Die Macht der Finsternis. Die Früchte der Bildung.
Der erste Branntweinbrenner.

89104402441



B89104402441A



The physical condition
of this book is such that it
C... BE REBOUND

8910440244



b89104402441